Sämtliche werke

Friedrich Hebbel

Hebbel. Sämtliche Werke.

Friedrich Hebbel.

Sämtliche Werke.

Historisch-kritische Ausgabe

besorgt von

Richard Maria Werner.

Berlin.
B. Behr's Verlag.
Steglitzerstr. 4.

Friedrich Hebbel.

Sämtliche Werke.

Neunter Band.

Vermischte Schriften I. (1830—1840).

Jugendarbeiten. — Historische Schriften. — Reise-
eindrücke I.

Berlin 1902.
B. Behr's Verlag.
Steglitzerstr. 4.

Inhaltsverzeichnis.

Seite
Einleitung des Herausgebers VII
Jugendarbeiten S. VII — Beiträge zum Wissenschaftlichen Vereine von 1817 S. IX — Correspondenznachrichten aus München S. XVII — Gemälde von München S. XX — Geschichte des dreißigjährigen Kriegs S. XXI — Geschichte der Jungfrau von Orleans S. XXVI
Weſſelburner Zeit 1830—1833 1
I. [Aphorismen. 1830?] 3
*II. Ideen-Kaleidoscop. 1831 7
III. Zwei Übersetzungen. 1831 8
IV. Wie die Krähwinkler ein Gedicht verstehen und auslegen. 1831 9
V. Dem Schullehrer P. C. Dethleffsen in Brösum! 1831 . 11
*VI. Aphorismen. 1831 13
*VII. Anekdoten. 1833 14
*VIII. Aphorismen. 1833 15
Erste Hamburger Zeit 1835 17
IX. Kritik zu dem Aufsatze: Ideen zu den Ideen des Herrn Otto Krabbe über die Idee des Goetheschen Faust . . 19
X. Recension über den Aufsatz: „über den Einfluß der Poesie" 21
XI. Kritik über „der Stein der Weisen" 23
XII. Kritik zu dem Aufsatz: „Rettung des Judas Ischariot" 24
XIII. Kritik zu dem Aufsatz: „über Toleranz" 26
XIV. Kritik über den Aufsatz: „über die Eintheilung der Geistesvermögen" 26
XV. Kritik über den Aufsatz: „was ist Selbstbeherrschung?" 27
XVI. Kritik zu dem Aufsatz: „über die Geisteskräfte der Thiere" 28
XVII. Kritik zu dem Aufsatz: „was ist Vaterlandsliebe?" . . 29
XVIII. Ueber Theodor Körner und Heinrich von Kleist. Eine Untersuchung 31
XIX. Selbstkritik zu meinem Aufsatz über Körner und Kleist 60

Seite

XX. Kritik zu Vielenbergs Aufsatz: „über Unsterblichkeit“ . 60
XXI. Kritik zu Krogmanns Aufsatz: „über Selbstbeurtheilung“ 63
XXII. Kritik zu Voigts Aufsatz: „was treibt den Menschen zu jeder Handlung an?“ 64
XXIII. Kritik zu dem Aufsatz: „über Menschenkenntniß“ . . . 66
Zweite Hamburger Zeit. 1840 69
Geschichte des dreizigjährigen Kriegs. 1840 71
Geschichte der Jungfrau von Orleans. 1840 223
Reiseeindrücke I. 1836—1839 359
I. Münchner Zeit 1836—1838 359
Correspondenznachrichten 361
1. Das Octoberfest. Oeffentliche Sammlungen 381 361
2. Die Cholera. Menagerie. Schäfflertanz 372
3. Die Osterwoche. Das Fest des St. Georgenordens. Der Bockskeller. Pranger. Schauspieler Jost . . . 379
4. Strauß. Die Gesellschaft. Kunst 384
5. Neue Bauten im englischen Garten 389
6. Carneval. Ein großes Epos. Pinakothek 391
7. Eine Somnambule. Eßlair als Wallenstein. Das Schauspielhaus. Die Zeitschrift von Philipps und Görres. Pinakothek 394
II. Zweite Hamburger Zeit. 1839 401
Gemälde von München. 1839 403
Lesarten und Anmerkungen 425
Wesselburner Zeit 427
Erste Hamburger Zeit 429
Zweite Hamburger Zeit 433
Geschichte des dreißigjährigen Kriegs 433
Geschichte der Jungfrau von Orleans 434
Reiseeindrücke 438
I. Münchner Zeit 438
Correspondenznachrichten 438
II. Hamburger Zeit 440
Gemälde von München 440

Die mit * bezeichneten Nummern gehören Hebbel nicht sicher an.

Einleitung des Herausgebers.

Die Anfänge von Hebbels schriftstellerischer Thätigkeit, wie sie uns in den nicht eben zahlreichen Prosabeiträgen zum „Dithmarser und Eiderstedter Boten", der von Bade und Fischer in Friedrichsstadt gedruckt und herausgegeben wurde, und nun vereinigt in diesem Bande vorliegen, beweisen sein anhaltendes Ringen nach einer ihm gemäßen Ausdrucksform. Sein Stil verrät die Vorliebe für jenes Pathos, das in Schillers Dramen ertönt, zugleich aber für jene ungewöhnlichen Bilder, die Jean Paul eigen sind. Jugendlich unfertig erscheinen diese zum Teil erst aus der Handschrift geschöpften Aphorismen, diese Betrachtungen, philosophischen Reflexionen, diese Anekdoten, sind aber doch ein Zeugnis für Hebbels überraschende Reife. Sie fällt um so mehr auf, als wir die Enge der ihn umgebenden Verhältnisse zu spüren meinen, als wir seinen Gegensatz zu seiner Umgebung deutlich herausfühlen. Wenn man die bescheidene Zeitschrift durchblättert, die oft ganze „Reisen" nur mit amtlichen Kundmachungen antritt, höchstens auf ihren ersten Seiten auch für Unterhaltung und Belehrung sorgt, wenn man die Rätsel und Charaden, die harmlosen „arithmetischen Aufgaben" sieht, die einen Stoff zum Kopfzerbrechen bieten sollen, wenn man vor allem die kleinen Zänkereien liest, die vor dem Publikum abgemacht wurden, dann begreift man, wie diese Welt dem immer rascher sich entwickelnden jungen Dichter so beängstigend kerkerhaft vorkam, daß er sich mit aller Kraft aus ihr zu retten

suchte. Wie selten weht ein frischerer Hauch durch das Gepäck des „Boten"! Ist es nicht bezeichnend, daß die Revolution von 1830 keiner Erwähnung und Goethes Tod nur einer kurzen Notiz wert erachtet wurde, daß aus der großen Welt auch so gar kein Ton nach Schleswig-Holstein herüberklingt, höchstens aus der Hauptstadt des dänischen Reiches einige Hofnachrichten! Dunkelste Provinz, das ist charakteristisch für diese kleine Zeitung. Und wenn man gar nach allerlei Gedichten und Aufsätzen Hebbels auf einen Beitrag stößt wie in der 52. Reise vom Donnerstag, den 29. Dezember 1831 (Sp. 837):

„Bekanntmachung.

Am einstehenden Donnerstag über 14 Tage, als am fünften Januar k. J., sollen von mir auf dem vormaligen Stehnschen Hofe zu Unterschaar zufolge eines mir gewordenen Auftrags circa 30 Stück Hornvieh, namentlich einige Milchkühe und zum Theil schlachtbare 2- 3- und 4jährige Rinder, so wie auch einige Schweine, unter den in termino auctionis zu verlesenden näheren Bedingungen gegen baare Bezahlung Morgens 10 Uhr öffentlich meistbietend verkauft werden.

Kaufliebhaber werden daher eingeladen, sich am gedachten Orte zur bestimmten Zeit einzufinden.

Wesselburen, den 16ten December 1831.

C. F. Hebbel."

dann sieht man den achtzehnjährigen Dichter nicht des Morgens zur Kanzlei mit Akten und abends auf den Helicon wandern, sondern in seiner bescheidenen Schreiberstellung, die zu seinen höheren Bestrebungen einen solchen Kontrast bildet. Wie er das Angenehme mit dem Notwendigen zu verbinden suchte, das lehrt der Brief an Hedde (Bw. I S. 8), in dem er von diesem Viehverkauf spricht.

Aber auch dort, wo er uns kämpfend mit den kleinen Größen seines Heimatländchens entgegentritt, wo er polemisch die Waffe der Ironie schwingt, während ihm Grobheit und persönliche Schmähsucht erwidert, bedrücken diese Streitigkeiten durch ihre Geringfügigkeit und Kläglichkeit. Die Verhöhnungen von Pastor Meyns Predigten, von denen Kuh (Biographie I S. 133) erzählt, waren in allen mir zur Verfügung stehenden Jahrgängen des „Boten“ von 1829—1836 nicht nachzuweisen. Viel läßt sich über dieses Flügeldehnen eines jungen Adlers nicht sagen, trotzdem wird man diese Jugendarbeiten als Gradmesser für Hebbels geistiges Niveau während seiner Wesselburner Schreiberperiode nicht missen wollen, weil uns diese Zeit seines Lebens am wenigsten bekannt ist.

Ungleich bedeutsamer sind die Aufsätze des ersten Hamburger Aufenthalts, die uns ein günstiger Zufall bewahrt hat, während anderes verloren ging. Nachdem Hebbel den folgenschweren Schritt aus der Kanzlei der Wesselburner Kirchspielvogtei in das neue Hamburger Leben gethan und sich zur Nachholung der bisher versäumten Gymnasialstudien auf privatem Wege entschlossen hatte, was bei aller Liebe zu den Wissenschaften nicht ohne schmerzliche Erfahrungen möglich war, richtete er sich in Hamburg so gut ein, als ihm die Verhältnisse gestatteten. Er gesteht am 18. September 1835 seinem Freunde Schacht in Kopenhagen (Nachlese I S. 16): „Sonst lebt es sich in Hamburg recht gut und ich bin auf mehrfache Weise in Kreise verflochten, die viel Angenehmes haben. Zuerst besteht hier ein wissenschaftlicher Verein, in welchem ich aufgenommen bin, er ist durch die Gymnasiasten und durch einzelne Primaner des Johanneums gebildet, lauter gute, theilweise tüchtige und sehr tüchtige Leute.“ Man weiß nicht recht, ob das ein Fortschritt war: aus der Gesellschaft von Kirchspielschreibern, Apothekergehilfen und ähnlichen selbständigen jungen Männern in die Gesellschaft von Gymnasiasten voll jugendlich-unreifer, wenn auch gelehrterer

Kenntnisse. Der „Wissenschaftliche Verein von 1817" war aus der Begeisterung der Freiheitskriege und der burschenschaftlichen Bewegung hervorgegangen und auf Veranlassung des Professors Zinserling im Jahre 1817 gegründet worden; er machte im Laufe der Jahre, wie die „Geschichte des .. Vereins .. Zur Feier des 75. Stiftungsfestes am 22. April 1892" erzählt, verschiedene Wandlungen durch. Im Jahre 1834 trat ein Aufschwung ein, indem statt der wissenschaftlichen die rhetorische Ausbildung der Mitglieder in erster Linie berücksichtigt wurde. Das Jahr 1835, in dem auch Hebbel zu den Mitgliedern gehörte, bildete durch die ungewöhnlich große Beteiligung eine Art Höhepunkt. Der Verein besitzt das „Protocoll für den wissenschaftlichen Verein in Hamburg" und die Sammlung der eingereichten Aufsätze, denen die Recensionen der Mitglieder beigefügt sind, so daß wir für Hebbels Mitarbeit alle nötigen Aufschlüsse gewinnen.

Am 12. Mai 1835 schlug F. W. Gravenhorst, bei dem Hebbel Latein lernte, als neues Mitglied Hebbel vor, und die Versammlung nahm ihn an. Altem Gebrauche nach führte Gravenhorst das neue Mitglied am Tage der 19. Stiftungsfeier, 14. Mai 1835, in Anwesenheit sämtlicher Mitglieder ein und hielt eine Rede auf diesen Tag. Nun ist Hebbel bei jeder Dienstagsversammlung anwesend, zum erstenmal am 19. Mai; an diesem Tage hatte Bode „Vortrag über die Kosmogonie der verschiedenen Völker cens. Hebbel." Diese Rezension, mit der sich Hebbel in den Kreis seiner neuen Genossen einführte, hat sich nicht erhalten, da sie wahrscheinlich nur mündlich vorgetragen wurde. Die Arbeiten des Vereins zerfielen nämlich in Vorträge und Aufsätze, mündliche und schriftliche Kritiken. Jeder mündliche Vortrag wurde nur von einem einzigen Mitglied gleichfalls mündlich „censuriert", jeder schriftliche Aufsatz machte die Runde bei allen einzelnen Mitgliedern, die ihn drei Tage behalten durften und schriftlich zu beurteilen hatten, auch der Verfasser

mußte eine Selbstkritik liefern; die Aufsätze wurden dann mit den Kritiken in einer Wochenversammlung vorgelesen, numeriert und dem Archiv einverleibt.

Als Hebbel dem Vereine beitrat war Gravenhorst Präses, H. W. Bielenberg Sekretarius, außerdem gehörten dem Verein nach der Reihenfolge ihres Eintritts an: F. G. Voigt, H. Ahlers, C. H. Kunhardt, O. Rendtorff, H. E. Bode, G. F. Krogmann, A. W. Schneidler, J. W. C. Vortmann, und H. H. Schwabe. Wegen einzelner Verstöße waren Geldstrafen angesetzt, so mußte Hebbel, obwohl er wegen seiner Gemessenheit im Verein den Spitznamen „Uhr-Hebbel“ führte, schon am 26. Mai 1835 wegen Zuspätkommens 2 β Strafe bezahlen. Am 2. Juni 1835 fungiert er zum erstenmal als „p. t. Secret.“ und schreibt nun die Protokolle mit der in Wesselburen errungenen Gewandtheit. Am 16. Juni hielt Bielenberg einen Vortrag: „wodurch wurde das Aufblühen der Poesie in Deutschland befördert?“ und Hebbel censurierte ihn mündlich; dann folgte noch ein Vortrag Hebbels „über Schillers Lied von der Glocke,“ den Rendtorff censurierte, leider ist auch er nicht schriftlich festgehalten worden. In der nächsten Sitzung am 23. Juni wurde u. a. auch Hebbels Kritik von Schwabes Aufsatz „über den Einfluß der Poesie (Nr. X) verlesen. Es wurde beschlossen, daß er künftig die Aufsätze zuerst erhalten solle; man weiß nicht recht, war das eine besondere Anerkennung oder nur eine Rücksicht auf seine Freiheit von der Schule. Am 7. Juli aber fungiert Hebbel zum erstenmal als „p. t. praeses“, während Voigt seinen bisherigen Posten als Secretarius einnimmt; es wurde u. a. seine Kritik von Ahlers „Über den Stein der Weisen“ (Nr. XI) verlesen. Ahlers trat übrigens in der nächsten Sitzung vom 14. Juli aus. Gravenhorst deklamierte „Der Kirchhof von C. F. Hebbel“, ein Gedicht, das im Jahre 1833 gedruckt worden war; Kunhardts Aufsatz „über Toleranz“ wurde auch von Hebbel kritisiert (Nr. XIII). Am 28. Juli hielt

Hebbel einen Vortrag über Luxusgesetze, den Schneidler censurierte, und las seinen Aufsatz „Über Theodor Körner und Heinrich von Kleist", es wurde beschlossen, daß ihn jedes Mitglied fünf Tage behalten dürfe, statt der herkömmlichen drei. Am 11. August ist Hebbel nicht mehr Funktionär; er schlägt Alberti zum Mitglied vor, der einstimmig gewählt wird, und deklamiert „Seliger Tod von Uhland". Mit einer Rede führt er am 18. August Alberti als neues Mitglied ein; verlesen wurde seine Kritik über Rendtorffs Aufsatz, „Was ist Selbstbeherrschung?" (Nr. XV). In der Versammlung vom 25. August fehlte Hebbel und las dafür nachträglich am 1. September die uns fehlende Kritik zu Bodes Aufsatz: „Weshalb konnte die Reformation nicht vorteilhaft auf die Poesie wirken?" Seine Kritiken der Aufsätze von Krogmann „Über Selbstbeurteilung" (Nr. XXI), von Schneidler „über Menschenkenntnis" (Nr. XXIII) und von Vortmann über Judas Ischariot (Nr. XII) wurden in dieser und der folgenden Versammlung gelesen. Den Sitzungen vom 15. September bis 13. Oktober wohnte Hebbel nicht bei und entschuldigt am 30. Oktober sein Fernbleiben „mit Ehrenwort". Rendtorffs Vortrag „Über den Drang und Druck des allzu Ernsten und Mächtigen" censurierte Hebbel an diesem Tage. Am 27. Oktober zeigte Gravenhorst seinen Austritt an; Hebbel mußte 4 sh bezahlen, weil er eine Kritik nicht geliefert hatte, doch wurde seine verloren gegangene Kritik zu Schwabes Aufsatz „Über den Einfluß der Klöster" gelesen. Am 6. November wird Hebbel durch Alberti krank gemeldet, aber am 16. hält er einen Vortrag: „Über ein großes Wirtshaus", von Krogmann censuriert. Am 23. November fehlte Hebbel, am 30. schickte Rendtorff mit seiner auch die „Mitgliedscharten" Hebbels und Albertis ein, indem er in seiner Zuschrift erklärte, er sei durch geistige Impotenz verhindert, den Verein zu besuchen, und dasselbe geschieht nach dem Protokoll von Hebbel und Alberti. Hebbels Brief vom 23. November 1835 (Nachlese I S. 18)

dankt für die freundliche Aufnahme im Verein und begründet den Austritt durch vielfältige Arbeiten. Rendtorff und Hebbel wurden zu Ehrenmitgliedern erwählt; Alberti aber, der gleichfalls dazu vorgeschlagen war, fiel durch.

Während des Halbjahres vom Mai bis November 1835 hat also Hebbel, wie sich aus diesen Angaben des Protokolls und aus seinen Beiträgen ergiebt, ziemlich regen Anteil an den Arbeiten des Vereins genommen. Er überragte die übrigen Mitglieder an Reife, wie an scharfer Auffassung, gerade so, wie sich seine ausgeschriebene, charakteristische Schrift — sie gleicht schon ganz der Schrift seiner späteren Jahre — von den unbeholfenen Schulschriften der übrigen Teilnehmer abhebt; an gelehrtem Wissen stand er freilich unter ihnen. Aber der zweiundzwanzigjährige Privatschüler, der mit grimmiger Ironie lateinische Genusregeln in Verse brachte und einmal im Tagebuch spottet: „Erhaben klingt es, wenn sich meine Muse philologisch vernehmen läßt:

Die Länder, Inseln und die Frauen
Als Feminina sind zu schauen",

der wohl gar verzweifelnd von der Lombardbrücke ins Wasser blickt, weil er sich die Deklination von ille, illa, illud nicht merken konnte, hatte viel mehr innerlich durchgelebt, als die übrigen Vereinsgenossen. Das merkt man sofort, wenn man seine kurzen, aber den springenden Punkt treffenden Kritiken mit den anderen vergleicht, das ahnt man, wenn man sieht, wie während seiner Mitgliedschaft, was weder vorher noch nachher geschah, merkwürdig oft Gedichte von Uhland deklamiert werden, während sonst Kind, Schiller, Schulze zu den Lieblingspoeten des Kreises gehörten, das fühlt man am stärksten bei der Lektüre seines selbständigen Aufsatzes über Körner und Kleist (Nr. XVIII). Obwohl sich unter den Übrigen besonders Gravenhorst und Bortmann durch tüchtige Leistungen hervorthaten, wußten sie doch mit seinem Vergleiche der beiden Dichter nichts Rechtes

anzufangen: Voigt stimmte rückhaltlos zu, macht sich aber die Sache leicht; Kunhardt ist eingehender, er schreibt vier Quartseiten voll, um für Körner einzutreten und auch seine guten Seiten hervorzuheben, er nennt Hebbel einen Dichter, dem man Subjektivität verzeihe, aber ein Dichter sei kein Kritiker. Rendtorff gesteht, noch nie von einem Aufsatz einen solchen Einfluß verspürt zu haben, wie von diesem, und fühlt sich deshalb dem Verfasser wahrhaft zu Dank verpflichtet. Gravenhorst stimmt besonders den allgemeinen Ideen Hebbels zu, ist aber der Meinung, daß Hebbel gegen Körner ungerecht sei. Schneidler, der kurz vor Hebbels Beitritt dem Verein einen mehr biographischen Aufsatz über Körner vorgelegt hatte, verbeugt sich vor Hebbel, sagt ihm aber parteiische Vorliebe für Kleist und Vorurteil gegen Körner nach. Aber sie alle fühlten doch die Überlegenheit Hebbels, was auch in dem Beschlusse zum Ausdruck kommt, daß jeder den Aufsatz länger, als es Sitte war, behalten solle.

Wahrscheinlich wäre es damals im Juli 1835 auch Anderen als Schülern eines Gymnasiums schwer geworden, Hebbels Auffassung zu billigen, denn wie viele wußten denn näheres von dem unglücklichen Heinrich von Kleist, während der Dichter von „Leier und Schwert" gepriesen, besungen und verehrt war! Hebbel bewies mit seiner Würdigung, daß er sich nicht durch Zeitphrasen blenden lasse, das Echte herauszufinden, das Falsche abzulehnen wisse, daß er ein feines Gefühl für die Poesie hatte, wo sie ihm entgegentrat. Zeitlebens blieb er ein Verehrer Kleists, wenn er auch das holde „Käthchen von Heilbronn" zu eigenem Bedauern preisgeben mußte; er wurde nicht müde, für den „Prinzen von Homburg" und besonders den „Zerbrochenen Krug" seine Stimme zu erheben, er folgte bei eigener Novellendichtung den Bahnen Kleists und begrüßte noch Wilbrandts Biographie mit Befriedigung. Er war schon im Jahre 1835 weiter, als mancher Zeitgenosse, und übertrieb nicht, wenn er in

seiner ausführlichen Selbstbiographie stolz hervorhob, wie viel er schon in Wesselburen auf geistigem Gebiete erkannt habe. Dafür gewinnt man einen Gradmesser in den Kritiken. Wie scharf nimmt er z. B. Stellung in der Unsterblichkeitsfrage, wie entschieden tritt er einer Verachtung der Tierwelt entgegen, wie einsichtig spricht er über die psychologische Wirkung des Kunstwerks, wie geschickt, einmal heiter und ironisch, einmal ernst und würdig versteht er zu polemisieren, über welche dialektische Gewandtheit verfügt er schon damals! Die Lücken seines Wissens, um deren Ausfüllung er sich während der nächsten Jahre so intensiv bemühte, die Mängel infolge seines Bildungsganges, der ihn wohl Weltkenntnis, Stärke, nicht aber Gelehrsamkeit finden ließ, hat er keineswegs versteckt, das tritt am klarsten in der Besprechung von Gravenhorsts Faustaufsatz (Nr. IX) zu Tage: bescheiden hält er sich zurück, nicht nur, weil Gravenhorst sein Lateinlehrer, dessen Aufsatz der erste ist, den er zu besprechen hat, sondern weil er den Goethischen Faust nur zur Hälfte kennt, ihn bloß einmal vor Jahren unter ganz merkwürdigen Schwierigkeiten gelesen hat; zaghaft bringt er seine Gedanken vor und bewundernd blickt er zu dem Freunde auf. Gravenhorst hat wohl auch seine Verbindung mit dem „Wissenschaftlichen Verein" angeknüpft und aufrecht erhalten, nicht viel über einen Monat länger als jener gehörte Hebbel dem Bunde an.

Als er nach dreijähriger Abwesenheit von Hamburg am 31. März 1839 wieder dort eintraf und am 11. April in der nämlichen Kammer saß, in der er vor drei Jahren lateinische und griechische Vokabeln auswendig gelernt hatte, da verglich er seinen gegenwärtigen mit dem vergangenen Zustand und mußte, trotzdem er während seiner schweren Münchner Zeit so oft mit dem Schicksal gehadert hatte, den großen Fortschritt in seiner Lage freudig anerkennen. Der Tagebucheintrag atmet eine so tiefe Befriedigung, wie sie sehr selten in Hebbels Jugendleben wiederkehrt (I S. 159 f.): „Der kaum entpuppte Schreiber, der

es für eine große Ehre hielt, in einen Gymnasiasten-Verein eingeführt zu werden, wird von den ersten literairischen Berühmtheiten Deutschlands gesucht und respectirt, eine Welt der Wirkung liegt vor mir da.“ Trotzdem ist es nicht zu bedauern, daß Hebbel sich an dem Gymnasiastenverein beteiligte, dadurch sind uns Proben seines geistigen Könnens erhalten, die seine „Tagebücher“ willkommen ergänzen und seine Fortschritte besonders nach Seite der Darstellung erkennen lassen. Es war doch etwas Anderes, in dem großen Hamburg mit seinem weltmännischen Geiste sich zu bewegen und seine Kräfte mit Großstädtern, wenn auch nur Gymnasiasten, zu messen, als in Wesselburen mit ein paar Schreibern oder rückständigen Schulmeistern kleine Fehden auszufechten und das Reisegepäck des Ditmarser- und Eiderstedtschen Boten zu vermehren. Gewiß ist es staunenswert, wie viel Hebbel schon als Wesselburner Schreiber durch eigene Kraft erreichte, nur hätte ihn diese Anstrengung auf die Dauer erdrücken müssen. „Der Walfisch braucht den Ocean.“ Es ist sehr wahrscheinlich, daß Hebbel nicht so weiter fortgeschritten wäre, wenn er Wesselburen nicht verlassen hätte.

Er selbst datierte sein Leben erst von der Hedschra aus seinem Geburtsort und hatte wohl alle Ursache dazu, wenn ihm auch im Anfang der Kontrast zwischen seiner verantwortungsvollen Schreiberstellung und dem Gnadenbrot eines Hamburger Privatisten peinlich gewesen sein muß; man braucht nur das schreckliche „Memorial“ (Nachlese I S. 91 ff.) zu lesen, um das zu erfahren. Und in der That ging er einen Weg durch Dornen und Gestrüpp, der ihn nur sehr langsam aufwärts führte. Sorge, Kummer und Hunger begleiteten ihn, aber Liebe und Freundschaft wurden ihm entgegengebracht, um ihn zu erfrischen, wenn er verzagen wollte. Alle seine Versuche, sich als Schriftsteller seinen Unterhalt zu verschaffen, blieben erfolglos, denn das, was er konnte, wollte niemand bezahlen, und was man bezahlen wollte, das vermochte er nicht zu leisten, so

oft er einen Anlauf nahm. Während er, wieder als unfreiwilliger Privatist, in Heidelberg das juridische Studium betrieb, klopfte er vergebens mit seinen Novellen und Gedichten bei Verlegern an; als er dann zu Fuß nach München weiter zog, um als „Litterat" nur seiner inneren Ausbildung ohne Rücksicht auf ein künftiges Amt zu leben, da schwebte ihm in Erinnerung an Heines „Reisebilder" eine künstlerische Verarbeitung seiner Eindrücke vor, doch kam nur die novellistische Skizze „Ein Abend in Straßburg" zustande, für die er in Laubes „Mitternachtszeitung" zwar Aufnahme, aber kein Honorar fand. Beim Besuche Stuttgarts verabredete er nun mit dem damaligen Redakteur des „Morgenblattes" Dr. Hermann Hauff, daß er die Correspondenznachrichten aus München übernehme, was Hauff und Herrn von Cotta „äußerst willkommen" war (Bw. I S. 24). Von München den 30. September 1836 schrieb er Elise (ungedruckt): „Was meine Aussichten für die Zukunft betrifft, so sind sie ausschließlich auf die Schriftstellerei gegründet. Ich habe guten Muth und hoffe . . . Ein großer Gewinn für mich ist es, daß Hauff mir die Münchner Correspondenz für's M.-Bl. anvertraut hat. München bietet dem Correspondenten, der Gedanken im Kopf hat, unendlich viel zur Besprechung dar. Diese Correspondenzen werden meine hauptsächlichste Arbeit für den Winter bilden." Er ging auch sogleich ernst an seine Aufgabe, das ergiebt der Schluß seines Briefes (Bw. I S. 25): „ich darf der Correspondenz wegen, die ich heute schon angefangen, Nichts vom Octoberfest . . . versäumen." Mit Rendtorff macht er sich auf, die Herrlichkeiten zu betrachten und sofort in einem Artikel zu beschreiben. Mit ihm eröffnete er die Correspondenz-Nachrichten; am 17. Oktober meldet er's der Hamburger Freundin (Bw. I S. 26) und fügt hinzu, er habe viele Mühe darauf verwendet, hoffe aber, er solle die Ansprüche der Redaktion zufriedenstellen. Das war wohl der Fall, denn verhältnismäßig rasch brachte sie den Aufsatz zum Abdruck,

während die vier mitgesandten Novellen keine Aufnahme fanden. Erst am 30. Januar 1837 konnte Hebbel wieder schreiben (Bw. I S. 43): „Ich habe heute endlich einmal wieder einen Correspondenzbericht für's M.-Bl. angefangen; er ist fast fertig, geht morgen oder übermorgen ab und enthält eine Geschichte der Cholera, die jetzt, dem Himmel sey Dank, größtentheils vorbei ist. Alles fällt mir gegenwärtig schwer, auch das Verfertigen der Correspondenzberichte; so wie ich eine Zeile geschrieben habe, fühl' ich mich nicht zu der zweiten aufgelegt, sondern dazu, die erste wieder auszustreichen. Wie das enden soll, weiß ich nicht.“ Dieser zweite Artikel, den er wegen seines Rheumatismus einem Freunde in die Feder diktieren mußte (Nachlese I S. 45), ist vom Februar 1837 datiert, erschien aber erst in den Nummern vom 4.—7. März, so daß Hebbel schon fürchtete er sei bei Seite gelegt worden, wenigstens schrieb er am 14. März — er selbst sah das Morgenblatt nicht — in einer ungedruckten Stelle: „Laeiß hat gewiß Recht, im M.Bl. steht wohl Nichts von mir. Ich zweifle, daß Hauff meinen letzten Correspondenzbericht aufnehmen wird. Ein Correspondent, der kein Theater, kein Concert, kein Museum, keine öffentliche Gesellschaft, kein Kaffehaus, besucht, müßte schon allwissend sein, wenn er erträglich berichten sollte.“ Am 18. Juni weiß er vom Abdruck, hat aber noch immer kein Honorar (Bw. I S. 56), erst am 27. Juni erhielt er 30 fl. 3 kr. von der Cottaschen Buchhandlung, und zwar für Correspondenzberichte und Gedichte, da meint er wohl in rührendem Stolz (Tgb. I S. 68): „Die goldene Seite der Poesie.“

Die nächste Kunde bringt der Brief vom 19. Oktober 1837 (Nachlese I S. 52): „Gestern habe ich endlich einmal wieder einen Correspondenz-Artikel für's Morgenblatt abgefertigt.“ Das ist also jener Bericht, der „Strauß“ behandelt, der vierte, während der dritte in den Briefen an Elise nicht erwähnt wird; ob dieser vierte Bericht ganz von Hebbel herrührt? Am 7. Dezember

1837 schreibt er (ungedruckt): „Wie ich jetzt hinsichtlich der Correspondenz mit dem Morgenblatt stehe, weiß ich nicht; neulich stand ein aus München datierter Artikel darin, der nicht von mir war, dennoch hatte Hauff mich erst im Oct. durch Rousseau zur Fortsetzung meiner derartigen, seit so lange unterbrochenen, Mittheilungen auffordern lassen; ich habe jetzt um Aufklärung gebeten. Ein Wunder wär's übrigens nicht, wenn sie einen neuen Correspondenten angestellt hätten; ich habe den Posten sehr nachlässig versehen, da ich nun einmal keine Trivialitäten schreiben kann." Das Morgenblatt brachte in den Nummern vom 16.—18. November einen Artikel über „Friedhof. Kirchen. Theater. Kunst. Manhard", der mir, noch ehe ich die Briefstelle kannte, wegen der eingestreuten englischen und französischen Citate, wie wegen des Stils verdächtig war. Er stammt also wirklich nicht von Hebbel. Zweifelhaft bin ich dagegen bei dem kurzen Bericht vom November 1837, der am 6. Dezember abgedruckt wurde; für Hebbels Autorschaft spricht hauptsächlich, daß er für den englischen Garten und den Monopteros eine große Vorliebe hegte, die sich noch am Tage seines Abschieds von München und dann bei seinem späteren Besuch im Jahre 1852 äußert. Der nächste Münchner Artikel des Morgenblattes, vom Februar 1838, gehört Hebbel, denn am 31. März schreibt er Elise (Bw. I S. 69): „Im M.Bl. steht jetzt von mir ein Correspondenz-Artikel; er ist vom 20. Februar datirt, am 20. April werde ich abermals einen absenden. Die Correspondenz ist in hiesiger Stadt sehr schwer zu führen, doch werd' ich mir so viel Mühe geben, als möglich, um regelmäßig alle Monat im M.Bl. aufzutreten." Aus diesem Briefe darf man wohl auch entnehmen, daß der Bericht vom März über „Händels Samson" in Nr. 71, dessen fachmännische Kenntnisse Hebbel trotz seiner Freundschaft mit Gärtner nicht zuzutrauen sind, von einem anderen Correspondenten herrühren müsse. Seit dem Aprilbericht scheint Hebbels Thätigkeit ihr Ende gefunden

zu haben, obwohl er fast noch ein ganzes Jahr in München blieb. Er hatte keine Neigung dazu, mit journalistischer Gewandtheit die flüchtigen Erscheinungen des Tages leicht festzuhalten, trotzdem wird man seinen Berichten die Begabung nicht absprechen. Die Erlebnisse Hebbels während seiner Münchner Notjahre spielten sich in seinem Inneren ab, er war nicht in der Lage, auch äußerlich genug für eine regelmäßige Zeitungscorrespondenz aufzunehmen. Die Spalten des Litteraturblatts, der von Menzel geleiteten Beilage zum Morgenblatt, die besser für ihn gepaßt hätten, waren ihm aber verschlossen.

Was er mit seinen scharfen Augen beobachten konnte, das hielt er in einem ungewöhnlich treuen Gedächtnisse fest. Dafür kann das „Gemälde von München“ ein Zeugnis ablegen. Auch dieser Aufsatz entstammt keinem inneren Bedürfnisse Hebbels, er verfaßte ihn auf eine fremde Anregung hin. Den 11. April 1839 (Tgb. I S. 160) schreibt er: „Gutzkow will für den Telegraphen einen Bericht über München, für sein Jahrbuch meine Kritiken über Heinrich Laube,“ und am 12. April morgens: „Ich habe schon ein Paar Seiten über München geschrieben. Dergleichen Geschwätz widert mich an“; aber er schrieb es doch weiter, denn er brauchte das Honorar; übrigens konnte er im Jahresabschluß (Tgb. I S. 191) bemerken: „In den Telegraphen gab ich: ein Gemälde von München, das meinen eigenen Beifall, den es nicht hat, entbehren kann, da es den des Publicums erhielt.“ Diesen mochte der gewandt und übersichtlich geschriebene Bericht durch seine Vielseitigkeit, durch die Wärme des Tons und die gewandte Schilderung erringen. Wenn man auch nicht verkennt, daß Hebbel bestrebt war, dem Geschmacke des Publikums durch pikantes Zuspitzen der Mitteilungen entgegenzukommen, so freut man sich doch z. B. über das köstliche Bild der Münchner Bevölkerung, besonders der Münchnerin und ahnt, daß für Hebbels Entwickelung München etwa das bedeutete, was einst für Goethe der italienische Aufenthalt

geworden war. Man denke nur an seine Bemerkungen über die Sinnlichkeit (**415**, 8 ff.). Beppi Schwarz hieß das katholische Mädchen, das den Ketzer Hebbel von seinen Lippen speiste. Das „Gemälde von München" bildet so den verklärenden Abschluß einer Zeit, die trotz ihrer Bitterkeiten und Entbehrungen große Wichtigkeit in Hebbels Leben hatte; darum ist es nicht zu bedauern, daß sich Hebbel dem Wunsche Gutzkows fügte und das Gemälde entwarf. Uebrigens scheint es nicht ganz vollendet zu sein, da der Schluß des VI. Abschnittes im „Telegraphen" als „Fortsetzung" angekündigt wurde. Hebbel hatte die Lust wohl vollständig verloren und brach ab.

Gleichfalls nur einem fremden Auftrag folgend, verfaßte er seine beiden historischen Schriften, die 1840 in einer populären Sammlung „Wohlfeilste Volksbibliothek" erschienen. Man möchte vermuten, daß Amalie Schoppe, die für das Unternehmen im 19. Bändchen eine Geschichte der Maria Stuart mit ihrer flinken Feder beisteuerte, die Verbindung Hebbels mit dem Verleger B. S. Berendsohn vermittelt habe. Das Honorar soll freilich nur unbedeutend gewesen sein und nicht einmal achtzig Thaler betragen haben (Kuh, Biographie I S. 421), aber für Hebbels damalige Verhältnisse mußte auch eine solche Summe begehrenswert erscheinen, wenn sie ehrlich verdient wurde und seiner schriftstellerischen Stellung nicht schadete. Deshalb ließ er die beiden Werkchen nicht unter seinem Namen ausgehen, sondern wählte ein unverfängliches Pseudonym, vielleicht in Erinnerung an seinen Jugendfreund Franz, den späteren Helgoländer Apotheker.

Wie er selbst mitteilt, mußte er die „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" neben anderen Arbeiten von größerer Wichtigkeit — er dichtete die Judith! — in einer Zeit von sechs Wochen abfassen; sein Ziel war darum nur, in Anlehnung „an Galetti, Schiller, Woltmann und andere" die Hauptmomente des unerfreulichsten aller deutschen Kriege darzustellen. Trotzdem glaubt er, manches Eigene gebracht zu haben.

Sein Interesse war natürlich schon sehr früh der Geschichte zugewandt, über deren Verhältnis zur Poesie er sich während seiner Münchner Jahre Klarheit verschaffte. Die Aufgabe der Geschichte sah er darin, daß sie „das Nothwendige“ suche „oder besser, sie liefert den Beweis, daß Alles nothwendig sei,“ wie er sich am 12. Februar 1840 Wihl gegenüber aussprach (Tgb. I S. 199). Dieser Auffassung will er nun auch selbst genügen, da er ein historisches Faktum behandeln muß. Alles Thatsächliche schöpft er aus Schillers Werk, dem er meist folgt, indem er es nur durch Galetti und Woltmann kontrolliert und ergänzt. Aber ihn leitet der Gedanke (75, 4 ff.), daß der dreißigjährige Krieg im Grund um eine Idee, einen geistigen Besitz geführt wurde; die Reformation war notwendig gewesen, um dem menschlichen Geist die ihm gebührende Freiheit zurückzugeben, der traurige Krieg aber war die notwendige Folge der Reformation: es galt, der Wahrheit aufs neue die Überzeugung ihrer Unvertilgbarkeit zu gewinnen, und das leistete der Krieg. Mögen die äußeren Verluste noch so groß gewesen sein, es blieb ein innerer Gewinn, und darum war er notwendig. Von dieser Idee war Hebbel bei der Abfassung seiner Geschichte erfüllt. Unwillkürlich wendet er auf die Geschichte dieselbe Betrachtungsweise an, die ihm beim Drama unerläßlich schien: ein Moment wird dargestellt, der ein Zugrundegehen des Alten und ein Hervortreten des Neuen zeigt, also ein welthistorisch wichtiges Ereignis, „keineswegs eine bloße Antiquität!“ Im Christentum sah Hebbel einen bedeutsamen Fortschritt gegenüber dem Heidentum und dem Judentum; nun war aber das Christentum daran, wieder ins Heidentum zurückzusinken, und das hat die Reformation und, sie fortsetzend und bekräftigend, der dreißigjährige Krieg verhindert. Um die Notwendigkeit dieser Ereignisse recht einleuchtend zu machen, rückt Hebbel in seiner Einleitung die historischen Thatsachen fast beängstigend zusammen und betont, wie sich der Krieg langsam vorbereitet und durch die lange Verzögerung so furchtbar

gestaltet. Auch das Eingreifen der einzelnen Persönlichkeiten betrachtet er von dem Gesichtspunkt aus, ob sie für ihren Platz geschaffen, also notwendig waren, oder nicht. Darum das scharfe Urteil über Rudolph II., das im Wesen, aber nicht in der Form, mit Schillers Urteil zusammenfällt, und über Matthias, der seine große Aufgabe zu umgehen suchte, statt sie zu lösen; darum die vorurteilslose Würdigung Ferdinands II., der Tadel des kleinen Geistes Friedrich von der Pfalz, für den Hebbel nur Hohn hat. Man merkt aber auch, wie für Hebbel die Geschichte dann erst volles Interesse gewinnt, wenn er die handelnden Menschen betrachten kann. Er sieht sie vor sich, er leiht ihnen durch kleine Züge fast dramatische Lebendigkeit. Wie wird unter seinen Händen der Winterkönig zu einer Lustspielmajestät, dem die Donner der Schlacht am Weißen Berge nicht den Appetit verdarben, aber der Ausfall der Schlacht die Verdauung störte. Wie legt er das Geschick Ferdinands (bes. S. 90f.) tragisch an! Wie verknüpft er die Thatsachen, gleich einem geschickten Regisseur, um das Auftreten Wallensteins vorzubereiten! Auch in der Gruppierung der Ereignisse waltet das Prinzip, eines als Folge des anderen, also als Notwendigkeit, darzustellen. Und Wallenstein wird zum Träger von Ideen, „die erst spätere Jahrhunderte verkörpern sollten"; von ihm heißt es (S. 98): „wer einen Gott machen kann, ist größer, als der Gott selbst," worin schon A. von Weilen in seiner Analyse der beiden historischen Schriften Hebbels (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Weimar 1898. S. 458) eine Ähnlichkeit mit dem Holofernes gesehen hat. Mit größerer Sympathie zeichnet Hebbel die Gestalt des Schwedenkönigs Gustav Adolph, vergißt aber auch nicht Tilly, zumal in seiner Grausamkeit gegen Magdeburg, psychologisch zu erfassen. Übrigens ist die Eroberung Magdeburgs ein wahres Prachtstück historischer Behandlung, voll Stimmung und dramatischer Accente; sie übertrifft in ihrer Kürze noch die Schilderung Schillers.

Immer wieder fällt Hebbels Geschick auf, mit dem er aus

der Fülle des Materials das Wesentliche herausgreift, um Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen. Er befleißigt sich einer schönen Objektivität, war also schon bei Abfassung dieser Schrift von der Überzeugung durchdrungen, die er fast ein Menschenleben später in der Recension von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts" in die Worte gefaßt hat: „wer mir nicht Ignaz von Loyola und den La Roche Jacquelin zeichnen kann, dem erlasse ich auch den Luther und den Mirabeau." Wie als Dramatiker sucht er als Historiker, Spiel und Gegenspiel in ihrer Notwendigkeit erscheinen zu lassen. Auch die künstlerische Gliederung ist nicht zu verkennen, die Einzelnes verkürzt, um Wichtigeres in den Vordergrund zu rücken, darum wird Bernhard von Weimar nur als Person zweiten Rangs behandelt, darum bleiben die Führer des Krieges, die erst nach Tillys und Wallensteins Tod hervortreten, trotzdem Hebbel besonders dem tüchtigen Oxenstiern, dem zufahrenden Banner gerecht wird, in zweiter Linie; darum erhielt die Schlacht bei Lützen nicht so helle Farben, wie die Eroberung von Magdeburg. Mehrmals hebt Hebbel hervor, daß die Verhältnisse dem Einzelnen damals viel größeren Spielraum zum Fassen persönlicher Pläne gestatteten, als andere spätere Zeiten, denn er sah das Ziel des ganzen Kriegs darin, die Welt zu beruhigen, die religiösen Verhältnisse festzustellen, ein neues, modifiziertes Staatensystem zu bilden. War also der Egoismus eines Gustav Adolph oder eines Wallenstein oder — in weiterem Abstand — eines Bernhard von Weimar darauf gerichtet, auf den Trümmern des deutschen Reiches neue Gebilde erstehen zu lassen, dann verfolgte er nur mit Notwendigkeit die Ziele des Kriegs. Dies erklärt Hebbels milde Beurteilung solcher Unternehmungen, während er sonst, man denke nur an die Behandlung Johann Georgs von Sachsen, mit scharfem Tadel nicht kargt, wenn seinen strengen ethischen Überzeugungen das Thun der Persönlichkeiten nicht entspricht. So hat er denn auch beim Friedensschluß für Frank-

reich nur Worte patriotischer Entrüstung und beklagt fast pathetisch den Verlust des „schönen Elsaß“ (S. 220), das er ja aus eigener Anschauung kannte.

Das Elend, das vom großen Krieg in Deutschland hervorgerufen wurde, zeichnet er mit wenigen, aber klaren Strichen (S. 178 f.), um für die Friedensverhandlungen den Hintergrund zu gewinnen; auch bei den langwierigen und kleinlichen Bemühungen um den westfälischen Frieden wird er den beiden widerstreitenden Ansichten gleichmäßig gerecht und hat für Trautmannsdorf, wie für Oxenstiern Raum in seinem Interesse. Beansprucht Hebbels „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs“ auch keinerlei historischen Wert, sie legt doch ein Zeugnis für seine Reife ab; trotz aller Abhängigkeit von seinen Vorgängern, besonders von Schiller, gegen den er freilich ein paarmal polemisiert (S. 144, S. 190), verdient sie ihren Platz unter seinen Schriften. Wenn er sie auch, worauf noch die Sprache kommen wird, öffentlich verleugnete, war das doch kein Grund für seinen Biographen Emil Kuh, sie bloß zu nennen, ohne sie zu charakterisieren, und Alexander von Weilen that sehr recht daran, auch ihr eingehende Beachtung zu schenken. Manches in ihr verweist ohnehin auf weiteres bei Hebbel. Wir werden besonders S. 133 bei dem Satze: „der bedrängte Cäsar überzeugte sich knirschend, daß Krone, Zepter und Purpur eitle Symptome sind, wenn nicht der gute Wille des Volks ihnen Werth und Bedeutung giebt,“ schon an Worte des Herzogs Ernst in der „Agnes Bernauer“ und an die Reden des Königs Kandaules im „Gyges“ erinnert. Zwei Stellen (S. **131**, 14 ff. und **149**, 10 ff.) begegnen ähnlich in der „Geschichte der Jungfrau von Orleans“ (S. **284**, 31 ff. und **249**, 20 ff.). Wenn noch ein Zweifel an Hebbels Autorschaft bliebe, würde er durch die erhaltene Vorrede und die gelegentlichen Übereinstimmungen mit den Tagebüchern zerstreut. Der Arbeit selbst gedenkt er freilich nicht.

Auch für das zweite historische Werk „Geschichte der Jungfrau von Orleans“ treffen wir nur eine Spur in dem tagebuchartigen Brief an Elise, den Bamberg in zwei Teile zerrissen dem Bw. und dem Tgb. einverleibte, u. z. am 26. Juli 1840 (Tgb. I S. 220): „Erst vor zwei Tagen bekam ich Görres' Buch über die Jungfrau von Orleans. Nun muß ich daran.“ Daraus scheint doch hervorzugehen, daß er damals seine „Geschichte“ noch nicht begonnen hatte, was aber mit einer anderen Nachricht nur schwer in Einklang zu bringen ist. In der „Zeitung für die Elegante Welt“ vom 30. Juli 1840 teilte nämlich der Hamburger Korrespondent Friedrich Clemens, der die „Wohlfeilste Volksbibliothek“ mit seinem „Leben Dr. M. Luthers“ eröffnete und später fünf Bändchen mit seinem „Napoleon“ füllte, aus Rache für die derbe Lektion, die er von Hebbel im „Telegraphen“ erhalten hatte, hämisch über das neue Unternehmen mit, zwei Mitarbeiter würden pseudonym bleiben: „Der zweite, der schon öfter genannte Hebbel (früher Hauslehrer im Holsteinischen), der die Geschichte von der Jungfrau von Orleans und dem dreißigjährigen Krieg bearbeitete, ist, höre ich, auf keine Weise zu bewegen, seinen Namen der Volksunternehmung anzureihen und wird nur als Pseudonymus die Bibliothek beglücken.“ Daraufhin schrieb Hebbel am 29. Juli 1840 dem damaligen Redakteur der „Eleganten“, Gustav Kühne, einen Brief, den zuerst G. Karpeles abdrucken ließ und mit willkommenem Kommentar versah (vgl. Nachlese I S. 124 f.); er widersprach der Nachricht und legte eine Erklärung der Berendsohnschen Verlagsbuchhandlung bei, um deren Abdruck er ersuchte, so daß in Nr. 152 vom 6. August 1840 wirklich die „Erklärung“ mit folgendem Wortlaut aufgenommen wurde: „Wenn in einem Correspondenzartikel der Zeitung für die elegante Welt Herr Friedrich Hebbel als Verfasser der in unserer wohlfeilsten Volksbibliothek erschienenen Geschichte des dreißigjährigen Krieges und der noch erscheinenden Geschichte der Jungfrau von Orleans

bezeichnet wurde, so beruht dies auf einem Irrthum, indem, wie wir Verleger erklären, Herr Dr. J. F. Franz Verfasser beider Arbeiten ist. Hamburg, den 28. Juli 1840. B. S. Berendsohns Buchhandlung." Daraus würde hervorgehen, daß damals die zweite Schrift schon im Erscheinen begriffen war, was eine Benutzung von Görres' Buch für den Anfang von Hebbels Arbeit natürlich ausschlösse. Damit stimmen aber die Thatsachen nicht überein, denn Hebbel ist, abgesehen von der allgemeinen Einleitung, im Beginn seines Geschichtswerks ganz ebenso abhängig von Görres, wie im weiteren Verlauf. Darum muß man die Worte der „Erklärung" über die „noch erscheinende Geschichte der Jungfrau" so auffassen, als ob gesagt werde, sie solle erst erscheinen, denn eine Ausgabe der „Volksbibliothek" in Heften, an die man denken könnte, ist deshalb ausgeschlossen, weil die acht Bogen des Bändchens dem widersprechen; der erste Bogen reicht bis zu den Worten: „aus der Fülle eines immer" 239, 23 und zeigt schon den Einfluß von Görres. Hebbels Büchlein kann also erst nach dem 26. Juli 1840 begonnen und erheblich später erschienen sein, wenn er die Abfassung auch noch so sehr beschleunigte. Wahrscheinlich hatte sie Hebbel erst anfangs September fertig (vgl. Tgb. I S. 224), kurz bevor er sich der Genoveva zuwandte. Das zweite Werk ist erheblich kürzer, als das erste, dessen zweite Hälfte viel kompresser gedruckt wurde, daher konnte er es rascher vollenden, zudem war ihm der Stoff ganz vertraut, da er sich schon in München (vgl. Bd. V S. 41 ff.) mit einer dramatischen Neugestaltung eingehend beschäftigte, der nur Schillers Werk im Wege stand. Sein innerer Anteil an diesem historischen Ereignis war darum auch viel größer, als bei der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Als Quelle seiner Darstellung nennt er (S. 255) Charmettes, dessen ausführliches Werk, was die Data anlangt, dem seinigen zu Grunde liege. Wenn wir diese Bemerkung auch nicht hätten, ließe sich aus unzweifelhaften Ähnlichkeiten die

Kenntnis dieser Darstellung erweisen. Aber ebenso unzweifelhaft ist, was mir sofort bei der Lektüre von Alexander von Weilens Aufsatz in den Sinn kam, daß Hebbel im Jahre 1840 noch nicht Französisch konnte und daher unmöglich das vierbändige Original von M. Le Brun de Charmettes zu benützen vermochte, daß er vielmehr einer Übersetzung gefolgt sein müsse. Darauf deutet eigentlich Hebbel selbst hin, wenn er (S. 244) sagt, die Prozeßakten seien ihm „jetzt nicht zur Hand,“ was dem französischen Werke gegenüber doch schwer verständlich wäre. Weilen muß der Quellenuntersuchung weniger Aufmerksamkeit geschenkt haben, sonst wäre die Entschiedenheit seiner unrichtigen Angaben (S. 440 f.) nicht verständlich. Hebbel hat den Charmettes ausschließlich aus dem Buche von Fouqué gekannt und ausgenutzt. Das läßt sich trotz der gegenteiligen Behauptung Weilens erweisen. Mir war Fouqués Buch lange nicht zugänglich, so daß ich mich bei meiner Untersuchung mit der Möglichkeit vertraut machen mußte, Hebbel habe doch schon Französisches lesen können, denn es waren Zusätze wie Änderungen des Wortlauts bei Görres nur durch Charmettes zu erklären. S. 271, 28 wird la Hire durch sein Gebet characterisirt: „lieber Gott, thu du für la Hire, was du mögtest, daß la Hire für dich thäte, wenn la Hire Gott wäre, und du la Hire“; es fehlt bei Görres und machte doch solchen Eindruck auf Hebbel, daß er es in der „Maria Magdalena“ (50, 24 ff.) ernst verwertete. Charmettes gedenkt in anderem Zusammenhange, in seiner Introduction, bei der ersten Charakteristik des tapferen La Hire (I S. 103) zum Jahre 1427 des Gebetes, und darin folgt ihm Fouqué (I S. 85 f.) genau. Hebbel sagt (S. 279), „ihr Hauswirth“ hätte Johanna gern zurückgehalten, Görres (S. 127) „die Hausfrau“, Charmettes (II S. 88) dagegen son hôte; aber bei Fouqué (I S. 331) heißt es auch „Johanna's Hauswirth“. Wenn Hebbel oftmals (z. B. 269, 10 ff.) bei Citaten von Quellen dem Wortlaute des Französischen, sogar in Kleinigkeiten (z. B. 280, 1 „schlimmer“,

Görres S. 127: „elender", Charmettes II S. 89 „méchant," Fouqué I S. 332 „schlimmer") genauer folgt, als Görres, so schließt er sich darin überall Fouqué an. Man gewinnt nach sorgfältiger Prüfung des Thatbestandes, von dem ich nur ganz wenige Proben geben kann, das Resultat, daß Hebbel Görres an der Hand des französischen Werkes von Charmettes nachprüfen und verbessern wollte, sich dabei aber ausschließlich an Fouqués bearbeitende Übersetzung hielt. Was Weilen anführt, um zu erweisen, daß Hebbel „auch das französische Original vor sich hatte", zumal die „Briefe der Jungfrau und die Anklageartikel, die Fouqué nur fragmentarisch aufgenommen hat", steht alles bei Görres, so daß Hebbel einfach aus den Büchern von Görres und Fouqué ein drittes schuf. Überzeugender als Weilens Parallelen aus Fouqué ist z. B. die Stelle (S. 281, 26 ff.), wo Hebbel die Überlieferung erwähnt, Johanna habe nach ihrer Verwundung gesagt: „Es ist nicht Blut, es ist Ruhm, was aus dieser Wunde fließt." Weder bei Görres, noch bei Charmettes finden wir dies, wohl aber bei Fouqué (I S. 337), so daß jeder Zweifel schwindet. Den flüchtigen Auszug Friedrich Schlegels „Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranzösischen Quellen. Mit einem Anhange aus Hume's Geschichte von England" (Berlin 1802) kann dagegen Hebbel nicht gekannt haben. Ja selbst die Erwähnung Charmettes' als Quelle (S. 255) kann als Beweis für die Benutzung Fouqués angeführt werden. Hebbel bespricht das Eingreifen der Agnes Sorel, von dem Görres nichts erwähnt, und erzählt, daß ihr Karl, um die ihr gewordene Prophezeiung zu erfüllen, versprochen habe, ein Held zu werden. Dann fährt er fort: „Man will diese Sage bezweifeln, unter Anderen auch Charmettes, dessen ausführliches Werk ... dem meinigen zu Grunde liegt." Fouqué (I S. 157) bot die Sage nach Brantome und fügt hinzu: „Die Urschrift dieses Werkes" — das ist eben Charmettes — „zweifelt an Alledem." Diese Proben

aus einer erdrückenden Fülle reichen hin, um Hebbels Unselbständigkeit darzulegen.

Sein eigen ist nur die Tendenz seiner Arbeit, auf die übrigens Fouqués Auffassung gleichfalls eingewirkt hat. Hebbel steht vor dem „geheimnisvollsten Objekt der Geschichte“, dessen Rätsel zu lösen unmöglich ist, vor einem Wunder, und kann daher nur darnach streben, die Verhältnisse seines Erscheinens aufzuzeigen und die Trägerin des Wunders psychologisch zu erfassen. Er nennt Johanna (S. 356) eine „religiös-naive“ Natur, „bei der sich jeder Gedanke in Anschauung und jedes Gefühl in That verwandelte“. Sie ist ihm „ein von Gott emancipirtes Weib“ (S. 298), das allerdings, wenn der Geist das Ungeheure verlangt, nicht zögert, es auszurichten, dann aber schüchtern und eilig in das Innerste einer keuschen, stillen Natur hineinflüchtet, um daraus, wie aus einer sicheren Burg, erst im Falle der Not erröthend wieder hervorzukommen; also das Gegenteil moderner emancipationssüchtiger Weiber, die nur von der Gesellschaft emancipiert worden sind (Nachlese I S. 43). Die damalige Lage der Welt ist so, daß die Gottheit persönlich eingreifen muß, was sie nur durch das Wunder thut; als Werkzeug braucht sie ein naives Hirtenmädchen, das darum nur so lange ratend und entscheidend im Kreise der Helden die Stimme erhebt, als der Geist Gottes aus ihm spricht. Gott aber muß ein Wunder thun, um Frankreich, den Ausgangspunkt der Revolution, zu erhalten (Tgb. I S. 222). Wir erkennen den Dichter der „Judith“, der in seiner ersten Tragödie ein ähnliches Ereignis in ähnlichem Geiste behandelt hatte.

Sein Interesse gilt nur der kindlich-reinen Jungfrau, der gegenüber alle anderen Personen zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsinken, besonders der König, dessen Kläglichkeit Hebbel ebenso brandmarkt, wie die des Winterkönigs. Er vermeidet alles, was Johannas Bild als störender romantischer Flitter um seine Einfachheit brächte, und polemisiert darum (S. 267) gegen

Schillers Sentimentalität, wie er denn nicht müde wird, immer wieder zu Schillers „Jungfrau“ in gelegentlichen Bemerkungen z. B. der Aufsätze über den Briefwechsel mit Körner, über Webers „Wahabitin“ u. s. w. Stellung zu nehmen. Die Realität erscheint ihm, weil den Kern der Dinge treffend, poetischer, als die idealisierende Darstellung; doch verwirft er nicht minder den flachen Spott eines Voltaire, von dessen „Pucelle“ ihm Görres (S. 403) oder Fouqué (II S. 371) Kunde gaben.

Das Auftreten Johannas, ihre kriegerischen Thaten, ihre Siege sind Wunder, Wunder aber können nur erzählt, nicht erklärt werden, darum läßt sie auch Hebbel unerklärt; er bemüht sich nur, Johannas guten Glauben zu betonen und das Einfache, Natürliche (z. B. S. 291, 13 ff.) neben dem Wunderbaren oder (z. B. 275, 30 ff.) als Ergänzung des Wunderbaren zu kennzeichnen. Das Wunder greift nur dann ein, wenn es notwendig ist. Gott hilft nur dem, der sich selbst hilft. Aus verschiedenen Thatsachen (z. B. 281, 22 ff.) folgerte er dies auch als Johannas Meinung und konnte daher ein Bild von ihr entwerfen, das über dem Ungewöhnlichen das Menschliche nicht außer Acht läßt. Mancher Irrtum der Jungfrau, mancher kleine weibliche Zug rücken uns das Mädchen nahe, das nicht von überirdischen Stimmen allein geleitet wird, sondern, zumal während der spitzfindigen Verhöre, den schärfsten klaren Menschenverstand und eine rasche Auffassungskraft bewies. Mit Geschick und Geschmack hebt der Verfasser das Wichtige hervor, gruppiert er die Thatsachen übersichtlich und wirksam, wobei er freilich an Görres einen brauchbaren Führer hatte. So kam eine Darstellung zustande, die man auch abgesehen von dem Interesse für den Autor mit Anteil liest.

Hebbel schrieb seine historischen Werke nicht aus innerem Bedürfnis, trotzdem kann er sich auch in ihnen nicht verleugnen und wird von uns trotz der vorgenommenen Maske erkannt. Daß er seine Autorschaft öffentlich bestritt, braucht man nicht, wie neuerdings

geschehen ist, als Beweis für seinen angeblichen Hang zu zweideutiger Haltung anzusehen, der Schritt läßt sich viel eher aus der Lage des eben erst in die Litteratur Eintretenden erklären. Die Öffentlichkeit wußte noch so gut wie nichts von ihm, waren doch unter seinem Namen erst wenige Gedichte und ein paar Prosabeiträge von angeseheneren Zeitschriften verbreitet worden. Die „Judith“ lag nur im Theatermanuskript vor und hatte soeben in Berlin die Bühne gewonnen. Da wollte Hebbel wohl nicht als Verfasser ganz populärer Schriften in einer Reihe mit Litteraten wie Fr. Clemens, J. W. Christern, C. M. Eck, M. R. Bruck, M. R. Richter, A. E. Wollheim, G. Werner und Amalia Schoppe genannt werden. Darum wählte er das unverfängliche Pseudonym und ließ es aufrecht erhalten, da ein kleinlicher Gegner in boshafter Indiskretion das Geheimnis ausposaunte. Wenn er sich zu den Schriften hätte bekennen wollen, dann hätte er sie gleich mit seinem wahren Namen gezeichnet. Diesen sollten sich seine Zeitgenossen erst einprägen, aber nur in Verbindung mit Werken, die sein Träger selbst für charakteristisch ansah. Für uns jedoch sind die beiden Schriften Zeugnisse für Hebbels Werden und gewinnen dadurch eine höhere Bedeutung, als ihnen nach dem objektiven Werte zukäme.

Wesselburner Zeit.

1830—1833.

I.

(1830?)

[2| Welches ird'sche Gefäß schlösse wohl ein das unermeßliche Himmelsgewölbe, das unergründliche Meer, wär's dies Weltall nicht selbst?

* * * * * *

Ja, es ist wahr, was uns're Weisen sagen, unendlich vollkommen, unbeschränkt vortrefflich ist die Natur des Menschen: Mensch bleibt er immer, nicht entadelt oder vergöttert ihn gänzlich sein Thun und Lassen, nicht fähig ist der größte Bösewicht, ein Teufel zu werden und jeden Funken des Himmels aus seinem Busen zu verdrängen, nie wird der Tugendhafteste ganz ein Gott, und ob er mit Minos Strenge sie verdammt, nie weicht ganz die Neigung zur Sünde. Und eben diese Neigung kettet den Menschen an den Menschen, eben diese Neigung ist das Centrum der vernünftigen Welt, und, wie Alles ersterben, veröden und vergehen würde, in der physischen Natur, wenn nicht die allbelebende Sonne freundlich und hehr ihre Stralen sendete, eben so würde die vernünftige Welt zertrümmern, wenn diese Neigung aufhörte, zu wirken im Menschen. Wäre ein Mensch ganz tugendhaft, so würde ihm seine Vollkommenheit die höchste Befriedigung reichen, er würde sich baden im Meere der Unendlichkeit, er würde entfliehen dem Treiben der Welt und dem Handeln der Menschen. Denn allenthalben sähe er Unvollkommenheit, und da er die Vollkommenheit im eignen Busen trüge, so würde er sich in diese Vollkommenheit zurück-

ziehen, weil es unmöglich ist, sich mit halbem Glück zu behelfen, wenn man das ganze erhaschen kann; aber da kommt die Leidenschaft mit ins Spiel, und bringt den entflohnen Geist zurück zur Erde.

Und da es also Obigem nach nicht angehen kann, mehr oder weniger als Mensch zu werden (die Verschiedenheit bestände natürlich einzig und allein in dem Maaße, wie man Mensch wäre), so sollte man auch keinen Menschen aufgeben, auch dann nicht, wenn er, wie man zu sagen pflegt, nicht einmahl mehr Gefühl für [3] Ehre und Schaam hat: er hat doch Augenblicke, und wenn in zehn Jahren auch nur zehn Minuten, wo ihn das Gefühl ergreift, Du bist ein Mensch. Freilich berührten diese Gefühle das verstimmte Saitenspiel seiner Seele nur leise, nur unmerklich, freilich würden sie nicht Einfluß haben auf sein entartetes Thun und Lassen, freilich würde ihre Spur bald genug verwischt werden, von den tobenden Stürmen der Leidenschaften, aber — — — und hätten sie ihn auch nur eine Minute zurückgehalten, das Schlechte zu vollbringen — — — wäre das nicht schon eine Belohnung, die nicht von Kronen aufgewogen werden könnte?

Man lese nach in der Geschichte der Menschheit. Wo hätte sie einen Tugendhaften aufzuführen, der nicht ein einziges Mal, wo nicht gefehlt hätte, so doch wenigstens in Versuchung gekommen wäre, zu fehlen — wo könnte sie hervortreten und sagen, sieh her, Mensch, hier ist ein Teufel, der hat das Gräßlichste vollbracht mit dem kältesten Blute; nicht ein einziges Mal hat ihn Reue angewandelt, nicht ein einziges Mal hat ihm Mitleid den Busen bewegt. [**sieh her, das ist der Abschaum der Hölle,**]

* * * *

Bestimmung des Menschen? Was ist's? Harmonie zwischen Neigung und Pflicht, Vereinigung des Gesetzes mit dem Willen.

Hoch kann's der Sterbliche bringen, ganz aber erfliegt er dies unendliche Ziel nicht. Je höher diese Harmonie aber bei ihm sich hebt, je vollkommner ist der Mensch, je unendlicher seine Tugend, je erhabener sein Geist.

* * * *

Eine Treppe steht auf Erden: ob der Mensch ihre erste Stufe betritt oder nicht, davon hängt es ab, ob die irdische Laufbahn ihm unvergängliche Rosen beut, oder nimmer vergehende Dornen: die Stufe der Schuld.

* * * * * *

Der irrt sich, der die Menschheit nach dem Menschen mißt, der aber auch, der in der Menschheit ein vollständiges Bild des Menschen zu erblicken wähnt: jener würde zu wenig, dieser zu viel voraussetzen.

* * * *

Ganz füglich und schön wäre das Leben mit einer Lampe zu vergleichen: der Docht wäre alsdenn das Bild des menschlichen Körpers, das Oel die eigentliche Lebenskraft, die Seele. Je stärker und heller die Flamme brennt, um so eher erlischt sie — — je mehr und heftiger der Mensch seine Unendlichkeit, den Geist, anstrengt, je eher verfällt seine Endlichkeit, der Körper.

* * *

Grab! Ein schauerlicher Name, ein ahnungsvolles Wort! Aber, bebe nicht, o Herz. Aus dem Schooße der Nacht erhebt sich ja auf's Neue die allbelebende Quelle des Lichtes, aus der erstorbenen Raupenhülle schwingt sich ja ein schöner Schmetterling hervor. Also wird sich auch aus dem Dunkel des Grabes das glänzende Licht schönrer Tage erheben.

[5] Ich kann mir keinen Menschen ohne Freiheit denken, aber eben so wenig einen ganz freien Menschen. Die Freiheit ist dem Menschen von der Natur eingeprägt, es ist der einzige Unterschied, den sie ihm vor andern Geschöpfen gegeben hat. Darum kann er sie nicht ganz verläugnen. Auch der größte Wollüstling hat Augenblicke in seinem Leben, wo er den ihm sich darbietenden Genuß ausschlägt; auch der Bösewicht handelt edel.

---

[6] Jeder Mensch trägt in seinem Herzen einen Schatz, größer oder kleiner, je nachdem das Individuum ist, und jeder Andre kann den Schlüssel dazu in sich selbst finden und den kostbaren Schatz heben. Nur muß er sich bestreben, den rechten Schlüssel zu treffen, damit das Schloß nicht unauflösbar den Riegel vorschiebe, der entweder den Schatz auf immer verschließt, oder wenigstens doch dem Heber zur Bedingung macht, einst das Schloß zu sprengen.

* * *

Du weißt vielleicht nicht, was ein Vaterfluch ist: er besteht zwar in einem einzigen Worte, aber wisse, dies einzige Wort legt dem Verfluchten die ganze Hölle auf die Brust und jagt alle Teufel in sein Herz.

* * *

Wer zu starr auf einen Gegenstand hinsieht, der sieht — — nichts, wer die Freude zu lange betrachtet, der kann sie nachher nicht genießen.

*

„Die Tugend wandelt leise,
Frech tritt das Laster einher."

* * * *

Nicht auf den Gegenstand kommt es an, der gesehen wird, sondern auf die Art, wie man ihn sieht: der liebende feurige Jüngling schaut da einen Engel, wo der sinnlose Wüstling bloß einen Becher schaut, worin er seine Begierden ersäufen, und woran er sie stillen kann.

* * *

Tyrranei erzeugt das Niedrigste, Gräßlichste, was der Mensch hervorbringen kann; aber auch das Höchste, das Edelste vermag sie, und nur sie, zu entwickeln. Freilich würde die Weltgeschichte keinen Kaiser Nero aufzuzeigen haben, wenn nicht die höchste Despotenmacht in seinen Händen gewesen wäre — — würden wir aber auch wohl einen Brutus bewundern können, wenn kein Cäsar Tyrann zu werden versucht hätte.?

* *

Dem höchsten Frevel ziemt die höchste Strafe.

* * * *

*II.

Ideen-Kaleidoscop.

1831.

Manche Menschen sollten öffentlich bekannt machen lassen: Ich ersuche Jeden freundlich, nichts auf meinen Namen zu borgen, weil ich für nichts haften kann.

Wenn ein edler Humorist sich streitet, und sein Unrecht fühlt, so giebt er seinem Witze Contreordre.

Lege deine Schwächen ab, es giebt Hunde von Menschen, die sie dir sogleich wieder apportiren.

Im Himmel kann sich Manches befinden, was auf der Erde ist, aber kein Ellenmaaß und keine Uhr, weil es weder Zeit noch Raum in der Ewigkeit giebt.

Es giebt viele große Menschen en miniature.

Dem Dummen müßte Alles klug, dem Klugen Alles dumm ausgelegt werden: Idee zum Lustspiel.

„Mir träumte von Ihnen, Frau Majorin!“ „Gar zu gütig; es war eigentlich meine Schuldigkeit von Ihnen zu träumen, Frau Obristlieutenantin!“

III.

Zwei Uebersetzungen von einem und demselben Gedicht des Lords Byron, deren Unterschied nicht bloß im Versmaaß zu suchen ist.

1831.

I.

Unter einem Bilde.

Du theurer Gegenstand verlorner Sorge,
Obgleich von dir getrennt und von der Liebe,
War es, mich mit Verzweiflung zu versöhnen,
Daß mir dein Bild und meine Thräne bliebe.

Es heißt, die Zeit bekämpfe wohl den Kummer,
Allein, das ist nicht wahr, ich fühl' es; nein!
Denn seit die Hoffnung gänzlich mir erstorben,
Muß mein Gedächtniß, ach! unsterblich sein.

(Uebersetzt von O. L. B. Wolff. Siehe: Lord Byrons sämmtliche Werke, herausgegeben von Adrian, Theil II, Seite 131. 1830.)

II.

Dasselbe Gedicht.

Geliebter Gegenstand entflohner Schmerzen,
Dich und die Liebe nahm man meinem Herzen;

Doch, mit Verzweiflung mich zu söhnen,
Blieb mir dein Bild und meine Thränen.

Es soll die Zeit die Trauer überwinden;
Das kann ich nicht in meiner Seele finden:
Als meine Hoffnungen in Tod versanken,
Da wurden mir unsterblich die Gedanken.

(Uebersetzt von einer Dame. Siehe des Untergerichtsadvocaten Fried. Joh. Jacobsen weil. in Altona Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter. Brief 35, Seite 634. Altona, 1820.)

Wie hölzern und aller Poesie entblößt bei Herrn Wolff! Wie edel und geistvoll bei der ungenannten Dame! Der Herr Wolff scheint in der That seinen Namen zu verdienen und ein Wolf zu sein, der — vielleicht keine Lämmer, aber statt deren die Byronschen Gedichte zum Erbarmen zerreißt.

Yorik Sterne Monarch;
der alte.

IV.

Wie die Krähwinkler ein Gedicht verstehen und auslegen.

1831.

In Krähwinkel wurde unlängst ein junges Mädchen beerdigt. Ein Nicht-Krähwinkler schrieb zu dieser Feierlichkeit nachstehende Verse:

„Die Verblichene an die Zurückgebliebenen!“

„Unsers Heilands Jesu Christi Glaube
Ist erhaben über Raum und Zeit,
Giebt dem Staube süße Ruh im Staube,
Reicht der Seele Seeligkeit!“

Geliebte, werdet tugendhaft. Die Tugend
Ist eine reichbegabte Braut,
Die euch den Himmelsfrieden eurer Jugend
Auf's dürre Greisen=Alter thaut;

Das Laster eine Hure, die Minuten
Die Sinne kitzelnd euch berührt,
Doch dann euch, um dort ewiglich zu bluten,
Zur Schlachtbank des Gewissens führt.

Seid Gott getreu! Dann wird der Tod euch winken,
Gleichwie der Knosp' ein linder West,
Der sie zur Blume aufschließt und sie trinken
Den Nectar der Vollendung läßt.

Wir Alle treten weinend in das Leben,
Wir Alle gehen fröhlich fort,
Wenn edle Thaten in Erinn'rung uns umschweben — —
Dieß sei an euch mein letztes Wort!"

welche an eine, beim Grabe eingesteckte Stange angeheftet und so der Kritik des ganzen Krähwinkler Publicums ausgesetzt waren. Dem Verfertiger der Verse war es nun nicht unbekannt, daß „was sie mit Händen nicht greifen, den Krähwinklern ein Unding scheint"; er hatte sich indeß sicherlich nicht die hohe Sphäre vorgestellt, in die sich der Krähwinkelsche Witz diesmal bei Beurtheilung seiner Verse versteigen würde. Man las die beiden ersten Strophen gemüthlich durch und fand sie (wie auch, da sie sich reimten, naturgemäß) gar nicht übel: als man aber den ersten Vers der dritten Strophe: „Das Laster eine Hure ꝛc." erblickte, durchfuhr ein allgemeiner Unwille sämmtliche Krähwinkler Köpfe. „Hure! Hure! (munkelte es durch die Reihen) das junge sittsame Mädchen eine Hure! Mein Gott! Das ist — — —". Licht der gesunden Vernunft läßt sich in solche nachterfüllte Köpfe ja eben so wenig hinein=

bringen, als Sonne in das Rathshaus zu Schildburg, an welchem die Fenster vergessen waren. Aber Krähwinkels ehrsamer Todtengräber wußte die Nacht zu vertreiben, indem er den Kienspan seiner Weisheit ansteckte und die wahrhaft originelle und den Unwillen besänftigende Anführung machte:

„Das Wort *Hure* ist ein Schreibfehler: die in demselben Verse vorkommenden: „*Minuten*“ ergeben ja deutlich, daß eine *Uhre* gemeint ist!“

Eine Auslegung, einzig in ihrer Art! Wenn der Herr so fortfährt, so wird er gewiß in der Reihe der Schriftgelehrten auf einen ganz besondern Platz Anspruch machen dürfen.

Yorick-Sterne-Monarch,
der alte.

V.

Dem Schullehrer P. C. Dethlefsen in Brösum!

1831.

Wenn ein Mensch, den man zu den *Dichtern* zählen wird, sobald der Krater des Vesuvs hineingeworfenes Eis in Gold verwandelt, seiner Verschnittenheit und innern Erbärmlichkeit ungeachtet in unheilbarem Wahnwitz sich abquält, holprigte und geistlose Verslein zu Tage zu fördern, und die saubern Kinder seiner *Mühe* (bald hätt' ich *Muse* gesagt!) in einem öffentlichen Blatt vor Jedermanns Augen aufmarschiren lässet, so ist dieses allerdings nicht minder *lächerlich*, als wenn ein *Knabe* in die Rüstung eines *Riesen* schlüpft und sich dumm-gläubig der frohen Hoffnung ergiebt, daß das *Kleid* die Kraft verleihen werde, steht indeß zu vergeben. Wenn solch ein *Verblendeter* aber in läppischer Anmaaßung und thörigter Aufgeblasenheit die *Spinnwebsfädchen seines dürftigen Ichs* an das *Schiff*

des Geschmacks, welches wohl schwerlich, wie weiland Rom, durch Gänsegeschnatter vor dem Untergang bewahrt werden wird, zu befestigen sucht, und sich, seine eingebildete Klugheit selbstgefällig belächelnd, gebärdet, wie jener Wahnsinnige, der sich für den Kaiser von China hielt, so verdient er, daß man ihm die Unziemlichkeit seines „sich breit machens" einmal vorhalte. Denn, wäre es gleich unbarmherzig und Sünde, dem Armen seine unverschuldete Armuth vorzurücken, so ist es doch erlaubt, ja Pflicht, dem hochmüthigen Bettler die Blöße aufzudecken. Der Schullehrer P. C. Dethlefsen aus Brösum scheint mir ein Dichterling der letzterwähnten Art zu sein. Man hat bisher sein kindisches Treiben bloß im Kämmerlein belächelt; da er indeß durch diese Nachsicht verwöhnt und ausnehmend vorlaut geworden ist, wie ein Kind, das lange die Ruthe nicht gefühlt hat, so dürfte es noth thun, ihm erinnerlich zu machen, daß die Welt ihm sicherlich mehr Dank wissen würde, wenn er sein kärglich gsöltes Lämpchen unter den Scheffel stellte, als wenn er anfängt, nach Motten-Weise Allerlei zu benagen, was er doch nimmermehr zerstören kann. Es sollte dem Unterzeichneten in der That ein Leichtes sein, dem Schullehrer Dethlefsen aus jedweder Strophe seiner in der letzten Reise des Boten eingerückten Reimerei bündig und klar zu beweisen, daß er, wenn es doch einmal seine Absicht war, Etwas als lächerlich zu verschreien, recht gern mit seiner eigenen Arbeit hätte den Anfang machen können; Unterzeichneter (der bei dem Lesen des mehrberegten Products unwillkürlich an die Fliegen erinnert wurde, welche so gern reines weißes Papier beflexen) will ihn jedoch wohlmeinend bloß gewarnt haben, falls ihn die Krittlerwuth noch einmal, wie ein gewappneter Mann überfallen sollte, ein wenig vor- und umsichtiger zu Werke zu gehen, und jedenfalls des trefflichen Jürgensen gelungenes Epigramm:

„Nach dir hätt' ich gezielt? O, traue meinem Schwur!
Bei Gott! Ich zielte nicht nach dir, ich traf dich nur!"

wenn er sich vielleicht bei irgend einer Veranlassung abermals getroffen fühlen sollte, wohl zu beherzigen, indem ihm sonst Mehreres, was jetzt nur angedeutet ward, weitläuftiger ausgeführt werden könnte, als ihm lieb sein mögte!

W., den 3ten September 1831.

Yorick-Sterne-Monarch,
der alte.

---

*VI.

Aphorismen.

1831.

Willst Du vergnügt, heiter und zufrieden mit Dir selbst leben, so theile Deine Zeit gehörig ein. Nichts kann mehr dazu beitragen, stets fröhlich zu sein, als den Tag gleichmäßig zu vertheilen, und so seine Arbeit zu beschicken.

Den nagenden Wurm in der schönen Blüthe der Freundschaft und Liebe, nennen wir Mißtrauen; nur zu schnell ist sie durch ihn vernichtet.

Familienglück ist wie eine Monatsrose, die in jedem Monat des Jahres blüht; wie Epheu, der immer grün bleibt; wie edler Wein, der von Jahr zu Jahr an Werth gewinnt.

Die Thränen am Grabe des Rechtschaffenen sind auf Erden oft die einzigen Interessen für das große Capital seines mühevollen Lebens.

Könnten wir bei Manchem die geheimen Blätter seines Herzens lesen, wie ganz anders würden wir ihn beurtheilen; der Bessere trägt sie nicht zur Schau, nur im Tode öffnet sich zuweilen unwillkürlich das heilige Buch der Geheimnisse.

---

*VII.

Anekdoten.

1833.

1.

Einem großen Dichter wurde von einem kleinen Zunftgenossen ein Gelegenheitsgedicht überreicht und er um sein Urtheil gebeten. Dieses mogte von ihm für die Ungeduld des Autors zu lange zurückgehalten werden; letzterer konnte es daher nicht unterlassen, mit einem: „Was dünkt Ihnen denn zu meiner Arbeit; ich meine in Bezug auf die Gelegenheit“ weiter nachzudringen.

„O ja, für die Gelegenheit mögen Ihre Verse sich eignen,“ war die Antwort des Ersteren.

2.

Der Bettelvogt eines kleinen Orts, der von dem Universum der menschlichen Kenntnisse, nur einen höchst geringen Theil umfaßt, und es kaum so weit gebracht hatte, seinen Namen zu schreiben, ward von Jemandem gefragt, warum er seinen Sohn — ein Kind von acht Jahren — der früher die Schule sehr ordentlich besucht hatte, jetzt gar nicht mehr dahin schicke.

„Mein Junge — war die Antwort — weiß jetzt gerade so viel, wie ich; wenn er mehr lernte, müßte ich mich ja am Ende vor meinem eignen Jungen schämen!“

3.

Ein sehr erbärmlicher Schauspieler, der vor einer kleinen Privat-Gesellschaft einige Scenen aus einem Schauspiele abhaspelte und durch die monotonste Declamation jeden Zuhörer zum Gähnen brachte, erzählte, wie er endlich geschlossen hatte,

mit ruhmrediger Zunge: er habe noch vor Kurzem vor einer Gesellschaft bis in die tiefe Nacht aus dem nämlichen Schauspiel etwas vorgetragen, und kein Einziger von allen Anwesenden hätte sich entfernt.

„Vermuthlich waren Alle eingeschlafen!“ bemerkte ein Witzbold.

---

*VIII.

Aphorismen.

1833.

Unsere Ideale gleichen einem Baume der südlichen Zone, verpflanzt in den kalten Norden. — Ein rauher, eisiger Sturm rafft seine Blüthen und Blätter dahin. Bald steht er da, ein kahler, schattenloser Stamm, und keine Frucht lacht uns an von seinen Zweigen. — So blicken wir trauernd auf die schönen Wahngebilde der Phantasie zurück, die einst den Lenz unseres Lebens verschönerten. Wie so nackt und blüthenlos stehen sie doch Alle da! Ach, eine andere Sonne ist es, an der unsere Träume zur Reife gedeihen sollen!

* * *

Die meisten Menschen verscherzen das Leben über den Vorkehrungen und Anstalten dazu. Wie viel Plage und Mühe um eine ungewisse Zukunft, bis der Tod uns mitten in der Arbeit überrascht! — Wenn das Leben einer Reise gleicht, so mögt' ich rathen, sein Schifflein so wenig wie möglich mit beschwerlichem Gepäck zu befrachten.

* * *

Tochter der Vergangenheit! Holde Erinnerung! Wenn die schwüle Gegenwart uns drückt, wenn die finstre Zukunft uns schreckt: dann stehst du, ein freundlicher Engel, uns lindernd und tröstend zur Seite, und indem du das Gemälde entflohener Jahre vor uns aufrollst, frischest du den verblichenen Glanz der Freude mit Farben der Morgenröthe auf, und übertünchest die Schatten überstandener Trübsal mit dem milden Grau der Dämmerung.

Erste Hamburger Zeit.

1835.

IX.

Kritik zu dem Aufsatze: „Ideen zu den Ideen des Herrn Otto Krabbe über die Idee des Götheschen Faust“,

von Gravenhorst; geliefert von K. F. Hebbel.

Ich darf mir bewandten Umständen nach nicht zugetrauen, über den vorliegenden Aufsatz eine genügende und vollständige Kritik liefern zu können, da mir der zweite Theil des Faust niemals zu Gesichte gekommen ist und ich den ersten nur einmal, und dies vor mehreren Jahren, gelesen habe. Wenn ich mir daher nachstehend einige fragmentarische Bemerkungen erlaube, so muß ich ausdrücklich aufmerksam darauf machen, daß dieselben lediglich auf ein nicht eben sehr sicheres Gedächtniß gegründet sind, und bitten, sie hiernach zu beurtheilen.

Im § 1 scheint mir der Character des Faust treffend gezeichnet. Allerdings ist Faust ein Mensch, der seine Kraft für gränzenlos hält, weil sie groß ist, und der, wie jener Titane, vom Himmel erdrückt wird, weil er ihn nicht ersteigen kann. Wenn der Verfasser im § 2 glaubt, daß nicht allein unbefriedigte Sehnsucht nach Erkenntniß, sondern auch glühende Sinnlichkeit den Faust bewogen habe, sich mit den geheimen Wissenschaften abzugeben, so bin ich auch hierüber mit ihm einverstanden; nur mögte ich hieraus keinen Grund gegen die Wahrheit der von ihm bestrittenen Krabbeschen Behauptung hernehmen. Jene unbefriedigte Sehnsucht nach Erkenntniß mogte ihn immerhin zuerst der Magie in die Arme geführt haben, wenn er gleich späterhin sein Auge auch auf andere Dinge

richtete, und dies *kann* die Meinung des Herrn Krabbe gewesen sein, obgleich er sie freilich unbestimmt genug und nachlässiger, wie billig, ausgedrückt hat. So viel ich erinnere, beklagt Faust in denjenigen Scenen, in welchen er am Tiefsten von der Nichtigkeit alles irdischen Treibens ergriffen ist, *nur* die Unzulänglichkeit seiner geistigen Kräfte, und erst, als der Adler die Schwäche seiner Flügel gefühlt hatte, suchte er Regenwürmer. Als sich der Himmel jenem Riesengeiste verschloß, da trat er zu der bisher von ihm verschmähten Erde und verlangte von ihr, was jener verweigerte. Die Bemerkungen im § 3 über Fausts Bezauberung in der Hexenküche zeugen von einer tiefen Auffassung dieser Scene. Das ist eben das *Teuflischste* des ganzen Stücks, daß Faust nicht allein durch sich selbst, sondern zugleich durch äußern Höllenzauber fällt, da das, was für jeden unbedeutenderen Geist bei zurückkehrendem Selbstbewußtsein ein Grund zur Hoffnung auf die Gnade des Ewigen gewesen wäre, nämlich der Gedanke: „du warst doch theilweise nur Spielwerk des Satans" für *diesen* Geist, bei seinem ungemessenen Stolz eben die Quelle unendlicher Quaal sein mußte.

Die in § 4 angeführte Stelle des Herrn Krabbe über Fausts Verhältniß zu Gretchen ist drollig, und verdient kaum eine so ernsthafte Widerlegung, als ihr der Verfasser hat angedeihen lassen. Wenn Herr Krabbe nicht etwa glaubt, daß *jedes* Verlieben eine Herkulesarbeit ist, die mit dem Himmel belohnt werden muß, welche Meinung, wenn er sie gehabt haben sollte, ich zu unserm allerseitigen Heil gern unbestritten lasse, so weiß ich wirklich nicht, warum Gretchens Küsse Ablaßbriefe für Faust sein können. Alles, was der Verfasser über diese Stelle sagt, ist daher aus meiner Seele geschrieben; ich mögte sogar weiter gehen, als er, und behaupten: Faust kann durch seine Liebhaber-Situation nicht nur nicht gerettet worden sein, sondern er zeigt gerade in diesem Verhältniß, wenn durch Etwas, seine ganze

Verdammlichkeit. Ich bedarf für die Wahrheit dieser Behauptung keiner anderen Gründe, als Herr Krabbe für die seinige, der meinen geradezu entgegengesetzten, angeführt hat, wenn er die Liebe den stärksten und innigsten Trieb des Menschen nennt. Ist die Liebe dieses, ist sie der Auferstehungsengel, der alles erstorbene Edle und Schöne in jeder Brust wieder erweckt, so müßte Faust, dem auch dieser Engel vergebens vorüber geht, und der Frieden und Unschuld eines ihm gänzlich vertrauenden Mädchens ermordet und hinterher höchstens einmal moralisches Bauchgrimmen bekommt, verflucht werden, wenn er es nicht schon wäre.

Die Bemerkungen des Verfassers über den 2ten Theil des Faust, und die Ideeen, welche er selbst zu einer naturgemäßen Vollendung der Tragödie ergiebt, muß ich unberücksichtigt lassen, weil ich angeführtermaaßen jenen 2ten Theil nicht gelesen habe, und weil mit diesem jene Ideeen zu innig zusammenhängen; ich füge daher nur noch hinzu, daß mir der vorliegende Aufsatz des Verfassers ein sehr gelungener zu sein scheint, der um so höher zu achten ist, als er ein Thema betrifft, welches wohl nicht leicht schwieriger aufgefunden werden kann.

X.

Recension über den Aufsatz: „über den Einfluß der Poesie“

von Schwabe.

Mir scheint das gewählte Thema ziemlich flüchtig behandelt. Statt in das Wesen der Poesie hinab zu steigen und uns zu sagen, worin ihre eigenthümlichste, innerste Wirkung eigentlich bestehe, hält der Verfasser sich größtentheils an ihre *zufälligen* Formen, und deutet durch Beispiele an, was er durch philosophische Forschung hätte zergliedern und entwickeln sollen. So

wie daher sein Aufsatz nichts, als eine Mosaikarbeit ohne tieferen Lebensgehalt ist, so kann auch die Kritik nichts anderes sein; sie muß sich auf Einzelheiten beschränken, da ihr nur Einzelheiten entgegentreten.

S. 2. 25—5.

Den hier geschilderten Eindruck wird ein echtes Kunstwerk — welches ich freilich in Theod. Körners Kriegsliedern nicht finde, — schwerlich auf den reiferen Geschmack machen und derselbe liegt gewiß nicht in der *Absicht* des Dichters. Er will etwas ganz Anderes, als die *gleichen* Leidenschaften, die er den von ihm dargestellten Characteren beilegt, in seinem Leser erregen, und wenn es dennoch geschieht, so zeugt es höchstens dafür, daß er die Natur getroffen hat, daß er *wahr* gewesen ist; sein Zweck aber ist, das Räthsel des Lebens zu erklären, und diesen Zweck erreicht er dadurch, daß er das Leben richtig auffaßt und es zum Gegenstand der Anschauung macht, denn das Leben ist erklärt, so wie es erkannt ist. Diese Ansicht spricht, um eine Autorität anzuführen, z. B. Uhland aus:

„Denn über ew'gen Kämpfen schwebt im Liede,
Gleich wie im Goldgewölk, der ew'ge Friede!"

Sie näher zu entwickeln, liegt außer den Gränzen dieser Kritik.

20—5.

„Weit leichter ist es dem Dichter, als dem Philosophen pp."

Ich weiß nicht, was der Verf. daraus, daß die Systeme der Philosophen zu künstlich zusammengesetzt sind, daß ihre Weisheit zu erhaben ist pp. für die Poesie folgern will. Mir scheint hieraus nichts hervorzugehen, als höchstens, daß der Philosoph es bisher nicht verstanden hat, Herr seines Stoffes zu werden und ihn der Menge klar und deutlich vorzuführen; dieß wird freilich nicht angehen, wenn er fortwährend in Perücke und spanischem Mantel erscheint, er mag sich aber auch immerhin der Mittel der Poesie bedienen, da es ein Anderes ist, von

diesen Mitteln, und ein Anderes, von der Poesie selbst, Gebrauch zu machen. Jene alte Definition der Poesie, wornach ein Gedicht eine durch sinnlichen Wohlklang belebte Rede sein soll, dient zu Nichts, als zum Beweise dafür, daß die Poesie sich, wie alles Göttliche, nicht in einen engen Schulbegriff zwingen läßt; sie ist eine zweite Offenbarung, ein Evangelium, welches die Natur selbst schreibt, und sie kann sich der Philosophie nicht zum Zugochsen verdingen, ohne wirklich ein Zugochse zu werden.

Es giebt noch manche Puncte, in welchen ich dem Verf: nicht beistimmen kann, namentlich nicht in seinen Ansichten über den Gebrauch des poetischen Colorits; denn es ist meines Bedünkens dem Dichter nie gestattet, mit grellen Farben zu malen, indem dieß ein bloßer Taschenspielerkniff sein und vielleicht gar das Gegentheil von dem Beabsichtigten wirken würde, insofern ein feineres Auge nämlich die Uebertreibungen bald gewahr und dann zu dem Schluß verleitet wird, die Sache möge dieser Uebertreibungen bedürfen, also wohl nicht so gut, oder so schlecht sein, als der eifernde Poet vorgiebt. Auch halte ich's — abgesehen von dem, was vielleicht der Fall sein sollte — für sehr problematisch, ob die Zeit mehr auf die Poesie, oder die Poesie mehr auf die Zeit wirkt; im Uebrigen habe ich meine Gründe, der schließlichen Aeußerung des Verfassers, daß nämlich die Poesie eine schöne Himmelsgabe sei, beizupflichten.

C. F. Hebbel.

XI.

Kritik über „der Stein der Weisen"

von Ahlers.

Ich mag Leuten nicht gerne etwas nachtragen; darum sag' ich es dem Verf: gleich heraus, daß ich ihm bitterböse bin.

Niemals in meinem Leben hat Jemand eine angenehmere Hoffnung in mir erregt, als er, und niemals hat mich Jemand gräßlicher getäuscht. Ich erwartete von seinem Aufsatz nichts weniger, als ein vollständiges Recept zu dem vielbesprochenen Stein der Weisen darin zu finden, und ich habe Nichts als Gedanken über den Messias darin gefunden; über den Messias habe ich aber seit der Zeit, daß ich Luthers Katechismus verstehe, zu viele Gedanken gehabt, um nicht längst zu wissen, daß bei diesem das Gold noch weit mehr zu den fabelhaften Dingen gehört, als bei dem Stein der Weisen. Wenn ich mir daher über diesen Aufsatz durchaus keine nähere Kritik erlaube, so wird man darin hoffentlich nicht Faulheit, sondern bloß einen Beweis meiner großen Humanität erblicken, die mich abhält, meinem Grimm die Zügel schießen zu lassen und über den Verfasser [**über einen jungen Humoristen**] herzufallen, der mich so grausam hinter's Licht geführt hat.

C. F. Hebbel.

XII.

Kritik zu dem Aufsatz „Rettung des Judas Ischariot“

von Bortmann.

Es ist gewiß immer so verdienstlich, als förderlich, Ehrenrettungen historisch-merkwürdiger Personen vorzunehmen. Weil sich dieß aber so ziemlich von selbst versteht, so hätte der Verf. des gegenwärtigen Aufsatzes die Einleitung desselben vielleicht um ein Bedeutendes kürzen können; er hätte dieß um so eher thun sollen, als ohnehin von Thematen dieser Art, ihrer Verdienstlichkeit ungeachtet, eine langweilende Erörterung unzertrennlich ist.

Seite 9. 200—225.

Von den hier vorgestellten Gründen scheint mir nur der letzte die Anführung zu verdienen, daß unser Herr und Heiland schwerlich tolerant genug gewesen sein würde, einem Menschen, dem er die Casse hatte nehmen müssen, auf die Hoffnung des Besserwerdens hin, und bei der Gefahr, durch seinen aus der Art geschlagenen Jünger, der bei dem Mangel an Gelegenheit im Familienkreise sich sehr leicht an fremdem Gute vergreifen konnte, in den Verdacht der Diebshehlerei zu gerathen, unter der Zahl seiner vertrautesten Freunde zu behalten.

Seite 11. 235 pp.

[Es ist richtig, daß die Bibel eben so] gut, wie die Werke manches sogenannten profanen Schriftstellers auf mannigfache Weise im Grundtext verändert und vermehrt sein mag; doch mögte ich mit dem Verf: nicht annehmen, daß dieses auch mit den Worten: „weil er ein Dieb war“ geschehen sei. Abgesehen davon, daß jene Veränderungen den historischen Theil der Bibel gewiß weit weniger, als den dogmatischen, getroffen haben, wüßte ich durchaus nicht, aus welchem Grunde ein späterer Abschreiber oder Commentator des neuen Testaments jenes Einschiebsel gemacht haben sollte. Es hätte dann schon deswegen geschehen sollen, weil man Judas That nicht ohne die schmutzigste aller Leidenschaften begreiflich fand, und für nöthig hielt, ausdrücklich hinzu zu fügen oder zu lügen, daß er mit ihr behaftet gewesen sei; allein diese Annahme setzt mehr kritischen Scharfsinn und mehr Wahrheitsliebe voraus, als man von einem Zeitalter erwarten kann, welches gewohnt war, alles dasjenige, dessen der heilige Geist sich hätte schämen müssen, dem Teufel in die Schuh zu schütten. Im Uebrigen, scheint mir, können jene Worte auch sehr gut von [dem Evangelisten selbst später hinzugefügt worden sein, denn] ich finde darin, daß gerade Johannes es ist, der sie ausspricht, eine Stütze für meine Meinung. Ihn hatte der verrathene Jesus am meisten geliebt, er hatte am meisten verloren, er mußte den

Verräther am meisten hassen, er war daher am meisten der Gefahr ausgesetzt, ungerecht gegen ihn zu sein, und es ist wohl nicht eben ein großes Wunder, daß wir ihn auf einer Menschlichkeit ertappen.

C. F. Hebbel.

XIII.

Kritik zu dem Aufsatz „über Toleranz"

von Kunhardt.

Der Verfasser hat seinen Gegenstand betrachtet, wie es sich von einem tüchtigen Theologen erwarten ließ, und wenn man seine Ideen bestreiten wollte, so müßte man auch seine Meinung über das zwischen Gottheit und Menschheit bestehende Verhältniß bestreiten. Da sich hiezu aber der Wahrscheinlichkeit nach indirecter Weise nächstens eine bessere Gelegenheit ergeben wird, so kann ich gegen den vorliegenden Aufsatz Nichts einzuwenden haben.

K. F. Hebbel.

XIV.

Kritik über den Aufsatz: „über die Eintheilung der Geistesvermögen"

von Kunhardt.

Wenn der Verfasser die Meinung ausspricht, daß vielleicht jedes Mitglied des Vereins eine besondere Ansicht über den von ihm behandelten Gegegenstand haben möge, so hat er sich wenigstens in meiner Person geirrt. Es hat mir nie gefallen wollen, daß die Psychologie aus den über die menschliche Seele

gemachten Erfahrungen immer auf Eintheilungen derselben, statt auf ihre Natur Schlüsse zieht, und ich habe hieraus geschlossen, daß der von ihr eingeschlagene Weg, durch genaue Kenntniß der Theile zu einem Begriff des Ganzen zu gelangen, ein vergeblicher sein dürfte, da sie sich schwerlich so lange mit Ausschmückung ihrer Laufgräben beschäftigen würde, wenn sie in die Festung hinein kommen könnte. Ich habe daher angenommen, daß man ein Studium, welches freilich immerhin die Urtheilskraft schärfen, aber doch niemals zu einem erwünschten Ziel gelangen kann, bei Seite werfen dürfe und bin deswegen außer Stande, eine ausführliche Kritik über den vorliegenden Aufsatz zu liefern.

C. F. Hebbel.

XV.

Kritik über den Aufsatz: „was ist Selbstbeherrschung?"

von Rendtorff.

Der Verfasser hat vollkommen Recht daran gethan, daß er das behandelte Thema, seiner anscheinenden Trivialität ungeachtet, zum Gegenstand eines besonderen Aufsatzes machte; es giebt Dinge genug im Gebiete der Philosophie, worüber wir bloß deswegen klar zu denken glauben, weil wir nie darüber gedacht haben, und die Selbstbeherrschung — von der ja namentlich Keiner, seines Renommees halber, gestehen darf, daß er sie nicht kennt — gehört gewiß dazu. Mit der Ausührung des Themas bin ich auch sehr wohl zufrieden; nur zu Seite 8 mögte ich mir eine Bemerkung erlauben. Hier sagt der Verfasser:

„Das Ich, oder das Wesen eines jeden Menschen, besteht aus Geist und Körper, seine Thätigkeit wird von den Eindrücken hervorgerufen, welche die Umgebungen auf diese machen."

So sehr mögte ich den Ursprung menschlicher Thätigkeit doch nicht beschränken; es giebt doch gewiß Empfindungen, die unmittelbar aus dem Geiste selbst, ohne den Impuls der Umgebungen hervorgehen und zu Thaten werden; so wirkt z. B. das Genie.

C. F. Hebbel.

XVI.

Kritik zu dem Aufsatz: „über die Geisteskräfte der Thiere“ von Schwabe.

Der Verfasser hat in seinem gegenwärtigen Aufsatz eine recht fleißige Arbeit geliefert, doch hätte ich wohl mögen, daß er das auf der 2ten Seite über die Geisteskräfte der Thiere ausgesprochene Urtheil weniger bestimmt ausgesprochen hätte, wenn ich gleich weit entfernt bin, es geradezu zu bestreiten. Ich denke, man kann bei Entwickelung von Grundbegriffen dieser Art nicht vorsichtig genug zu Werke gehen, da die Folgerungen, die daraus gezogen werden, unendlich sind. Wenn man z. B. annimmt, daß das Thier durchaus an die Gegenwart gebunden und ganz und gar unfähig ist, in diejenige Welt, die wir die geistige nennen, einen Blick zu thun, so muß man dieses schon mit dem Verf: einzig und allein aus dem Mangel der Sprache, die dem Thiere fehlt, schließen, da es uns schwer fallen dürfte, nachzuweisen, daß gerade Alles, was es thut, ohne Unterschied auf Befriedigung seiner uns bekannten Bedürfnisse gerichtet sei; wie viel jenem Schluß aber zur völligen Sicherheit gebricht, bedarf nicht der Erwähnung. Höhere Geisteskräfte, ohne ein ihnen entsprechendes körperliches Medium der Mittheilung sind gewiß denkbar; unsere Sprache deutet eher auf einen Mangel unseres Ichs, als auf einen Vorzug desselben hin,

indem sie uns nur als ein Mittel der *Erweiterung* und *Läu*[*terung* unserer Ideen (deren immerwährende Modifica-]tionen ohne festen Grund und Boden uns etwas weniger Vertrauen auf den *Gehalt* und namentlich auf die *Unsterblichkeit* unseres Wesens einflößen sollten) durch Besprechung mit unsers Gleichen gegeben ist; hätten wir *absolute* Begriffe, so würde sie uns sehr entbehrlich, folglich uns von der haushälterischen Natur nicht gegeben sein, und ich sehe nicht ab, warum das Thier diese nicht sollte haben *können*. Auch könnte das Thier ein solches Medium, wie wir an ihm zu vermissen glauben, immerhin besitzen und die *Wahrnehmung* desselben nur außerhalb *unseres* Kreises liegen; unsere gerühmte Herrschaft über das Thier liefe dann darauf hinaus, daß wir für seine irdische Existenz das wären, was *Stürme* und *Wasserfluten* für uns sind. Jedenfalls können wir über dasselbe nur dieß mit Bestimmtheit wissen, daß es nicht auf *gleicher* Stufe mit uns steht; ob ihm aber eine höhere, oder eine geringere angewiesen ist, lassen wir, denk' ich, unentschieden.

C. F. Hebbel.

XVII

Kritik zu dem Aufsatz: „was ist Vaterlandsliebe?"

von Bode.

Ich mögte die Vaterlandsliebe nicht zu einer unbedingten Pflicht machen, selbst für denjenigen nicht, der sich sein Vaterland freiwillig gewählt hat. Jeder Kastengeist ist verderblich, erscheine er in einer Gestalt, wie er immer will; der Kastengeist, welcher den größten Spielraum hat und also scheinbar weniger

Fesseln anlegt, als der enger beschränkte, ist am verderblichsten, eben weil er die Maske der Freiheit trägt und deswegen fester wurzelt. Vaterlandsliebe ist aber eigentlich eine bloße Modification des Kastengeistes, der verneint und ausschließt. Gern gebe ich zu, daß Vaterlandsliebe die Basis der zur Zeit bestehenden Staaten ist und daß es, so lange die gegenwärtige Einrichtung derselben bleibt, nothwendig genug sein mag, sie zu predigen; allein, es ist eine große Frage, ob nicht gerade das jetzige Staatensystem ein's der größten Uebel ist, welche die Welt drücken, und ehe wir diese Frage mit „Nein" beantwortet haben, sind wir nicht befugt, die allerdings natürliche Liebe solcher zweideutiger Institutionen zu einer Pflicht zu erheben. Anders ist es freilich, wenn wir die Sache aus juristischem Gesichtspunct betrachten. Da ist derjenige, welcher sich in eine Gesellschaft, die einen Staat bildet, aufnehmen läßt, natürlicher Weise schuldig und verbunden, dieser Gesellschaft auf diese Weise, wie der Verfasser angiebt, nämlich durch Aufopferungen, zu zeigen, daß er sie liebt, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen wollen. Denn der Staat ist kein Wirthshaus, wo man eintritt, wenn's regnet, er ist ein Gebäude, wovon Jeder ein Pfeiler sein muß, der darin zu wohnen wünscht, wo Jeder zugleich schützen muß, der geschützt sein will.

Nach diesen Bemerkungen ergiebt sich das Urtheil über den vorliegenden Aufsatz von selbst. Der Verfasser hat aus philosophischen Gründen abzuleiten gesucht, was nur aus juristischen abzuleiten war. Im Uebrigen habe ich an diesem Aufsatz im Allgemeinen nichts auszusetzen und im Besonderen weiß ich nichts hinzuzufügen.

C. F. Hebbel.

XVIII.

Ueber
Theodor Körner und Heinrich von Kleist.

Eine Untersuchung,
dem wissenschaftlichen Vereine
vorgelegt
von K. F. Hebbel.

Nicht nur in der Universalgeschichte, sondern auch in der Literaturgeschichte begegnen wir seltsamen Verirrungen ganzer Zeitalter in den Urtheilen über einzelne, mit Recht oder Unrecht über ihre Umgebung erhobne Männer. Was die Zeit eben verlangt, was in ihr unstätes Treiben hinein paßt, das belohnt und schätzt sie. Es ist nun zwar nicht zu verkennen, daß sie von dem Dichter, wie von jedem anderen ihrer Söhne fordern darf, möglichst auf ihre Bedürfnisse einzugehen; allein, sie ist hiemit selten zufrieden, er soll das ihr Ersprießliche zugleich auf die ihr bequemste Weise thun, und davon, ob er schwach genug ist, ihr hierin zu willfahren, oder nicht, hängt es in der Regel ab, ob sie ihn hätschelnd auf die Arme nimmt, oder ihn unterdrückt. Diese Betrachtungen wurden neulich in mir erweckt, als mir zufällig neben einem Bande von Theodor Körners Werken ein Band der Schriften Heinrichs von Kleist in die Hände kam, und ich hoffe, der wissenschaftliche Verein wird sie nicht zu unbedeutend finden, um ihre nähere Entwickelung anzuhören.

In den beiden genannten Dichtern sehen wir zwei merkwürdige Beispiele jener Verirrung eines ganzen Zeitalters. Während der Erste von Beiden, Heinrich von Kleist, Alles hat, was den großen [Dichter und zugleich den echten Deutschen macht] ist der Andere, Theodor Körner, bloß dafür er-

glüht, aber wenn Jener über die Interessen der Zeit seine eigene Würde nicht vergißt und sich endlich bestrebt, diese Interessen mit höchster Aufgabe der Kunst zu vereinigen, zieht dieser es vor, sich willenlos in den Strudel hinein zu stürzen. Dafür wurde Kleist von seiner Zeit im Leben angefeindet, ignorirt und verkannt, im Tode verhöhnt und von der nächsten Nachwelt vergessen, wogegen Körner sich mit Enthusiasmus aufgenommen und gefeiert, und, als er in sein frühes Grab sank, von einer Welt beklagt sah. Ich würde gern schweigend an seinem Grabe vorübergehen und ihm den Lorbeer lassen, den er sich mit dem Tode erkaufte; allein ich sehe nicht ab, warum wir die Sünden unserer Väter häufen, und die Ausübung einer Gerechtigkeit unterlassen sollen, die doch dereinst von unsern Enkeln, und dann vielleicht mit einem mitleidigen Lächeln über uns, ausgeübt werden wird.

Es wird, ehe wir weiter gehen, nöthig sein, die Begriffe über die Kunst im Allgemeinen, und über diejenigen Zweige derselben, in welcher Körner und Kleist sich versucht haben, so weit es möglich ist, festzustellen. Ich sage absichtlich: „so weit es möglich ist," denn ein abgeschlossener Begriff [der Kunst läßt sich vor Aufstellung eines abge-]schlossenen Begriffs der menschlichen Seele, deren combinirteste Erscheinung sie sein dürfte, wohl nicht füglich geben. Wir müssen daher diesen Begriff aus ihren Wirkungen, so weit sie vorliegen, abstrahiren; da diese Wirkungen nun aber unendlich sind, so wird auch jener Begriff ein etwas Anderes, als eine zur bloßen vorläufigen Bezeichnung errichtete Schranke sein können, die in dem Augenblick nichts mehr ist, wo es dem Genius gefällt, sie zu überschreiten. Wir finden dieses bestätigt, wenn wir untersuchen, wie sich der beregte Begriff allein schon in der Deutschen Literatur während der verschiedenen Epochen ihrer verhältnißmäßig doch immer noch nur kurzen Dauer ihrer Existenz, verändert hat. Zur Zeit Geßners, Bodmers pp. die in jedem

Schaaf und jedem Viehhirten eine Muse sahen, war die Nachahmung der Natur das Evangelium, zu welchem Alle schwuren. Dieß war jedenfalls Nichts gesagt, und wenn man schärfer analysirt, ein halber Unsinn, insoferne diese Definition die Kunst als ein außerhalb des Kreises der Natur befindliches Etwas voraussetzt, sie eben allein schon deswegen, weil der Mensch in den Kreis der Natur gehört, in diesen Kreis eingeschlossen sein muß und ihn höchstens ergänzen oder vergrößern, nie aber ein *Ganzes*, dessen *Theil* sie ist, nachahmen kann. Hierauf that man einen Schritt weiter und setzte die Kunst in [die „Nachahmung des *Schönen*". Gegen diese Definition wür=]de nun schon weniger zu erinnern sein, wenn nicht die Frage, auf welche hier Alles ankommt, unbeantwortet geblieben wäre, wenn man nicht unentschieden gelassen hätte, was man unter dem nachzuahmenden Schönen verstehe. Man war zwar auch hier schnell mit einer Erklärung fertig, indem man dasjenige *schön* nannte, was angenehme Einheit in der Mannigfaltigkeit offenbare. Allein, man konnte sich nicht überwinden, den hieraus unmittelbar folgenden Satz: „Alles ist schön oder Nichts" gelten zu lassen, da man übersehen hatte, daß das Wort *angenehm* überflüssig sei, weil *jede* Einheit, eben weil sie einen *reinen* Eindruck giebt und in die unverletzte Ordnung der Natur blicken läßt, *angenehm* anspricht; ich muß dies Wort gebrauchen, da es das Gefühl, welches ich schildern will, *am wenigsten schlecht* bezeichnet. Nun aber mußte man sich, alles Sträubens ungeachtet, bekennen, daß es im Reiche der Kunst manche Erscheinung gebe, in welcher man keineswegs eine solche engherzige Nachahmung des Schönen, wie man verlangte, nachweisen, der man aber dennoch die Anerkennung nicht versagen konnte. Merkwürdig war es, wie man sich aus dieser Klemme heraus zu helfen suchte. Man gab zu, daß die Häßlichkeit zuweilen ein [Ingredienz der Kunst sein dürfte, wodurch es dem Künstler mög=]lich würde, in Ermangelung *rein an=*

genehmer Empfindungen gewisse gemischte Empfindungen zu erregen. Man bemerke wohl: in Ermangelung reinangenehmer Empfindungen! Als ob die Unfähigkeit oder augenblickliche Verlegenheit des Künstlers und die Unzulänglichkeit eines gewählten Stoffs ein einmal als höchstes anerkanntes Kunstgesetz aufheben könnte. Gerade so, als wenn der politische Gesetzgeber das Verbot des Stehlens durch die Clausel: „wenn Du nämlich auf ehrliche Weise etwas erwerben kannst“ einschränken wollte. Auffallend ist es, daß selbst Lessing sich an solche Definitionen halten und all seinen Scharfsinn aufwenden konnte, um ihre Haltbarkeit zu beweisen: es zeugt dafür, daß der Geschmack einer Nation dem Genius niemals — wie sich doch wohl denken ließe! — voraufgeht, sondern ihm beständig nachhinkt. Noch auffallender ist es, daß man die Unzulänglichkeit der angenommenen Definition fühlen, daß man der wirklichen Aushülfe so nahe sein und sie dennoch übersehen konnte. Mir scheint nämlich, daß Alles ausgeglichen gewesen wäre, wenn man die Ansprüche, welche man an den von dem Künstler ergriffenen Stoff machte, an sein Kunstwerk gemacht hätte; dieß ist so klar, daß es keines Beweises bedarf.

[Wenn ich nun meinen Begriff über die Kunst — es versteht sich, daß hier, wie überall, nur von der] Dichtkunst die Rede ist, — aussprechen soll, so mögte ich ihn auf die unbedingte Freiheit des Künstlers basiren und sagen: die Kunst soll das Leben in allen seinen verschiedenartigen Gestaltungen ergreifen und darstellen. Daß dieß nicht mit dem bloßen Copiren desselben abgethan ist, leuchtet ein; das Leben soll bei dem Künstler etwas Anderes, als die Leichenkammer, wo es aufgeputzt und beigesetzt wird, finden. Wir wollen den Punct sehen, von welchem es ausgeht, und den, wo es, als einzelne Welle, sich in das große Meer unendlicher Wirkung verliert. Daß diese Wirkung eine zwiefache ist und sowohl nach innen, als nach außen sich kehren kann, ist selbstverständlich. Hier ist übrigens,

— nebenbei sei es bemerkt — diejenige Seite, von welcher aus eine Parallele zwischen den Erscheinungen des wirklichen und denen des in der Kunst fixirten Lebens sich ziehen läßt.

Ich gehe über auf die einzelnen Zweige der Kunst, worin Körner und Kleist sich versucht haben. Da finden wir: das lyrische Gedicht, das Drama und die Erzählung. Alle drei haben es mit der Darstellung des Lebens zu thun, und wenn sich eine Eintheilung machen läßt, so ist diese nur auf die verschiedene Art und Weise, wie sich das Leben zu äußern pflegt, zu begründen. Das Leben äußert sich entweder auf [Veranlassung äußerer Eindrücke, oder ohne diese, unmittelbar] von innen heraus. Wenn es unmittelbar von innen heraus wirkt, so bezeichnen wir seine Erscheinung hauptsächlich mit dem Namen Gefühl. Das Gefühl ist das Element der lyrischen Poesie; die Kunst, es zu begränzen und darzustellen, macht den lyrischen Dichter. Man werfe mir nicht ein, daß es Gefühle genug giebt, die in Folge äußerer Eindrücke entstehen und daß auch diese oft genug von Dichtern ausgesprochen worden sind; ich bin sehr geneigt, zwischen den Resultaten dieser Eindrücke und den in geweihten Augenblicken aus der Tiefe der Seele aufsteigenden Gefühlen zu unterscheiden und jedenfalls sind nur diese würdige Aufgaben des lyrischen Dichters, denn nur in ihnen lebt eigentlich der ganze Mensch, nur sie sind das Product seines ganzen Seins. Ich hasse Beispiele, weil sie entweder Lückenbüßer oder Irrlichter sind; aber hier muß ich doch hinzufügen, daß ich namentlich in dem Lied von Uhland „Es hat mir jüngst geträumet" ein solches Gefühl ausgedrückt finde.

Das Drama schildert den Gedanken, der That werden will durch Handeln oder Dulden; die Erzählung ist eigentlich schon keine reine Form mehr, sondern ein Gemisch des lyrischen und dramatischen Elements, welches sich vom Drama dadurch unterscheidet, daß es das äußere Leben aus dem innern entwickelt, während bei diesem das innere [aus dem äußeren hervorgeht].

Betrachten wir nun, was Theod. Körner und Heinrich von Kleist zuvörderst als lyrische Dichter geleistet haben. Kleist hat in diesem Fach (leider!) wenig hinterlassen, Körner (noch einmal leider!) desto mehr. Körners Kriegslieder haben bei diesem Abschnitt unserer Untersuchung aus zwei Gründen den Vorrang vor seinen übrigen Producten dieser Art; sie haben erstlich das größte Publicum gefunden und ihrem Verfasser neben dem Buchhändler-Honorar sogar den Titel eines Deutschen Tyrtäus eingetragen, und dann war Körners Seele von dem vermeinten und wirklichen Leiden seiner Zeit, von der Würde und dem Unglück seines Volks und von der Nothwendigkeit und Heiligkeit des Kriegs — man wittere hierin keinen Bombast, sondern man bewundere meine Geschicklichkeit, die Alles, was Theodor Körner in einem ganzen Bande, in Leier und Schwert, aussprach, in drei Zeilen zusammengedrängt hat! — aufs Innigste erfüllt: sind daher seine Kriegslieder schlecht, so wird der Schluß gerechtfertigt sein, daß man sich von seinen übrigen Gedichten, in welchen er es mit Gefühlen zu thun hat, die ihn doch immer nur schwächer, wie Jene, die ihm das Schwert in die Hand gaben, berührten, noch viel weniger etwas versprechen darf. Ich blättere das Register seiner Kriegslieder durch [und finde „Aufruf ans deutsche Volk“ „Vor] der Schlacht“ „Deutschland“ genug lauter Titel, die auf sehr oft behandelte und dadurch trivial gewordene Stoffe hindeuten. Hieraus schließe ich nun zwar nicht sogleich auf triviale Gedichte, aber das darf ich daraus schließen, daß derjenige, der sich an so erschöpfte Gegenstände macht, entweder ein sehr großer, oder ein sehr kleiner Dichter sein muß. Es sei mir erlaubt, ein's dieser Gedichte zu analysiren. Ich wähle, als das bedeutendste, das allbekannte „Bundeslied vor der Schlacht“. In diesem Gedichte hat der Dichter zusammen zu stellen gesucht, was dienen konnte, die Soldaten, welche das Gefecht bei Danneberg bestehen sollten, gegen die Kugeln gleichgültiger zu machen. Ich hätte

aber dem commandirenden General nicht eben anrathen mögen, es zu diesem reellen Zweck zu benutzen. Herr Körner vergißt ganz und gar, mit welchen Leuten er zu thun hat, wenn er in der 3ten Strophe den Soldaten zumuthet, sich für deutsche Kunst und deutsche Lieder niedermetzeln zu lassen. Dieß ist mehr, als ein Scherz, denn von einem Bundeslied vor der Schlacht darf ich verlangen, daß es Allen, die an der Schlacht Antheil nehmen sollen, verständlich und zugänglich sei; und Kunst und Lieder sind überhaupt nicht bedeutend genug, um neben den Gründen, die die [Lieferung einer Schlacht nothwendig machten, neben der Sklaverei eines Volkes genannt wer]den zu können, ganz abgesehen davon, daß beide, Kunst und Lieder zu denjenigen Schätzen eines Volkes gehören, die bei feindlichen Ueberfällen am sichersten sind. Aber, um meine Logik nicht in üblen Ruf zu bringen, will ich bei'm A. anfangen. Herr Körner ist [sic] nicht allein dabei angefangen, sondern sogar dabei aufgehört; dieß in Paranthesi. Die erste Strophe sucht das Gemälde einer Schlacht zu geben; es ist aber ein Glück, daß wir schon durch die Ueberschrift wissen, mit *welcher* Schlacht wir es zu thun haben; aus dieser ersten Strophe, in welcher doch das Gemälde abgeschlossen, wenigstens beendigt ist, würden wir es schwerlich ersehen. Aus der zweiten Strophe erfahren wir schon mehr, wir erfahren, daß die beliebte deutsche Eiche gebrochen, daß die Sprache — Gott Lob, nicht die Frauen — geschändet ist, und wir finden es sehr natürlich, daß am Ende die Rache flammt, wenn wir uns auch einer leichten Verwunderung darüber nicht erwehren können, daß Schande, Schmach u. d. gl. schon *hinter* jenen Helden lag, also schon überstanden war. Von den Süßigkeiten der dritten Strophe haben wir bereits genascht: wir sehen aber deß ungeachtet in dieser Strophe noch *sehr viel*, ein glücklich Hoffen, eine goldne Zukunft, einen ganzen Himmel pp. pp. — es wird an meinen Augen liegen, daß ich dennoch Nichts [darin

sehen kann. — In der 4ten Strophe kommt] der Muth so recht auf Siebenmeilenstiefeln, und ich wünschte, daß die Kritik mit dem Inhalt derselben eben so zufrieden sein könnte, als das Vaterland, dem ein vortreffliches Gelübde darin geleistet wird. Die 5te Strophe enthält eine wahre menschliche Empfindung; sie könnte mit Falstaff ausrufen: Gebe der Himmel mir bessere Gesellschaft! Aus der 6ten Strophe erfahren wir, daß der Dichter in der 4ten nicht bramarbasirt hat, sondern daß es wirklich los geht; zugleich enthält sie die Hauptschönheit des Liedes, nämlich das Ende. Nun frage ich, abgesehen von der schülerhaft-rohen Composition des Gedichts, die nur den Geschmack, nicht aber geradezu die Kraft eines Dichters verdächtig macht — wo ist auch nur der leiseste Anflug von Poesie? Und eine Schlacht war Muse!

Mit dem poetischen Theil dieses Gedichts wären wir also fertig, untersuchen wir nun noch, in wiefern es ein echt deutsches, d. h. ein solches Product ist, wie es nur auf deutschem Grund und Boden von einem Deutschen verfertigt werden konnte. Ein Jeder wird finden, daß es sehr füglich von Einem aus dem Serail des Sultans hätte gemacht und von jeglichem Volk hätte in ähnlicher Lage benutzt werden können. Selbst die Franzosen könnten sich, obwohl es gegen sie gerichtet ist, dadurch [begeistern, wenn ihr Geschmack sie nicht davor bewahrte. Man werfe] mir nicht die deutschen Eichen (Strophe 4) in den Weg; über ganze Eichbäume muß ich stolpern.

Mit Körners Bundeslied vor der Schlacht vergleiche man Kleists Gedicht „an Deutschland“, wie ich glaube, daß es betitelt ist. Ich freue mich, daß ich die einzelnen Strophen dieses Gedichts nicht charakterisiren kann, sie sind, was die Theile eines Gedichts sein sollen, Nichts, wenn man sie vom Ganzen trennt. „Deutsche — ruft der Dichter aus — eure Wälder sind längst gelichtet, Schlangen und Füchse habt ihr vertilgt, nur den Franzmann seh' ich noch schleichen!“ Dieß ist

ein Volkslied; das Ungeheure, Große ist an das Einfachste und Nächste geknüpft und die gewählten Bilder sind nicht bloß schön, sondern zugleich nothwendig.

Ich gehe zu den Leistungen Körners und Heinrichs von Kleist im dramatischen Fach über. Hier sind alle beide sehr thätig gewesen, um aber die Langeweile wenigstens auf kurze Zeit zu vermeiden, will ich mit der Analysirung eines Kleist'schen Stückes beginnen, und zwar zuerst mit einer Tragödie, die freilich von dem Verfasser nur Schauspiel überschrieben worden ist, mit seinem Prinzen von Homburg. Ob er dieses dem Umstande, daß der Prinz als Held des Stückes, das Leben glücklich davon bringt, oder vielmehr dem Publicum, das [die Tragik nur in einem Blutstrom finden kann,] zu Gefallen gethan hat, weiß ich nicht, will es auch nicht rügen, sondern nur aufmerksam darauf machen, daß meines Bedünkens dasjenige, was eine Tragödie zur Tragödie macht, nur im Kampfe des Menschen, nie aber im Ausgange dieses Kampfes liegt. Der Ausgang ist den Göttern anheim gestellt, sagt ein altes Sprichwort, nun denn — Handlungen der Götter, wie man die Wirkungen des Schicksals, die Begebenheiten, wohl nennen darf, können für den dramatischen Dichter nie etwas Anderes sein, als was Vorhänge und Coulissen für die Schaubühne sind: sie begränzen, ohne zu ergänzen.' Ich definirte früher das Drama, als Schilderung des Gedankens, der That werden will, durch Handeln oder Dulden. Wie nun dieser Gedanke sei — darauf kommt wenig an, aber daß er wirklich da sei, daß er den ganzen Menschen erfülle, das ist allerdings nothwendig. Was ist nun der Gedanke der im vorliegenden Stück die Seele des Prinzen von Homburg, als des Haupthelden erfüllt? Wir finden ihn im 2ten Auftritt des 2ten Acts ausgesprochen, in der Stelle, wo der Prinz zu Kottwitz, der ihn, den Thaten durstigen, auf die kurfüstliche Parole verweis't, sagt:

„Auf Ordr'? Ei, Kottwitz, reitest Du so langsam?
Hast Du sie noch vom Herzen nicht empfangen?“

Es ist der Gedanke: die Kraft steht über dem Gesetz und der Muth erkennt keine Schranken, als sich selbst. Kleist scheint sich im 5ten Auftr. des ersten Acts, womit der 5te Auftr. des 5ten Acts correspondirt, Mühe gegeben zu haben, nicht sowohl diesen Gedanken, als [vielmehr einen bloßen Zufall, nämlich die Unaufmerksamkeit des Prinzen bei Ertheilung der Parole, als] Hebel des Stücks aufzustellen, allein, er scheint auch nur. Denn, wenn er durch Hohenzollern auf diesen Umstand auch großes Gewicht legen läßt, so durfte das allerdings geschehen; nur dann aber, wenn der Prinz selbst — was nie geschieht — Gewicht darauf gelegt hätte, könnte er Einfluß auf die Oeconomie des Stücks gehabt haben. Gehen wir zu einer näheren Entwickelung der Tragödie über.

Das Geschichtliche derselben ist auf die bekannte Schlacht des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die er den Schweden bei Fehrbellin lieferte, gestützt. Die Fabel des Stücks ist in Kurzem diese: der Prinz von Homburg, dem die Führung der märkischen Reiterei anvertraut war, weicht eigenmächtig von der ihm gegebenen Parole ab, indem er zu früh vorrückt; er gewinnt die Schlacht, wird aber von Friedrich Wilhelm vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen verletzter Subordination zum Tode verurtheilt. Und wahrlich — würde ich hinzusetzen, wenn ich nicht wüßte, daß die poetische Begeisterung in der Kritik sehr lächerlich ist — die Handlung ist mit einer solchen Kraft vorübergeführt, daß diese Tragödie wohl mit einer deutschen Eiche verglichen werden darf, an welcher jeder Zweig üppig grünt und deren Gipfel dem Himmel näher ist, als der Erde. Das ganze Stück enthält — was sich selten von der Arbeit des größten Meisters rühmen läßt — nur Charactere, keine einzige Figur, und ich bedauere, daß ich nur den Character des Prinzen von Homburg nä-[her entwickeln, an den übrigen aber nur diejenigen Seiten berühren darf, welche mit diesem zusammen] treffen.

In der ersten Scene mögte ich nicht, wie Zimmermann, das bloße Bestreben des Dichters sehen, für sein Gemälde einen mystischen Hintergrund aufzustellen. Ich sehe nicht ein, warum ein junger Mann, der überhaupt an der Krankheit des Nachtwandelns leidet, nicht auch in der Nacht vor Anbruch einer Schlacht nachtwandeln, und warum ein junger Held, der sich längst mit den schwärmerischsten Gedanken an Ruhm und Unsterblichkeit getragen hat, nicht in einer solchen Nacht sich einen Eichenkranz winden könnte. Bei Tage würde sich freilich eine Beschäftigung dieser Art nicht zum Besten ausnehmen, aber die Nacht ist das Reich der Phantasie, und der Kranz ist das Sinnbild des Ruhms. Dann aber, finde ich, hat diese erste Scene, deren Naturgemäßheit ich eben erwiesen zu haben hoffe, für das Stück eine tiefe Bedeutung. Um jenes starrsinnige Abweichen des Prinzen von den ausdrücklichen Befehlen des Kurfürsten psychologisch zu erklären, bedurfte es einer hohen Aufregung seines Geistes. Nun wüßte ich aber nicht, woraus Kleist diese besser hätte ableiten können, als eben aus einem halbwachen Traum, in welchem er vermuthlich zum Voraus — das Winden des Kranzes zielt darauf hin, und der 4te Auftritt des 1sten Acts bestätigt es — alles das empfing, was das höchste Ziel seiner Hoffnungen war und die theuerste Frucht seiner Bestrebungen sein sollte. Daß ich mich in dieser meiner Ansicht über die vom Dichter in die besprochene Scene hinein gelegte Bedeutsamkeit nicht täusche, zeigt die Zerstreuung, in welcher der Prinz sich im 5ten Auftritt über jenen Traum befindet, und namentlich der Monolog, womit [der erste Act sich schließt].

Im 2ten Act haben wir zuerst die 2te Scene zu bemerken. In dieser beginnt und endet die eigentliche Handlung. Was vorher und nachher kommt, steht in Verbindung mit derselben, wie Ursach und Wirkung. Der Prinz erringt den Sieg und verdient sich den Tod. Dann ist von der höchsten Be-

deutung die 8te Scene dieses Acts, in welcher sich das Liebesverhältniß zwischen dem Prinzen und der Prinzessin Natalie von Oranien knüpft. Ich mögte diese Scene dem Bedeutendsten zugesellen, was in Deutschland von den größten Dichtern im Drama geleistet worden ist. Man denke sich die Exposition. Ein Gerücht ist ausgesprengt, wornach der Kurfürst in der Schlacht geblieben sein soll. Die Kurfürstin, mit ihren Frauen befindet sich in der größten Angst. Homburg tritt auf und bestätigt das Gerücht. Natalie sagt:

„Wer wird in diesem schauderhaften Kampf
Jetzt diese Schweden niederhalten? — — —

Prinz von Homburg (nimmt ihre Hand).

Ich, Fräulein, übernehme Eure Sache. — — —
Der Kurfürst wollte, eh das Jahr noch wechselt,
Befreit die Marken sehn; wohlan, ich will
Vollstrecker solches letzten Willens sein!"

Natalie.

Mein lieber theurer Vetter!

Prinz.

O, Natalie!
Wie denkt Ihr über Eure Zukunft jetzt?

Natalie.

— — — —
Ich bin zum zweiten Male heut' verwais't.

Prinz.

O, meine Freundin! Wäre diese Stunde
Der Trauer nicht geweiht, so wollt' ich sagen:
Schlingt Eure Zweige hier um diese Brust!

Natalie.

Mein lieber, guter Vetter!

[**Prinz.**

Wollt Ihr? Wollt Ihr?]

Ich denke, bei dieser Liebesscene amüsiren sich nicht die Liebenden allein, was sonst in der Regel der Fall ist. Die zehnte Scene dieses Acts ist der Wendepunct des Stücks. Der Kurfürst läßt dem Prinzen, der in der doppelten Freude des Siegs und der Gewißheit darüber, daß Jener noch lebt, mit den erbeuteten Fahnen zu ihm eilt, den Degen abnehmen und befiehlt die Zusammenberufung eines Kriegsgerichts. Man bemerke wohl, was diese Scene durch die gedachten Kontraste an und für sich ist. Sie ist übrigens der Hauptbeweis für meine vorhin ausgesprochene Ansicht über die Idee des Stücks. Der Prinz nämlich, weit entfernt, den begangenen Fehler einzusehen, antwortet als ihm Hohenzollern sagt:

„— Der Satzung soll Gehorsam sein!"

mit Bitterkeit: So, so, so, so! und später:

„Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen —
Bei Gott, in mir nicht findet er den Sohn,
Der unterm Beil des Henkers ihn bewundert pp.

Er kann gegen den Kurfürsten noch nicht gerecht sein, denn er ist noch zu billig gegen sich selbst.

In der ersten Scene des dritten Acts ist er der Wahrheit einen Schritt näher gekommen. Er nennt sich eine Pflanze, die sich zu rasch und üppig in die Blume warf. Aber noch sagt er:

„War's denn ein todeswürdiges Verbrechen,
Zwei Augenblicke früher, als befohlen,
Die schwed'sche Macht in Staub gelegt zu haben?"

Die Würde des Gesetzes, auf die des Kurfürsten Handlungsweise basirt ist, steht ihm noch zu fern, darum ist er überzeugt:

[Eh er dies Herz hier, das getreu ihn liebt,]
Auf eines Tuches Wink der Kugel preis giebt,
Eh öffnet er die eig'ne Brust sich
Und sprützt sein Blut selbst tropfenweis in Staub.

Und als Hohenzollern ein Wort fallen läßt von der Werbung des schwedischen Gesandten um die Prinzessin von Oranien, ist er sogar geneigt, unwürdig von dem Kurfürsten zu denken. Er kann glauben, daß der Kurfürst ihn sterben lassen wird, weil die Prinzeß sich ihm anverlobt hat. Dieß ist echt psychologisch, und hier, wo der Character Homburgs zweifelhaft zu werden scheint, ist doch eigentlich der echte Probirstein desselben. Daß er den Kurfürsten liebt und bewundert, hat er gezeigt, daß er sich alle Mühe gegeben hat, für dessen Verfahren einen Grund aufzufinden, der ihn nicht entwürdigt, versteht sich von selbst, denn kein Schmerz ist größer für die menschliche Brust, als dort bewundert zu haben, wo zu verachten gewesen wäre; wenn also der Prinz dennoch glaubt, daß seine Verlobung mit Natalie den Kurfürsten zu seiner Strenge bewogen habe, so zeigt er eben dadurch, daß ihm über die Würde und Nothwendigkeit des Gesetzes jeder Begriff fern liegt, daß mithin seine Verletzung der Parole nicht in knabenhaftem Muthwillen, sondern in einem schweren Irrthum, der dem Mann immer zu vergeben war, begründet gewesen sein muß. Eben deswegen aber ist es, mit seinem Heldencharacter auch wohl verträglich, wenn er ausruft:

„Hilf, rette, Freund, ich bin verloren“

[denn der Mann zeigt sich dadurch, daß er ein Gut, welches verloren ist, verloren giebt, nicht dadurch, daß er, wie] ein Wahnwitziger, schönen Phrasen zu Liebe, auf Alles Verzicht

leistet; und der Prinz thut nur seine Pflicht, wenn er der Willkür eines Einzelnen, sei es, wodurch es sei, sein Leben zu entziehen sucht. Und selbst, wenn er in der 5ten Scene, wo er die Kurfürstin um Fürsprache beschwört, sagt:

„O, meine Mutter, also sprächst Du nicht,
Wenn Dich der Tod umschauerte, wie mich;
Du scheinst mit Himmelskräften, rettenden,
Du mir [über mich], das Fräulein, Deine Frau'n begabt,
Mir Alles rings umher; dem Troßknecht könnt' ich,
Dem schlechtesten, der Deiner Pferde pflegt,
Gehängt am Halse flehen: rette mich!"

so finde ich es menschlich und schön, denn es ist die erste Aufwallung, und wann wäre das Gefühl des schmerzhaftesten Verlustes von dem lebhaftesten Wunsche, das in Gefahr stehende Gut zu erhalten, getrennt. Ich bemerke dieß, nicht, weil ich etwas Neues, sondern, weil ich etwas Altes, was noch nicht genugsam beherzigt ist, zu sagen glaube. Im Uebrigen ist diese 5te Scene wunderschön und von der tiefsten Wirkung. Wer fühlte sich nicht mit dem Prinzen vernichtet, wenn er ausruft:

„Seit ich mein Grab sah, will ich nichts, als leben,
Und frage nicht mehr, ob es rühmlich sey,"

und weiterhin:

„Nataliens, das vergiß nicht, ihm zu melden,
Begehr' ich gar nicht mehr, in meinem Busen
Ist alle Zärtlichkeit für sie verlöscht!"

Und wie wunderbar herrlich tritt Natalie in ihrer stillen Größe hervor! [Wie ist es der Natur abgestohlen, daß ihre Kraft erst dann beginnt, die Schwingen leise] und geräuschlos zu entfalten, wo der Mann, in dem sie das Höchste gesehen, von dem sie Alles erwartet hatte, erliegt. Und wie echt weiblich sind die Worte, durch welche sie ihn wieder aufzurichten wagt:

„Geh', junger Held in Deines Kerkers Haft,
Und auf dem Rückweg schaue Dir das Grab

Noch einmal an, das Dir geöffnet ward.
Es ist nichts finsterer und um nichts breiter,
Als es Dir tausendmal die Schlacht gezeigt!

pp.

Doch, poetische Schönheiten sind, wie Blumenduft — er läßt sich nicht beschreiben, nur empfinden!

Abgerundet wird Nataliens Character in der 1sten Scene des 4ten Acts, wo sie den Kurfürsten um Homburgs Befreiung bittet. Den Tod des Prinzen hätte sie ertragen, aber diese ängstliche Verläugnung seines Ichs erträgt sie nicht.

Zu solchem Elend, glaubt' ich, sänke Keiner,
Den die Geschicht' als ihren Helden preis't.
Schau' her, ein Weib bin ich, und schaudere
Dem Wurm zurück, der meiner Ferse naht,
Doch so zermalmt, so fassungslos, so ganz
Unheldenmäßig träfe mich der Tod
In eines grimm'gen Leu'n Gestalt nicht an.
Ach, was ist Menschengröße! Menschenruhm!

Da beschließt der Kurfürst, den Prinzen selbst zum Richter seines Vergehens zu machen, und schreibt einen Brief an ihn:

„Mein Prinz von Homburg, als ich Euch gefangen setzte,
Da glaubt' ich Nichts, als meine Pflicht zu thun;
Auf Euren eig'nen Beifall rechnet' ich.
[Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch wiederfahren,]
So bitt' ich, sagt's mir in zwei Worten
Und gleich den Degen schick' ich Euch zurück."

Diesen Brief giebt er an Natalie, damit sie ihn dem Prinzen zustelle. Ich muß die Worte hersetzen, mit welchen sie den Brief entgegen nimmt.

„Was Deine Huld, o Herr, so rasch erweckt,
Ich weiß es nicht und untersuch' es nicht —
Das aber, sieh, das fühl' ich in der Brust:

Unedel meiner spotten, wirst Du nicht!
Der Brief enthalte, was es immer sei —
Ich glaube Rettung und ich danke Dir!"

Mancher Andere würde geglaubt haben, es sei nicht genug, daß Natalie sich als Heldin bewährt habe, sie müßte mit Siebenmeilenstiefeln fortschreiten und Amazonin werden. Kleist aber hatte tiefe Blicke in die weibliche Natur gethan, er wußte, daß die Größe des Weibes nur über dem Abgrund blüht und daß sie ihre Fittige in dem Augenblicke verliert, wo die Erde ihr wieder einen Punct bietet, den sie fest und sicher beschreiten kann. Natalie seufzt nur einmal: „ach, was ist Menschengröße! Menschenruhm!" aber sie freut sich, als sie den Rettung bringenden Brief des Kurfürsten in Händen hat, und ohne sich weiter um seinen Inhalt zu kümmern, eilt sie entzückt zum Prinzen von Homburg.

Der Prinz empfängt den Brief. Er lies't ihn laut, Natalie hört ihn. Sie erbleicht, denn sie fühlt, was ein Mann thun muß, der zum Richter über sich selbst berufen ist. Aber sie dringt in den Prinzen, die Worte zu schreiben, die der Kurfürst verlangt; sie reißt ihm den Brief aus der Hand, sie erinnert ihn an die [offene Gruft, die er bereits gesehen hat, als er zögert.] Aber auch der Prinz ist nicht länger zweifelhaft über die Bedeutung des Augenblicks, über den Kurfürsten, über seine eigene Schuld. Er sagt:

„Ich will ihm, der so würdig vor mir steht,
Nicht, ein Unwürd'ger, gegenüber stehn!
Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Brust,
Wie ich es wohl erkenne — — — — — —

Er schreibt dieß an den Kurfürsten, und Natalie faßt ihn und spricht:

— Und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich in den Sand, nicht halten könnt' ich mich
Und jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir!"

Gern verfolgte ich den großen Dichter auch noch durch den fünften Act, allein für die Analyse des Stückes ist es nicht nothwendig, da die Auflösung, (daß nämlich der Prinz, nachdem er durch Aufgebung derjenigen Idee, die das Princip seines bisherigen Lebens war, bereits einen Tod erlitten hatte, mit dem zweiten verschont wurde) sich von selbst versteht. Schließlich muß ich noch bemerken, daß ich den Prinzen von Homburg nicht deswegen zum Gegenstande meiner Kritik gemacht habe, weil diese Tragödie eben das gelungenste aller Kleist'schen Stücke ist, sondern bloß deswegen, weil sie die beste Gelegenheit zu einer Parallele zwischen den dramatischen Leistungen Kleists und Körners giebt. Jetzt Muth gefaßt! Es geht auf Körner los und zwar wählen wir dasjenige seiner Producte, welches allgemein am höchsten gestellt wird, seinen Zriny.

Bei Beurtheilung des Prinzen von Homburg durfte ich mich an das Allgemeine halten, da es gar nicht [möglich ist, daß demjenigen, der das Stück lieset, ein Zweifel darüber kommen kann, ob die Charactere] auch wohl richtig gezeichnet seien. Bei Körners Zriny haben wir es nicht so bequem, müssen vielmehr den entgegengesetzten Weg einschlagen, werden uns dafür dann aber auch, um die Gränzen dieses Aufsatzes nicht gar zu sehr zu überschreiten, um die Totalität des Stücks weniger bekümmern, die uns auch überhaupt nur dann kümmern kann, wenn die erste Untersuchung zu Gunsten des Dichters ausschlägt.

Die Idee, für welche wir Zriny erglüht sehen, ist der unbedingte Gehorsam gegen Kaiser und Vaterland. Allerdings eine Idee, wie sie im Jahre 1566 in mancher Menschenbrust aufgegangen sein mogte, und wie sie jenen heldenmüthigen Zriny gewiß belebte; es ist aber nicht genug, daß der dramatische Dichter es ausspricht, was seines Helden Seele erfüllt, denn dieß kommt der Geschichte zu. Wenn der Historiker jeden Einzelnen wie eine Bombe betrachtet, deren Schwingungen und

Wirkungen er zu berechnen, um deren Entstehung er sich aber wenig zu bekümmern hat, so ist es Sache des dramatischen Dichters, der, wenn er seine hohe Aufgabe kennt, sich bestrebt, die Geschichte zu ergänzen, zu zeigen, wie der Character, den er sich zum Vorwurf gemacht, geworden ist, was er ist. Dieß finden wir z. B., um mich auf die Bibel der Dramatik zu beziehen, bei Shakespeare; wir sehen jede Leidenschaft, die er malt, als Wurzel und Baum zugleich. Theodor Körner hat sich die Sache leichter gemacht: er zeigt bloß die Flamme; woher sie kommt, läßt er dahin gestellt sein und hat sich es daher auch selbst zu danken, wenn wir unentschieden sind, ob seine Helden hinter Irrwischen, oder, um mich seiner Lieblingsmetapher zu bedienen, [hinter Sternen herlaufen. Daß dieser Weg, der bei weitem] bequemere ist, bedarf keiner Erwähnung.

Die Fabel seines Stücks ist bekannt genug; ich wende mich daher sogleich zu einer näheren Beleuchtung der einzelnen Charactere. Ehre, dem Ehre gebührt; Sultan Soliman rücke vor. An die erste Scene, wo er auftritt, will ich mich nicht kehren, obwohl er schon dort verdammte Blößen giebt; es ist einem Türken am Ende zu verzeihen, wenn er sich darüber ärgert, daß sein Leibarzt nicht weiß, wie lange er leben soll. In der 2ten Scene hat Körner versucht, die ersten Linien des Helden, der Wien zur Todtenfackel verlangt, zu ziehen. Es ist ihm nicht zum Besten gelungen.

„Karl, Karl! — ruft Soliman in seinen Bart — du hättest jetzt nicht leben sollen,
Und dein Europa läg' zu meinen Füßen."

Jeder andere Held würde darin die höchste Gunst des Schicksals gesehen haben, worin Soliman den Fluch seines Lebens sah; ich erwarte nicht viel von dem Hunde — dies Gleichniß ist bei den Türken zu Hause — der nur mit kleinen Kläffern anbindet. Wie weit es Herrn Körner glückte, das orientalische

Colorit über sein Gemälde aus zu gießen, zeigt recht deutlich der 4te Auftritt, wo Soliman seine Generale mit den Worten empfängt:

„Seid mir gegrüßt, ihr Stützen meines Throns!
Willkommene Gesellen meiner Siege!
Seid mir gegrüßt!“

Einen höflicheren Türken, wie diesen Soliman, der freilich hinterher nicht allein mit Donnerwettern, sondern sogar mit einem Dolch herumwirft, hat die [Sonne schwerlich gesehen. Daß es nicht Körners Ver-]dienst ist, wenn wir in seinem Soliman einen Helden und einen Türken erblicken, wird klar sein; untersuchen wir nun noch, ob es ihm besser gelang, uns den Feldherrn und den Tyrannen vorzuführen. Beides ersehen wir aus der dritten Scene des 3ten Acts. Mehmed berichtet dem Sultan, daß der Sturm abgeschlagen sei.

„Daß Euch die Pest!“

antwortet dieser; dann erkundigt er sich, wer Befehl zum Rückzug gegeben. Mehmed antwortet: er; die Janitscharen wären vergebens zu Tausenden hingemordet worden, das Heer sei erschöpft und der Sieg habe sich nicht erzwingen lassen; er denke aber noch in der nächsten Nacht die Burg zu beschießen und sei überzeugt, daß die Mauern stürzen müßten. Soliman fährt auf:

„Ich aber will ihn zwingen (den Sieg nämlich) muß ihn zwingen!“

In der That, ein vortrefflicher Feldherr, bei dem Gründe, wie sie Mehmed vorgebracht, nicht anschlagen; bloß darin von einem Kinde, das seinen Willen nicht bekommt, unterschieden, daß er brüllt, das Kind aber schreit. Doch — vielleicht haben wir den Tyrannen vor uns, wo ich die Richtigkeit des Feldherrn zu erblicken glaubte. Lesen wir weiter.

Ali.

Denke an Malta!

Soliman.

Tod und Hölle! Ali!
Erinnere mich nicht daran, wenn dein Kopf
Dir lieb ist. Ich ertrage so von dir
Mehr, als dem Großherrn Soliman geziemt!
[Wirklich der Anfang verspricht viel.

Ali.

Mein Leben liegt in deiner Kaiserhand!]

Soliman.

Weil du das weißt, und doch des Herzens Meinung
Mir frei in's Antlitz sprachst, mag ich's verzeihn.
Die Wahrheit lieb' ich, die den Tod nicht scheut.
Zum Zeichen meiner kaiserlichen Gnade
Befolg' ich deinen Rath und stürme nicht!

Ich denke, wir haben vor einem Tyrannen nicht zu zittern, dessen Grimm durch Alis armselige Worte:

„Mein Leben steht in deiner Kaiserhand“

die ihm doch schon oft genug gesagt sein mogten, versöhnt werden könnte. Man mache mir keinen Vorwurf daraus, wenn ich jetzt über Soliman schweige. Verstöße dieser Art sind keine *Fehlgriffe*, sie sind Zeichen *völliger* Unzulänglichkeit des Dichters und bloß der Curiosität wegen, nicht aber weil es noch für den von mir zu führenden Beweis nothwendig ist, fahre ich fort, auch noch den Zriny, die Helene und die übrigen Marionetten zu analysiren.

Zriny ist eine verunglückte Kopie des Wallenstein; seine Originalität liegt darin, daß er das *für* den Kaiser thut, was

Jener gegen denselben that. Juranitsch ist Max Piccolomini der zweite, hat aber das Unglück, daß er eben so tief **unter** Max dem ersten steht, als andere Leute, die auch zufällig die zweiten waren, als z. B. Friedrich der zweite, Joseph der zweite pp. **über** ihren Namensvettern standen. Ueberhaupt ist es mir durch den Zriny klar geworden, daß Körner zweifelsohne bei längerem Leben ein zweiter Schiller geworden wäre, dadurch nämlich, daß er den ersten vollständig in sich aufgenommen hätte. Die [Plagiate, die der edle junge Mann sich in dieser] Tragödie sowohl in Anlegung der Scenen, als in ganzen einzelnen Reden und Sentenzen erlaubt hat, übersteigen allen Glauben. Ich werde vielleicht im Verfolg meiner Untersuchung der Charactere auf einige aufmerksam machen.

Sei es mir erlaubt, bevor ich die Ansprüche des Körner'schen Zriny auf Heldenschaft untersuche, festzustellen, welche Eigenschaften einem Helden absolut unentbehrlich sind. Ich will meine Forderungen gar nicht hoch spannen, aber **Umsicht** und **Festigkeit** darf ich doch zum wenigsten, außer dem lieben Muth, wohl verlangen. Auch dürfte ihm eine gewisse Bescheidenheit nicht eben übel stehen, und von dem Helden eines **Dramas** dürfen wir diese vielleicht gar **fordern**, denn der dramatische Dichter soll freilich keineswegs idealisiren, aber er soll doch auch nur das echt Menschliche, nicht das rein Zufällige und eben darum Seltene wiedergeben; rein zufällig, und bloß die Frucht der mangelnden oder verkehrten Erziehung, ist es aber, daß Einer zu gleicher Zeit ein Held und ein Bramarbas ist. Will man nun die Festigkeit darin finden, daß ein Mensch gleich, im Voraus, weiß, was er will, daß er, ehe er noch die bedingenden Umstände kennt, seinen Entschluß faßt, so ist sie unserem Zriny gewiß nicht abzusprechen:

„Nicht schönern Lohn verlangt er seiner Treue,
Als für sein Volk und seinen ew'gen Glauben,
Ein freudig Opfer, in den Tod zu gehn.“

Aber [mir scheint, ein äußerster Entschluß ist nur dann zu rechtfertigen, wenn er nicht mehr zu ver=]meiden ist; wer ihn früher faßt, ist eher feige, als muthig, denn er hat nicht Kraft, dem Augenblick das Opfer zu bringen, darum räsonnirt er sich selbst vor der Zeit in den Muth hinein. Als Zriny aber die angeführten Worte spricht, hat er zwar bereits vom Kaiser jenen Brief, der ihm ankündigt, daß er keinen Ersatz zu hoffen habe, in Händen; allein, noch kann er nicht wissen, wie lange Soliman Sigeth bestürmen wird, und es war ebenfalls nicht nöthig, seiner Umgebung durch diese Worte, in denen sein eigener Muth sich spreizt, Muth einzuflößen, denn die bestand ja aus lauter Helden. Ich kann daher in seinen Bramarbasien nicht diejenige Festigkeit finden, die eines großen Mannes würdig ist, und dieß ist ein Fehler, den ich Herrn Körner anrechnen darf, denn er hat sie in den Character seines Zriny hinein legen wollen. Von Umsicht ist dem lieben Mann noch weniger zu Theil geworden; man lese nur den 6ten Auftritt des 2ten Acts, wo er darüber mit sich zu Rathe geht, was er mit Frau und Kind aufstellen soll. Wahrlich, wenn er beschließt, sie in der Festung zu lassen, damit das Volk nicht den Muth verliere, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Tochter bereits ein uneheliches Kind gehabt hat und die Frau eine Heldin am verkehrten Platze gewesen ist, denn, wenn sie ihm auch nur eine Nuß galten, so konnte er sie, keines solchen Grundes halber, einer solchen Gefahr nicht aussetzen. Hat das Volk denn Muth, welches ruhig [ist, weil es sich noch sicher glaubt? Und sollten dem=]selben denn bloß deswegen die Augen niemals aufgehen, weil es sieht, daß Weib und Kind des Führers — für welche doch ja, wie Zriny selbst bemerkt, im Nothfall geheime Wege vorhanden sind — einstweilen die Gefahr theilen? Dies Alles hat Herr Zriny nicht erwogen; seine Umsicht ist daher gewiß nicht groß. Von der edlen Simplicität und Bescheidenheit dieses Helden nur eine Probe:

„— Du kennst mich, Maximilian,
Ich danke für dein kaiserlich Vertrauen,
Du kennst den Zriny, Du betrügst dich nicht!"

Es ist ekelhaft, weiter fort zu fahren; ich komme mir in diesem Augenblicke vor, als ob ich beweisen wollte, daß eine Seifenblase eigentlich nur eine Seifenblase sei. Nur noch über die Helene ein Wort. Das zarte Kind, welches am Ende des ersten Acts, als Juranitsch von ihr Abschied nimmt, um in die Schlacht zu gehen, *umsinkt*, hat bereits im 7ten Auftritt des 2ten in der Bravour solche Fortschritte gemacht, daß sie ruft:

„Ja, Vater, Vater, laß uns nicht von Dir!"

und am Ende des 4ten (freilich, es ist Zeit, denn im nächsten Act ging das Stück zu Ende) sagt sie sogar:

„Ja, laß uns sterben! *was gilt uns die Sonne?*"

Spare dein Mitleid, Leser oder Zuschauer, Du mußt nicht glauben, daß Du es mit Menschen zu thun hast, denen das Leben etwas gilt, die daher ein Opfer bringen — bewahre! sie haben mit Dir, Schwächling, nichts gemein.

[Man wird mich — ich muß zum Schlusse eilen, denn es stehen gerade eben so viele Ungereimtheiten im Zriny,] als Verse — hoffentlich nicht der Uebereilung zeihen, wenn ich aus allem diesem den Schluß ziehe: Theodor Körner hatte für's dramatische Fach nicht das geringste Talent. Ich versprach vorher, einige Plagiate aus Schiller namhaft zu machen; ich darf aber ruhig auf das ganze Buch verweisen. Statt dessen noch einige Bemerkungen über die Todesscene der Helene, Auftritt 6, Act 5.

Diese Scene ist nicht übel angelegt. Ich will freilich nicht näher untersuchen, inwiefern die *Liebe* es einem Mädchen gestattete, ihrem Geliebten abzuverlangen, sie zu *tödten*. Wir wollen es der Helene einmal auf's Wort glauben, daß sie unter

gleichen Umständen das Gleiche, wenn Juranitsch es forderte, thun würde, und dann ist sie sowohl, wie auch der Dichter, entschuldigt. Wir wollen nur hören, was Juranitsch antwortet, als sie ihm ihren Wunsch erklärt hat. Er sagt:

„Dich soll ich tödten? Dich? nein, nein, ich kann's nicht!"

Dieß würde menschlich sein, aber man höre weiter:

— Wenn der Sturmwind
Die Eiche stürzt und in den Fichten wüthet,
Er läßt die zarte Blüte unverletzt
Und seine Donner werden Zephyrssäuseln,
Und ich soll wilder, als der wilde Sturm,
Des Lebens schönsten Frühlingskranz zerreißen?
An Grausamkeit das rohe Element
Noch überbietend, diese Blüte brechen,
An die des Schicksals Hand sich nicht gewagt?

Ich frage — ist es möglich, eine solche Trivialität |zu überbieten?|

Dieß sei das Einzige, was ich über die einzelnen Körner'schen Scenen sage; man wird darin keine Ungerechtigkeit finden, denn es kann für unsere Untersuchung sehr gleichgültig sein, ob und in wie fern Körner Geschick hatte, ein Trauerspiel anzulegen, da diese Fertigkeit — wie z. B. Göthes Beispiel lehrt — mit der Poesie an und für sich nichts zu thun hat. Die Parallele zwischen dem Prinzen von Homburg und dem Zriny zieht sich von selbst; einem Vorwurfe muß ich aber noch begegnen, der mir von einem aufmerksamen Leser gemacht werden könnte. Man könnte mich nämlich fragen, warum ich die beiden hauptsächlichsten Charactere des Körner'schen Trauerspiels einer förmlichen polizeilichen Untersuchung unterzogen, und, statt sie in ihrer Totalität gelten zu lassen, ihnen Rede und Antwort darüber abgefordert habe, in wie ferne sie Helden, Feldherren, Tyrannen pp. seien. Allein, sie sind nun einmal, wie

alle Geschöpfe des bloßen Talents, Pfeile, die von einer gewissen Sehne ab einem gewissen Ziele zufliegen und daher nur nach ihren Abweichungen von dieser ihrer Bahn beurtheilt werden können. Hierin ist, nebenbei sei es bemerkt, auch der oft gefühlte und selten erklärte Unterschied zwischen den von Schiller und den von Göthe aufgestellten Characteren zu suchen. Schillers Charactere sind — um mich eines Wortspiels, was hier einmal die Wahrheit ausdrückt, zu bedienen, — dadurch schön, daß sie *gehalten* sind, Göthes Charactere dadurch, daß sie *nicht* gehalten sind. Schiller zeichnet den Menschen, der in seiner Kraft *abgeschlossen* ist und, wie ein Erz, nun durch die Verhältnisse *erprobt* wird; deswegen war er nur im historischen Drama groß. Göthe zeichnet die *unendlichen Schöpfungen* des *Augenblicks*, die ewigen Modificationen des Menschen durch jeden Schritt, den er thut; dieß ist das Kennzeichen des Genies und es kommt mir vor, als ob ich es auch in Heinrich von Kleist entdeckt habe.

In diesem Augenblick, wo ich zur Beurtheilung der Leistungen Körners und Kleists in der Komödie übergehen will, erinnere ich mich, daß ich oben, bei Entwickelung meines Begriffs über das Drama nicht bestimmt genug gewesen bin. Ich hätte hinzufügen müssen, daß ich das Lustspiel nicht zum eigentlichen Drama rechnen kann, sondern unter die Kategorie dialogisirter Erzählungen bringen muß. Wenn man sich den Zweck des höheren Lustspiels: „*Schilderung* einzelner Zeitalter und Stände“ vergegenwärtigt, so wird man zugeben, daß ich dieß darf. Ich muß nun im Voraus bemerken, daß Körner und Kleist beide für das höhere Lustspiel Nichts gethan haben; wenn aber Kleist in seinem zerbrochenen Krug ein komisches Charactergemälde zeichnet, welches so lebenvoll ist, daß es, wenn an irgend Einen, an Shakespear erinnert, so malt Körner in seinem Nachtwächter Nichts als eine Fratze, die sich drollig ausnimmt, und wenn bei Jenem der Character die Situationen bildet, so bilden bei Diesem

[die Situationen die Charactere, um mich die=|ses Ausdrucks zu bedienen. Ich würde mich einer sehr unnöthigen Mühe unterziehen, wenn ich mich näher auf die Analysirung der beiden Lustspiele, deren ich Erwähnung gethan, einlassen wollte, da ich jedenfalls nur einzelne Züge anführen könnte, einzelne Züge hier aber durchaus *nichts* beweisen, indem nur das ein sicheres Kriterium der echten Komik ist, daß das Gesammtgemälde, abgesehen von demjenigen, was der Witz dafür gethan hat, als eine *organische* Verwendung der Natur anspricht. Bei dem alten spitzbübischen, lüsternen Dorfrichter Adam im zerbrochenen Krug ist dieses gewiß der Fall; man kann ihm die wenigen Witzworte, deren er sich bedient, ruhig nehmen; was aber der Nachtwächter Schwalbe sein würde, wenn man dieselbe Procedur mit ihm vornehmen wollte, will ich nicht entscheiden, wahrscheinlich ein Bajazzo, dem man Pritsche und Schellenkappe genommen, und dessen gerade, ehrliche Züge nur zeigen, daß er bloß um's liebe Brot so possenhafte Sprünge gemacht hat. Schwalbe ist bloß *lächerlich*, Adam aber *komisch*; der Unterschied, um ihn klarer auszusprechen, besteht darin, daß *jede* Verzerrung, weil sie von Gesetzen, die ewig und nothwendig sind, abweicht, ohne als ein *eigenthümlich* construirtes Ganzes in der Unend=[lichkeit da zu stehen, den *Anstrich* des *Ungereim=]ten*, mithin *Lächerlichen*, hat, wogegen nur diejenige *Verzerrung* der Natur komisch sein kann, deren Abweichungen *Konsistenz* in sich haben, die also zeigt, daß sie *in sich selbst* begründet ist. Nur das Komische darf Vorwurf des Dichters sein, denn er darf sich niemals an die abgesonderte, vereinzelte Erscheinung halten, wenn er nicht den Zusammenhang derselben mit dem Allgemeinen nachweisen kann, wenn sie für ihn nicht ein Fenster ist, wodurch er in die Brust der Natur hinuntersieht. Wie hoch demnach Theodor Körners Verdienste um das Lustspiel anzuschlagen seien, falls es ihm wirklich gelungen sein sollte, in seinen kleineren Sachen: der Nachtwächter,

der grüne Domino pp. ergötzliche Possen zu liefern, ist leicht zu ermessen. Es gehörte Nichts dazu, als natürliche Lustigkeit, verbunden mit Darstellungsgabe, und beide Theile hatten viele Menschen, die nichts weniger, als Dichter, waren.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, dasjenige, was Körner und Kleist in der Erzählung geleistet haben, zu beurtheilen. Hierin hat Körner nur solche Kleinigkeiten geliefert, daß es unrecht sein würde, wenn man aus denselben das Geringste für seine Characteristik folgern wollte, da es ihm wohl niemals eingefallen ist, sich für einen Erzähler zu halten. Heinrichs von Kleist Erzählungen gehören [dagegen zu den besten, die die deutsche Literatur] besitzt. Fast alle Erzählungen unserer Dichter, einen Hoffmann und Tieck nur in wenigen ihrer Productionen ausgenommen, leiden — mögte ich sagen — an der Ungeheuerheit der gewählten Stoffe, wenn sie sich überhaupt über die Mittelmäßigkeit erheben. Es bedarf aber nicht eben eines tiefen psychologischen Blicks, um zu wissen, wie eine Begebenheit, die den ganzen Menschen, wie ein Sturmwind erfaßt, auf ihn wirken wird, und sehr gewöhnliche Talente dürfen sich mit Ruhe an Aufgaben dieser Art wagen, wie z. B. jeder Maler von einiger technischer Fertigkeit die Verzweiflung, die Angst, den Schrecken, kurz alle diejenigen Gemüthsbewegungen, die nur einen Ausdruck zulassen, darstellen kann, wogegen ein Rembrandt erforderlich ist, wenn eine Zigeunerwirthschaft dargestellt werden soll. Kleist hat sich daher andere Aufgaben gestellt; er wußte, und mogte es mit Schmerz an sich selbst erfahren haben, daß der Vernichtungsprozeß des Lebens keine Wasserflut, sondern ein Sturzbad ist, und daß der Mensch über jedem großen Schicksal, aber unter jeder Armseligkeit steht. Von dieser Weltanschauung ging er aus, als er seinen Michel Kohlhaas zeichnete, und ich behaupte, daß in keiner deutschen Erzählung die gräßliche Tiefe des Lebens [in der Fläche auf so lebendige Weise hervor-] tritt, wie in dieser, wo der Raub, den ein Junker an zwei

elenden Pferden begeht, das erste Glied einer Kette ist, die sich von dem Roßtäuscher Kohlhaas aus bis zum deutschen Kaiser hinaufwindet und eine Welt erdrückt, indem sie dieselbe umschlingt. Gern würde ich sie näher analysiren, aber ich freue mich, daß die Gränzen meines Aufsatzes, oder vielmehr der Geduld meiner Leser und Zuhörer es mir nicht erlauben, denn um so eher werden die Mitglieder des Vereins sich veranlaßt sehen, sich, falls sie es noch nicht sein sollten, mit den Werken Heinrichs von Kleist bekannt und vertraut zu machen.

In dem ich jetzt zum Schluß eile, muß ich, in Uebereinstimmung mit der Einleitung dieses Aufsatzes, noch aufmerksam darauf machen, daß Kleist die Ansprüche, welche sein Vaterland in der großen Zeit, in die sein Leben fiel, an ihn machen durfte, so wenig, wie Körner, unbeachtet gelassen hat. Auch in seiner Brust glühte die Flamme der Begeisterung für Ehre und Freiheit seines Volks und die Unterdrückung desselben, die äußere und innere Sclaverei, in die er es versinken sah, gaben ihm — ich erwähne dieß, weil man dem *Dichter* Körner ein großes Verdienst daraus machte, daß er zugleich ein Märtyrer war — die Pistole in die Hand. Aber, er konnte sein Vaterland unwürdig behandelt sehen, ohne deswegen von dem |Mann, der es in den Staub trat, unwürdig zu den|ken; er war groß genug, Napoleon den Schmerz zu *vergeben*, den er nicht *ertragen* konnte. Er schrieb keine Kriegslieder für patriotische Schneidergesellen und hochherzige Ladenschwengel; aber er schilderte die *Hermannsschlacht* und die Schlacht bei *Fehrbellin*; er weckte die *Todten* auf, um die *Lebendigen* zu erwecken.

XIX.
Selbstkritik zu meinem Aufsatz über Körner und Kleist.

Ich habe bei nochmaliger Durchlesung und Prüfung meines Aufsatzes Nichts gefunden, was hinzu zu setzen, oder weg zu nehmen wäre und muß daher meine Selbstkritik auf diese Erklärung beschränken.

C. F. Hebbel.

XX.
Kritik zu Bielenbergs Aufsatz über Unsterblichkeit.

Der Verf. führt als Gründe, die uns zum Glauben an Unsterblichkeit berechtigen sollen, an:

1) die Erfahrung, daß fast alle Völker an die Unsterblichkeit geglaubt haben. Wenn ich zu beweisen suche, daß dieser Umstand Nichts beweis't, so kann meine Kritik den Verf: selbst nicht treffen, denn der besagte Quasi-Grund gehört zu denjenigen, die wenigstens ihre eigene Unsterblichkeit längst darthaten. Abgesehen nun davon, daß in philosophischen Angelegenheiten die Erfahrungsbeweise wohl nie zu gering angeschlagen werden können, ist jener Umstand, meines Bedünkens, überhaupt sehr leicht psychologisch zu erklären. Es ist nämlich eine Eigenheit des Menschen, an die Unwandelbarkeit des Zustandes, in welchem er sich eben befindet, immer so lange zu glauben und den entgegengesetzten bloß in der Phantasie für möglich zu halten, bis er wirklich heraus gerissen wird; hieraus entspringen im Glück z. B. die

Gefühle der Sicherheit und des Uebermuths, im Unglück aber Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit pp. So wie nun der Glückliche niemals *glaubt*, daß das Unglück, welches doch bei so manchem seiner Mitmenschen anklopft, auch zu ihm kommen werde, so glaubt auch der Mensch nicht, obgleich er so manche reiche Welt neben sich vergehen sieht, daß dies gemeinsame Loos auch ihn betreffen könne; er sieht zwar, daß viele seiner Mitbrüder zu Grabe getragen werden, aber er fühlt eine gewisse Zwitterhaftigkeit seines Wesens, und statt an die Pflanze zu denken, die sich, wie er, halb zur Sonne wendet und halb zur Erde, baut er auf die verschiedenartige *Richtung* eine Verschiedenartigkeit der *Kräfte*. Wenn er dann den sogenannten *einen* Theil aufgelös't sieht, so hält er sich überzeugt, daß der *andere*, den er klug genug gewesen ist, *unsichtbar* zu nennen, um ihn wenigstens niemals sterben zu *sehen*, sich bei Zeiten aus dem Rauch gemacht hat.

2), weil die Seele vom Körper getrennt und unabhängig sei. Wir sollen dieß auf das Wort des Verfassers annehmen und ich bin ihm sehr dankbar dafür, daß er mich durch seine zuvorkommende Versicherung jeder näheren Untersuchung überhebt. Ich will mich über die Sache selbst auch wirklich nicht näher äußern, obwohl ich aufmerksam darauf machen mögte, daß, wenn die Seele wirklich nur durch Zufall in den unwirthlichen Körper verschlagen sein sollte, sie, bei der *geringen* Anziehungskraft der sie einschließenden, ihrem Wesen direct *widerstrebenden* und *entgegengesetzten* materiellen Massen, sich der sie allenthalben als *Gottheit* umgebenden, nicht durch Raum und Zeit, also auch durch den *Körper* nicht gefesselten rein geistigen Kraft, von welcher sie ausgeht und zu welcher

sie zurück kehrt, weit mehr zuwenden müßte, als bis dato geschieht; ich will nur darauf hindeuten, daß die Vergänglichkeit der Seele, wenn man sie auch als einen Ausfluß des Körpers, der nicht unabhängig für sich besteht, betrachten wollte, dennoch noch nicht sogleich bewiesen wäre. Gerade die Seele könnte der Todeskeim des Körpers sein, und, indem sie alles Leben desselben in sich concentrirt, ihn zur ausgeglühten Muschel machen; warum aber das Sublimat einer materiellen Kraftmasse nicht als Ganzes sollte fortbestehen können, warum es eben, wie der Stoff, aus dem es hervorgegangen ist, sollte zerfallen müssen, sehe ich wenigstens nicht ein, denn dieses Sublimat besteht nicht aus Theilen, sondern ist, als eine Kraft, wirklich ein Ganzes.

3), weil Gott gerecht sei. Diesen Grund darf ich nicht widerlegen, denn ich will mich wohl hüten, den Katechismus anzufechten, da ich mich nicht berufen fühle, einen neuen zu schreiben.

4), weil Nichts in der Natur vergehe und weil sich der Unterschied zwischen zwei Augenblicken nicht denken lasse.

Was nun den ersten Grund anlangt, so hat der Verf: wohl seinem eigenen Soldaten den Kopf abgeschlagen, indem er zuerst darzuthun sucht, daß Körper und Seele von einander unabhängig sind, dann aber aus dem endlichen Schicksal des Körpers auf das Schicksal der Seele schließen will (130—135). Was den letzten Grund betrifft, so gebe ich ihm zu bedenken, daß es ja überhaupt sehr gleichgültig sein kann, ob wir die Gränze zwischen zwei Augenblicken bestimmen können, wenn nur eine da ist; dann aber mache ich ihn aufmerksam darauf, daß der willkürlichste unter allen der Begriff der Zeit sein dürfte und daß also auf

> diesen, der für das *Unbegreifliche* einen wohl eben so *unbegreiflichen Maaßstab* abgeben soll, nie ein Beweis gestützt werden kann. Zeit ist für das *Einzelne* als abgeschlossen Gedachte, *Ewigkeit* für das *Ganze* vorhanden, sonst widersprächen sich beide Begriffe.

Uebrigens fühle ich mich bewogen, hinzuzufügen, daß ich den vorliegenden Aufsatz mit Vergnügen gelesen und näher analysirt habe; er unterscheidet sich sehr vortheilhaft von vielen in der letzten Zeit im Verein vorgekommenen.

K. F. Hebbel.

XXI.
Kritik zu Krogmanns Aufsatz: über Selbstbeurtheilung.

Wenn ich mich leicht durch ein gegebenes böses Beispiel hinreißen ließe, so würde ich die Ueberschrift dieser Kritik mit meinem Namen versehen und dann die Feder niedergelegt haben, denn der Verfasser hat nicht viel mehr gethan, als ich dann gethan hätte, er hat nämlich bloß das Thema angegeben, ohne es auszuführen. Er nimmt sich vor, über Selbstbeurtheilung zu schreiben und erwirbt sich dadurch die Aufmerksamkeit eines Jeden, der weiß, wie äußerst schwierig namentlich dieser Gegenstand zu behandeln ist; nachdem er sich diese aber usurpirt hat, stiehlt er sich sachte durch eine Hinterthür davon, indem er weniger scharfe Augen dadurch zu täuschen sucht, daß er das Thema nach allen Seiten ausmalt, statt es zu erschöpfen. Denn, daß die Selbstbeurtheilung in dieser unterlunarischen Welt noch ziemlich selten ist, daß es aber sehr gut sein würde, wenn sie dieß nicht wäre, gehört zu den bekannten Sachen, die wahrlich nicht erst im wissenschaftlichen Verein aufgewärmt werden

dürfen; wie der Mensch aber zur Selbstbeurtheilung gelangt, hat der Verfasser ununtersucht gelassen und sich so der schönsten Gelegenheit, durch Entwicklung einer überraschenden Ideen-Reihe Ruhm und Unsterblichkeit zu erwerben, muthwillig selbst begeben. Sollte in diesem Augenblick ein Mitglied des Vereins geneigt sein, mir eine Grobheit zu sagen und mir die Flachheit meiner Kritik unter die Nase zu reiben, so bitte ich, es ja zu thun, denn ich darf mich von aller Schuld frei sprechen und jeden Vorwurf solcher Art dem Verfasser auf die Schultern wälzen; meine Oberflächlichkeit — man erinnere sich der erhabenen Schillerschen Worte:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

— ist die Folge der seinigen, und ich mögte den Taucher sehen, der seine Kunst in einem Graben bewähren könnte. Uebrigens bin ich überzeugt, daß der Verf: bei ernstem Streben Besseres leisten kann und hoffe, seine nächste Arbeit wird mir Stoff geben, ein Gegenstück meiner gegenwärtigen Kritik zu liefern.

C. F. Hebbel.

XXII.

Kritik zu Vogts [sic] Aufsatz: was treibt den Menschen zu jeder Handlung an.

Ich bedauere herzlich, daß die vorliegende die einzige Arbeit ist, die mir von dem Verfasser zu Gesicht kommen wird, da sie mich durchaus nicht befriedigt hat. Die von dem Verfasser ausgesprochenen Ideen, die er Behauptungen nennt, sind allerdings unwiderleglich, aber es würde eine größere Ehre für ihn sein, wenn sie von irgend einem scharfsinnigen Kritiker von Anfang bis zu Ende umgestoßen werden könnten, da sie sich in

diesem Fall als sein Eigenthum — sei dieses auch immerhin unbedeutend genug — ausweisen würden, wogegen sie jetzt als schauderhafte Gemeinplätze dastehen, an welche freilich *Jeder* ein hergebrachtes *Recht hat*, aber Gott Lob doch nur im äußersten Nothfall *gültig* macht. Es wird nun nachgerade wohl so ziemlich jedem Dorfschulmeister bekannt sein, daß er im *Egoismus* die Wurzel aller menschlichen Handlungen suchen müsse, und der Verfasser hegt einen allzugroßen Respect gegen die vor reichlich 50 Jahren zum ersten Mal ausgesprochene und von ihm bloß wiederholte Ansicht, wenn er in ihr ein Paradoxon zu sehen glaubt. Paradoxa solcher Art erlaubt sogar, wie ich zwar nicht weiß, wie ich aber annehmen darf, da Philipp Melanchthon et Cons: vernünftig war, die Augsburgische Confession, und der Verf: darf sie ruhig auf seiner einstigen Kanzel wiederholen, ohne bei irgend einem Mitglied seiner Gemeinde, die älteste Betschwester nicht ausgenommen, in den Verdacht der Freigeisterei zu gerathen. Ein Anderes ist es allerdings mit den Bildern, deren der Verfasser sich bedient: hierin ist er sehr atheistisch und gleicht jenem überaus putzigen und verschmitzten Bauer, der vor dem Edelmann freilich seine Verbeugung machte, sich aber so unehrerbietig dabei geberdete, daß er so gut seine Stockprügel empfing, als ob er aufsätzig gewesen wäre. Ich in des Verfassers Stelle würde dieß nicht thun; ich würde mich nicht um den Ehrenplatz bei Abrahams Genitalien durch freche Witzelei über diesen Hafen der Frömmigkeit bringen. Uebrigens mögte ich bei Gelegenheit der Bilder noch darauf aufmerksam machen, daß wir mit diesen im Verein vielleicht überhaupt freigebiger sind, als eben nothwendig ist; ich erinnere daran, daß der *Maler* immer nur das *Gegebene* in sich *aufnimmt* und es *wiederkäut*, nie aber selbst etwas erschafft.

Am Schluß des Aufsatzes — ich komme noch einmal auf ihn zurück, was in einer Recension desselben *erlaubt* sein wird — scheint der Verfasser sich plötzlich zu ändern, d. h. zu seinem

Vortheil, indem er die Frage aufwirft, ob nicht aus seiner Ansicht folge, daß alle Handlungen ihrem moralischen Werthe nach gleich seien. Hier hätte er die Sache philosophisch auffassen und dem Verein für etwas Langeweile Satisfaction geben können; doch, er hat sich diese Mühe nicht gegeben, sondern sagt uns in wenig Worten, daß der moralische Werth einer Handlung von dem Umstande abhänge, ob sie aus geistigem oder sinnlichem Egoismus entspringe. Ich erlaube mir, hierin nicht seiner Meinung zu sein. Nach dem zwischen dem feinern und gröbern Egoismus bestehenden Unterschiede könnte sich höchstens — wenn wir unseren Großmüttern noch einmal ein Compliment machen und den jüngsten Tag als etwas Mögliches betrachten wollen — der Strafcodex des Herrn richten; der reinen Moral aber fällt nur dasjenige Gute anheim, was unbedingt um seiner selbst willen geschieht, also dasjenige, was nicht existirt, und die Handlung des *feinern* Egoismus kann ihr nur *näher* stehen, als die des *gröbern*. Der Verf: kann mir nicht einwerfen, daß es solchem nach überall nichts rein Moralisches giebt, denn, wenn es seine Absicht war, jenes größere oder geringere Annähern an die Moral zu bezeichnen, so hätte er sich darüber erklären müssen.

K. F. Hebbel.

XXIII.

Kritik zu dem Aufsatz: „über Menschenkenntniß"

von Schneidler.

Im Verein können keine Aufsätze unter aller Kritik geliefert werden, da nicht der Verfasser, sondern das Vereinsmitglied, welches sie nicht critisiert, in Strafe verfällt. Sonst würde ich mich leicht veranlaßt gesehen haben, den vorliegenden Aufsatz an mir, wie Christus den Leidenskelch, stumm vorübergehen zu lassen,

da er so wenig subjectiv als objectiv irgend etwas enthält, was Berücksichtigung verdiente. Ich darf mich überzeugt halten, daß der Verf: hierin mit mir übereinstimmen, daß er selbst ermessen wird, wie wenig einige abgerissene Gedanken über Grundsätze, die zur Menschenkenntniß führen sollen, im Stande sind, einen Aufsatz zu bilden, daß diese aber — was bei den von ihm aufgestellten wahrlich nicht der Fall ist — mindestens etwas mehr von neuer Familie sein müssen, wenn man sie geeignet finden soll, die Stelle eines Aufsatzes zu vertreten. Ich habe übrigens das feste Vertrauen zu dem Verf:, daß sich meine ganze vorstehende Kritik beim Verlesen nur als eine Wiederholung seiner eignen ausweisen wird.

C. F. Hebbel.

Zweite Hamburger Zeit.

1840.

Geschichte

des

dreizigjährigen Kriegs.

Bearbeitet

von

Dr. J. F. Franz.

1840.

Geschichte des dreizigjährigen Kriegs.

Jeder Krieg, wenn er nicht um nichtswürdige Dinge geführt wird, bietet ein hohes Interesse dar. Er ist, mitten in der Civilisation, der imposante und unumgängliche Rückfall in den Naturzustand; er zeigt, daß das Leben so wenig im Ganzen und Großen, als im Einzelnen ein Destillationsproceß ist, daß kein einziges der Elemente, woraus es besteht, völlig vertrieben oder unwirksam gemacht werden kann; er beweis't, daß es nicht in der Macht der Gesellschaft steht, die Entwickelungen der menschlichen Gesammtheit im Voraus zu bestimmen, dem Strom der Geschichte durch Vertrag und Uebereinkunft ein beliebiges Bett zu graben, den Geist, der sie in Ebbe und Fluth regiert und bewegt, gefangen zu setzen, ja auch nur den Zufall auszuschließen. Die Nationen sind, wie Löwen, die in einem gestrickten Netz liegen; das Netz hält, so lange sie schlafen, oder im warmen Sonnenschein ihr Futter verzehren; das Netz wird zerrissen, als ob es gar nicht da wäre, sobald sie sich regen. Man ist gewöhnlich so ungerecht gegen den Krieg, daß man ihn nach dem Frieden mißt, womit er endet. Wenn man dieß thun will, so muß man wenigstens sehr vorsichtig sein. Die Nothwendigkeit eines ächten Krieges liegt in ihm selbst; schlummernde Kräfte, die sich kennen lernen wollten, entfesselten sich und messen sich an einander, und das Bewußtsein, das so geweckt wurde, die Einsicht in das Verhältniß zu den gegenüberstehenden Kraftmassen ist der wahre, eigentliche Gewinn, der im Interesse der Zukunft errungene

Schatz. Ein Held sieht im Kampfe mehr auf das, was er thut, als auf das, was er erwirbt; das Heldenthum selbst, nicht die Beute ist es, die ihn begeistert und ihn stolz macht; auch bei Nationen, die sich befehden, soll die Beute, die sie bei'm Friedensschluß davon tragen, nicht für die Hauptsache gelten.

Möge der Leser diese Gedanken festhalten und sie sich vergegenwärtigen, wenn es ihm im Verlauf unserer Darstellung des dreizigjährigen Kriegs zuweilen schwül um's Herz wird, wenn es ihm scheint, als ob die Resultate sich mit den Anstrengungen nur selten vergleichen lassen, als ob die Arbeit gar zu groß und der Lohn gar zu gering ist. Dreizig Jahre des Kriegs — welch eine Vorstellung! Was für ein Friede hätte das sein müssen, der auch nur den zehnten Theil der in so langer Zeit geschlagenen Wunden hätte heilen wollen! Und wie kümmerlich ist das große Heftpflaster von 1648! Der Westphälische Friede war Nichts, als eine gegenseitige Insolvenz-Erklärung beider Partheien, Nichts, als der Vertrag zwischen zwei auf den Tod Verwundeten, die in Ruhe zu verbluten wünschen. Die vermittelnden ausländischen Freunde waren Chirurgen, die der Bezahlung wegen kamen, und die mehr an ihre Rechnung, als an's Verbinden und Charpiezupfen dachten. Der Hauptpunct um den sich Alles drehte, blieb in der letzten Instanz unentschieden, der heilige Vater legte Protest ein, und wir haben in unsern Tagen gesehen, daß Dasjenige, was zwei Jahrhunderte lang als leere ohnmächtige Förmlichkeit betrachtet wurde, noch sehr ernste Folgen haben dürfte. Also, auf der einen Seite: welch ein betrübter Ausgang! Aber auch auf der andern: welch eine innere Kräftigung! Die Wahrheit hat auf's Neue die Ueberzeugung ihrer Unvertilgbarkeit gewonnen, sie hat mit hoher Freudigkeit erfahren, daß sie höchstens einen Kämpfer, aber nicht sich selbst verlieren kann, und daß es, wenn auch nicht für Diejenigen, die sich an ihr wärmen mögten, so doch für sie selbst gleichgültig ist, ob sie als Funke oder als Flamme existirt. Und der kleinste

innere Gewinn wiegt den größten äußern Verlust auf, denn dieser endet in sich selbst, jener ist unermeßlich in seinen Ausflüssen, seinen schöpferischen Fortzeugungen.

Der dreizigjährige Krieg zeichnet sich vor allen früher geführten vornämlich dadurch aus, daß er der erste war, der, im höhern Sinn, einer Idee, eines geistigen Besitzes wegen geführt wurde. Wenn auch bei den einzelnen Kriegführern Nebenzwecke mit in's Spiel kamen, im Allgemeinen handelte es sich doch nur um religiöse Duldung, die von der einen Parthei dringend gefordert, von der andern standhaft und hartnäckig verweigert ward. Der dreizigjährige Krieg bezeichnet daher schon an und für sich durch seinen eigenthümlichen Character einen Fortschritt der Menschheit; Ideen, die früher kaum hie und da einen Märtyrer gefunden hatten, setzten jetzt ganze Völker in Bewegung, und solche Ideen, die nicht, wie die Idee der Weltherrschaft bei den Römern, oder wie eine ähnliche bei den schwertbewaffneten Verbreitern des Christenthums und des Islams, als geistige Hebel zur Erlangung irdischer Vortheile benutzt werden konnten, sondern die Nichts wollten und sollten, als sich selbst. Diese Eigenschaft müßte ihn uns selbst für den Fall interessant machen, daß die Frage, die er anregte, völlig gelös't worden wäre; wie viel wichtiger muß er aber jetzt für uns sein, da er den großen Proceß, den er hätte zu Ende bringen sollen, eigentlich in der Schwebe gelassen hat. Niemand kann wissen, ob der Kampf zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche sich nicht noch einmal über kurz oder lang erneuern wird; die Zeichen der Zeit deuten wenigstens eher auf offene Feindseligkeit, als auf friedliche Ausgleichung; haben wir doch schon die erklärte Auflehnung katholischer Geistlichen gegen ihre protestantische Landeshoheit erlebt, und sind dadurch stark genug an das Schwankende und Unbestimmte der hiebei in Betracht kommenden Verhältnisse erinnert worden. Die Geschichte des dreizigjährigen Kriegs ist demnach keineswegs eine bloße Antiquität!

Ich muß die Bekanntschaft mit den Anfängen und ersten Entwickelungen der Reformation voraussetzen und kann mir bei der Beschränktheit des Raums nur ein Paar Bemerkungen über diese bedeutendsten aller neuern historischen Vorgänge gestatten. Das Verderbniß war in der römisch-papistischen Kirche so hoch gestiegen, daß aus dem Verderbniß selbst der Impuls zum Besseren hervorging. Allgemein war die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform erkannt worden, der päpstliche Stuhl selbst konnte sie sich nicht verhehlen und gab Versprechungen. Aber es handelte sich hier um die Umgestaltung der Welt, um das Auftrennen eines Gewebes, dessen zahllose Fäden durch alle und jede Verhältnisse mehr oder minder sichtbar hindurch liefen. Dem besten Willen, dem reinsten Eifer hätte es schwer werden müssen, einer so ungeheuren Aufgabe in einer kurzgemessenen Frist nothdürftig zu genügen, die gewaltige Maschine zu reinigen, ohne sie im Lauf zu hemmen oder selbst in ihre zermalmenden Räder zu fallen. Was ließ sich also vom römischen Stuhl erwarten, der nur das wollte, was er mußte, und der der drängenden Zeit höchstens ein Almosen bewilligen konnte. Es ist daher ungerecht, wenn Manche die lutherische Reformation nicht als ein nothwendiges Moment der Geschichte gelten lassen und in ihr einen bloßen Treibhausversuch, ein voreiliges Experiment eines leidenschaftlichen und durch das ihm aufgegangene Morgenlicht geblendeten Individuums sehen wollen. Luther mit seiner Berlichingenfaust mußte kommen, die neue Zeit mußte einen Sprecher und einen Kämpfer erhalten, wenn der Sohn des Hauses nicht als Bastard eintreten und um seine gerechtesten Ansprüche schnöde verkürzt werden sollte. Schlimm war es allerdings, daß Luther die Reformation zu sehr an seine Person knüpfte, daß er die Unfehlbarkeit, die er dem Papst absprach, für sich selbst in Anspruch nahm, und, den Lebenspuls seines eigenen Werks, das doch nicht bloß diese und jene Fessel sprengen, sondern dem menschlichen Geist die ihm gebührende

Freiheit überhaupt zurückgeben wollte, auf eine sonderbare Weise verkennend, die Andersdenkenden mit dem Bannstral seiner Beredsamkeit verfolgte, wie er selbst von der Kirche, gegen die er sich aufgelehnt hatte, verfolgt wurde. Doch soll über diesen Punct mit einem Mann von so außerordentlichen Verdiensten Keiner rechten; wir wollen uns erinnen, daß es Wenigen gelingt, nicht über das Ziel hinaus zu gehen, und daß die Gränze nie leichter überschritten wird, als in der Hitze des Krieges; wir wollen Luther die dreifache Krone, die seine Schüler und Anhänger ihm in ehrfurchtsvoller Rührung mit in's Grab hinunter gaben, still und leise wieder vom Haupte nehmen und dabei gedenken, daß, wenn er weniger fest und beharrlich, ja hartnäckig und eigensinnig gewesen wäre, er sein großes Unternehmen vielleicht gar nicht begonnen, wenigstens nicht so glänzend und siegreich gefördert haben würde.

Der Zustand der Kirche war der traurigste, der sich denken läßt. Das Christenthum hatte kirchlich eine Gestalt angenommen, die völlig so arg war, wie die wildeste Ausartung des Heidenthums. Die reinste Gotteslehre war ein Werkzeug der Herrschsucht und der Habgier geworden. Die geistliche Macht gebot den Königen, wie den Völkern. Ein deutscher Kaiser hatte vor dem hohnlachenden Papst drei Tage lang im Büßerhemde gestanden. Es lag im Interesse der Religionswucherer (anders kann man den Klerus jener Zeit nicht nennen), daß möglichst viele Sünden begangen wurden, denn die Sündenvergebung um's Geld war ein einträgliches Geschäft. Die Kirchenversammlungen, die der Papst zu Konstanz und Basel zusammen rief, weil er mußte, hatten keinen Erfolg, weil sie keinen Erfolg haben durften. Nirgends war der Druck größer, als in Deutschland. Viele Reichsfürsten waren Kirchenhäupter und Rom eng verpflichtet. Das Oberhaupt des Reichs mußte, bevor es als solches Anerkennung fand, vom Papst gekrönt werden. Die Geistlichkeit besaß den größern Theil des Landesgebiets und war noch

außerdem hinter persönlichen Privilegien, wie hinter Mauern, verschanzt; sie gab durch ungebundene, sittenlose Lebensweise, durch Verhöhnung alles dessen, was eben sie am meisten hätte heilig halten sollen, den allgemeinsten Anstoß. Fäulniß herrschte in Haupt und Gliedern, und der päſtliche Stuhl warf in frechem Uebermuthe sogar den Schleier weg, der die Schaamlosigkeit hätte bedecken mögen. Gewiß, wenn das Wahre, das Göttliche untergehen könnte, es wäre damals untergegangen.

Die Kreuzzüge, vom Papst nicht des heiligen Grabes wegen, sondern zur Entkräftung der weltlichen Majestäten und Stände so eifrig betrieben, hatten der Reformation schon den Weg bahnen helfen. Die Bekanntschaft mit dem Orient hatte auf den Occident manchen Schatten geworfen und eine freiere Welt- und Lebensanschauung, wenn auch nur in Einzelnen, hervorgerufen. Die weitere Ausdehnung des Handelsverkehrs hatte das Ihrige mit dazu beigetragen. Am mächtigsten wirkte das Wiedererwachen der Wissenschaft und der durch die Wissenschaft aufgeschlossene Blick für frühere, edlere, und freiere Gestaltungen der Welt bei Griechen und Römern. Und damit die Wissenschaft nie wieder in einen so langen Erstarrungsschlaf versinke, ward die Buchdruckerei erfunden. Nun hing sie nicht mehr von einem Paar menschlicher Individualitäten und Institutionen ab; Holz und Metall waren die Zeugen des Geistes geworden, die Presse ist der einzige Messias, der nicht in den Kerker geworfen und an's Kreuz geschlagen werden kann. Drohende Wolken thürmten sich von allen Seiten um den päpstlichen Thron zusammen; Luther war der erste Blitz des zum Ausbruch kommenden Gewitters.

Luther, durch den auf's Aeußerste getriebenen Ablaßhandel empört, schlug seine 95 Theses, die zunächst nur gegen diesen gerichtet waren, an. Hätte der Papst die Gefahr erkannt, er hätte sie durch einige Nachgiebigkeit noch einstweilen ablenken mögen. Aber er verachtete den unbedeutenden Mönch, der ihm

ja doch Anfangs nicht die Herrschaft über die Welt, nur die über Gott selbst (muß doch derjenige, der Gott die Sündenvergebung abdringen kann, Herr über Gott sein!) streitig machte. Dagegen erhoben sich mehrere päpstliche Knechte gegen Luther, mehr heftig, als gründlich und gelehrt gegen den im Rechte befindlichen Mann streitend und wüthend; in Augsburg, woselbst Luther vor einem mit der Untersuchung beauftragten Legaten erschien, wurde Nichts beigelegt; eine zwischen Luther und dem Dr. Johann Eck zu Leipzig gehaltene Disputation erhitzte Beide, und der Papst sprach über Luther im Nichtwiderrufungsfall den Bann aus. So angegriffen, ging auch Luther weiter, er verbrannte zu Wittenberg die Bannbulle und den Codex des kanonischen Rechts, er erschien muthig auf dem von Karl V. zu Worms abgehaltenen Reichstag, er vertheidigte unerschrocken, sich auf die Zukunft, als das sicherste Kriterium berufend, seine Lehren, er verließ Worms im Gefühl eines, Kaiser und Reich gegenüber errungenen, im Stillen anerkannten, wenn auch laut in Abrede gestellten Triumphs, er wurde zwar geächtet, aber auch gleich darauf von seinem Freunde, dem Kurfürsten von Sachsen, auf eine etwas sonderbare, aber hier wohl angebrachte Weise in Schutz genommen.

Ich übergehe das nun Folgende, da ich keine Reformationsgeschichte zu schreiben habe; ich erinnere nur im Allgemeinen an das gleichzeitige Auftreten des Zwingli in der Schweiz und des Calvin in Frankreich und Belgien; an die zwischen Luther und Zwingli ausgebrochenen Differenzen; an den weniger durch religiösen Enthusiasmus, als durch politische Rücksichten verursachten Anschluß fürstlicher Häupter an das Reformationswerk; an den durch die gemißdeuteten kirchlichen Freiheits-Ideen zu Luthers größtem Verdruß hervorgerufenen Bauern-Aufstand; an die fanatische Secte der Wiedertäufer und ihren Hauptstifter und Führer Thomas Münzer; an das von den lutherischen Ständen zu Torgau geschlossene Schutz- und Trutzbündniß, so

wie an die Protestation eben dieser Stände gegen die Speyerischen Reichstagsbeschlüsse und ihren dadurch erworbenen Protestanten-Namen; an den im Jahre 1530 zu Augsburg abgehaltenen Reichstag und die auf demselben von den Protestanten übergebene sogenannte Augsburgische Confession; an den damals wider die protestantischen Stände ergangenen, streng lautenden Reichstags-Abschied, an das von diesen Ständen zu *Schmalkalden* zu Stande gebrachte Vertheidigungsbündniß und endlich an den ihnen vom Kaiser zu *Nürnberg* bewilligten temporairen Frieden. Dieser Friede, den nur die Noth gegeben und den der Argwohn mit Kopfschütteln und Achselzucken angenommen hatte, konnte nicht lange dauern. Kaiser Karl, nachdem er sich mit seinen auswärtigen Feinden, mit Frankreich und mit den Türken, abgefunden, entschloß sich, um der Verwirrung im Reiche ein Ende zu machen, zum Krieg, dessen Unvermeidlichkeit er einsah. Die Protestanten wurden hiedurch nicht überrascht, sie kamen dem Kaiser zuvor und bedrängten ihn hart. Vielleicht hätten sie gesiegt und die Katholischen gänzlich zu Boden geschlagen, wenn nicht der Herzog Moritz von Sachsen, selbst Protestant, aber entzweit mit dem Haupt der älteren Linie seines Hauses, dem Kurfürsten Johann Friedrich, und nach dem Kurhut begierig, sich mit Karl verbunden und das Land seines Verwandten überfallen hätte. Kurfürst Johann Friedrich, gedrängt, seine Besitzungen zu beschützen, verließ das Bundesheer, welches sich in Folge dessen zerstreute und auflös'te. Der Kaiser hatte nun mit den einzelnen Ständen leichtes Spiel, er überwältigte und züchtigte sie und zog dann gegen den Kurfürsten zu Felde, den er bei Mühlberg an der Elbe schlug und gefangen nahm. Johann Friedrich, Anfangs zum Tode verurtheilt, dann um den Preis der Verzichtleistung auf seine Würde begnadigt, ward auf ein kleines Gebiet und eine geringe Jahres-Rente beschränkt, und das Kurfürstenthum kam an Moritz. Jetzt schrieb der Kaiser abermals nach Augsburg einen Reichstag aus, wo er das

sogenannte Interim, eine Glaubens- und Kirchenregel, die bis zum Ausspruch eines allgemeinen Conciliums gelten sollte, verkündigen ließ. Dieses Interim, in seiner Halbheit und Zweideutigkeit keiner Parthei genügend und eigentlich Nichts feststellend und ordnend, fand bei der Einführung hartnäckigen Widerstand. Der Kaiser, starr und eigensinnig auf seinen Willen beharrend, griff abermals zu den Waffen und verließ sich hiebei vorzüglich auf den Eifer und die nachdrückliche Unterstützung des Kurfürsten Moritz. Moritz aber, der sich nur selbstsüchtiger Zwecke wegen auf die Seite des Kaisers gestellt und sich nach Erreichung dieser Zwecke seinen Glaubensgenossen im Geheimen gleich wieder genähert hatte, war weit entfernt, dem Vertrauen des Kaisers zu entsprechen, er verband sich vielmehr mit Karls bittersten Feinden und überfiel ihn zu einer Zeit, wo er etwas ganz Anderes erwartete. Der Kaiser war inzwischen alt geworden, nun ward er auch müde und mürbe und gab den Gedanken auf, das mit Gewalt wieder zusammen zu binden, was durch die Natur selbst geschieden war. Er bot den Abtrünnigen, um sich ihrer Hülfe gegen die in's Reich eingefallenen Franzosen bedienen zu können, die Hand zum Vergleich, und in Breslau wurde ein vorläufiger Vertrag geschlossen, der den Protestanten die Religionsfreiheit zusprach. Erst drei Jahre später, 1555, kam der förmliche Religionsfriede, nach der Stadt, wo man ihn abschloß, der Augsburger genannt, zu Stande; ein Friede, der fast in jedem seiner Artikel den Zunder zu neuem Krieg enthielt, der jedoch mit Recht als eine wichtige Errungenschaft betrachtet wurde, indem er die geforderte Gewissensfreiheit doch dem Wesen nach gewährte, wenn er sie gleich ihrer Ausübung nach an widerstrebende Bedingungen knüpfte. Der päpstliche Stuhl ward durch so viele Verlüste, die ihn nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England, in Schweden und Dänemark trafen, nicht nachgiebig, er ward nur hartnäckiger. Das Concil von Trident, auf Begehren der ganzen christlichen

Welt langsam zusammenberufen, noch langsamer eröffnet und, bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, viel zu rasch geschlossen, hatte keine andere Wirkung, als daß es die kirchliche Trennung unausgleichbar machte; es sprach den unbedingtesten und härtesten Fluch gegen die Ketzer aus. Die Inquisition, dieses gräßlichste aller Gerichte, das den Gedanken bis in's Gehirn hinein verfolgte und die von dem Willen des Menschen unabhängige geistige Zeugung, wie sie sich etwa in einem Blick oder einer Miene verrieth, vor sein Tribunal stellte, wurde thätiger, wie jemals, und Ignatz von Loyola, ein verzückter Schwärmer, gründete den Jesuiten-Orden, einen Orden, der um so mächtiger und einflußreicher werden mußte, als er alle seine Gesetze aus den Bedingnissen seiner Existenz ableitete und Nichts anerkannte, was ihm im Wege stand. Mit solchen Waffen, die ganz und unbedingt zu seiner Disposition standen, reagirte der Papst, und er reagirte vergebens. Ferdinand der Erste, der den Augsburger Religionsfrieden vermittelt hatte, fand es seinem Interesse angemessen, ihn zu halten. Maximilian der Zweite schien den Protestantismus sogar vorzugsweise zu begünstigen. Aber die Zeichen, die auf einen schrecklichen Krieg deuteten, verschwanden nicht vom Horizont, und je länger sich der Ausbruch dieses Krieges verzögerte, um so furchtbarer mußte er werden. In Rudolph dem Zweiten bestieg ein Mann den Kaiserthron, der viel zu viel in die Sterne sah, um selbst den Angelstern der Welt abgeben zu können. Rudolph war einer von den Unglückseligen, die sich selbst dann nicht an die Höhe zu gewöhnen vermögen, wenn sie auf derselben geboren sind. Er gehörte in das Laboratorium eines Apothekers hinein, und hätte vielleicht eine neue Art Pillen oder eine Latwerge erfunden; als Oberhaupt des deutschen Reiches war er verächtlich. Er war der Mann, dem Alles nur darum gegeben zu sein schien, damit er die Schande habe, Alles zu verlieren. Deutschland spaltete sich während seiner Regierung in zwei Theile, die Stände mußten zur Selbsthülfe greifen, da

der Kaiser nicht helfen und schützen konnte, und Rudolph schwankte kümmerlich zwischen beiden Factionen hin und her: seine Erbstaaten fielen nach und nach sämmtlich von ihm ab, und sein Bruder Mathias, den wir darob gar nicht schelten wollten, wenn er Rudolphs Stelle nur würdiger ausgefüllt hätte, griff schon nach der Kaiser-Krone, als der Trostlose sich noch eben mit seiner Schatten-Majestät in's Grab hinein flüchtete. Rudolphs Ohnmacht, seine Schwäche, sich auf Kosten der ganzen Zukunft aus augenblicklichen Verlegenheiten zu retten, und seiner furchtsamen Bequemlichkeit jedes Opfer zu bringen, hat Deutschland dem Untergang nahe gebracht. Als Mathias, von Ungarn und Oesterreich bereits zum König erwählt, sich auf den Weg nach Böhmen machte, um auch die böhmischen Landstände gegen den Kaiser zu empören, nahm Rudolph zu eben diesen Ständen seine Zuflucht, bewilligte ihnen das Meiste von dem, was er ihnen früher verweigert hatte, und erkaufte sich auf solche Weise ihre Freundschaft. Gleich darauf fand er sich gütlich mit seinem Bruder ab; dann eröffnete er zur Erledigung der böhmischen Religionsangelegenheiten einen Landtag. In Böhmen lebte nämlich die Secte, die Johann Huß ein Jahrhundert vor Luther in's Dasein rief, kräftig fort; sie hatte sich von der römischen Kirche nicht förmlich getrennt, unterschied sich jedoch in der Ansicht über das Abendmahl von ihr, welches sie in beiderlei Gestalten genoß, weshalb man ihr den Namen der Utraquisten beilegte. Doch gehörten zu dieser nämlichen Secte auch die böhmischen und mährischen Brüder, die den Protestanten schon ungleich näher kamen, wie denn auch die Utraquisten überhaupt bald, den Namen ausgenommen, durch Annehmen der deutschen und schweizerischen Lehren förmliche Protestanten wurden. Die Utraquisten genossen, ungeachtet der mit ihnen vorgegangenen Veränderung, unter Maximilian unbeschränkte Duldung; Rudolph sprach jedoch den böhmischen Brüdern, und da diese sich von den Uebrigen in Nichts unterschieden, allen böhmischen Confessions-

Verwandten die Religionsfreiheit ab. Er zerfiel dadurch mit den böhmischen Ständen; er bestand selbst auf dem vorerwähnten Landtag noch auf seinem Willen, hatte aber Nichts davon, als daß er etwas später zu Prag nothgedrungen nachgeben und seinen mit Rebellion und Abfall drohenden Unterthanen, in dem von ihm unterzeichneten wichtigen Majestätsbrief, die bedeutendsten Rechte einräumen mußte, ohne für dies ihm abgepreßte Geschenk besondern Dank zu ernten. Die böhmische Confession erhielt in diesem Majestätsbrief ihre Sanction. Eine militairische Macht, die Rudolph zusammengezogen hatte, um sie gegen seinen Bruder Mathias zu gebrauchen, und diesem die böhmische Thronfolge abzuschneiden, that ohne sein Wissen einen verheerenden Einfall in Böhmen; die Böhmen, hierüber aufgebracht und den Unschuldsbetheuerungen des Kaisers keinen Glauben schenkend, riefen Mathias in's Land, und Rudolph mußte seinen Feind, als dieser triumphirend in Prag einzog, als böhmischen König anerkennen. Im Reich stand es um das Ansehen des Kaisers und um die Achtung, die man ihm zollte, nicht besser. Beschwerden über sein schlechtes Regiment, über die Jesuiten-Herrschaft in seinem Kabinet, über die Anmaaßungen des, als ein nur vom Kaiser abhängiges Tribunal, neben dem Kammergericht gebildeten Reichshofraths, waren an der Tagesordnung. Die protestantischen Stände, durch mehrere allerdings bedenkliche Vorfälle gewarnt und zum engern Aneinanderschließen aufgefordert, traten in einer Union zusammen. Der Union stellte sich ein Bund der Katholiken unter dem Namen der Ligue entgegen. Vom Kaiser nahm so wenig Union als Ligue Notiz. Endlich starb Rudolph und Mathias trat an seine Stelle, Mathias, der es nur der Armseligkeit seines Vorgängers zu danken hatte, wenn er für Etwas galt. Mathias hatte vor seiner Thronbesteigung vielfach mit den Protestanten geliebäugelt, um sich ihrer Hülfe gegen seinen Bruder zu bedienen, er hatte ihnen stillschweigend mancherlei Zugeständnisse

gemacht, deren Bestätigung sie jetzt von dem Kaiser verlangten. Auf seinem ersten Reichstag, zu Regensburg abgehalten, kamen starke Dinge zur Sprache: Mathias, von der katholischen Parthei mit dem Geheimniß der Ligue bekannt gemacht, schlug den Protestanten ihre kühnen Forderungen ab, und sie verweigerten ihm hinwiederum den Geldbeitrag, dessen er dringend bedurfte, um sich der Türken zu erwehren. Die Verwirrung im Reiche ward groß, vorzüglich auch in Folge des Jülich'schen Erbfolgestreits, der Holländer und Spanier auf deutschen Grund und Boden zog. In Böhmen blieb es so lange ruhig, bis Ferdinand von Grätz zum Thronfolger in diesem Lande ernannt wurde. Sobald aber dieses geschah, entzündete sich der Krieg, der dreizig Jahre dauern sollte. Jetzt, nach einer möglichst kurz gefaßten und zum Verständniß des Folgenden unumgänglich nothwendigen Einleitung, wären wir denn an den eigentlichen Gegenstand unserer Darstellung gekommen. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Lage Böhmens und auf die zunächst activen Personen.

Das protestantische Böhmen ruhte auf dem vom Kaiser Rudolph gegebenen Majestätsbriefe, wie auf einem unerschütterlichen Fundament. Aber eben dieser Majestätsbrief war der katholischen Parthei ein Gräuel und alle ihre Wünsche und Bestrebungen richteten sich darauf, ihn zu vernichten. Mathias traute sich selbst und Anderen zu wenig, um im Interesse der Seinigen einen entscheidenden Schritt zu thun; er suchte seine große Aufgabe kleinmüthig zu umgehen, statt sie zu lösen. Deshalb erblickte man in ihm auch nur ein Nichts, das einem Etwas im Wege stand, und sah in seinem Tod den einzigen Dienst, den er der guten Sache erweisen könne. Der Zukunft dagegen hielt man sich versichert; Ferdinand von Grätz, der später unter dem Namen Ferdinand der Zweite den kaiserlichen Thron bestieg, war ein Eiferer für den katholischen Glauben. Von Jesuiten erzogen, kein heller, weit und tief schauender Kopf, aber ein unbeugsamer,

männlicher Character, nicht ohne Klugheit, versteckt, wo er es sein mußte, offen, wo er es sein durfte, war Ferdinand allerdings der Mann, der die Hoffnungen seiner Parthei erregen konnte. Leider sang seine Parthei das te deum vor dem Sieg und brachte ihn dadurch zu einer Zeit, wo es noch zu vermeiden gewesen wäre, in Mißcredit bei seinen künftigen protestantischen Unterthanen. Die Böhmen hatten ihn schon, ohne zu widerstreben und ohne ihm besonders schwierige Bedingungen zu stellen, zum Nachfolger auf ihrem Thron gewählt; da fingen die böhmischen Katholiken an, offen auf ihn, als auf die feste Stütze ihrer Kirche, hinzudeuten und sich in voreiligem Uebermuth allerlei Ordnungswidriges gegen die Protestanten zu gestatten. Hiedurch eingeschüchtert, betrachteten diese den Throncandidaten näher und erkannten mit Schaudern, daß er statt des Oelzweiges ein gezogenes Schwert in der Hand hielt. Mathias, Graf von Thurn, ein Mann von anerkannter Tapferkeit, der auf der Seite der Utraquisten stand und das Vertrauen der Nation in solchem Grade besaß, daß sie ihn zum Defensor, Glaubensbeschützer, ernannt hatte, ward zu der Zeit, wo in den Gemüthern die erste Unruhe aufstieg, vom kaiserlichen Hof auf empfindliche Weise beleidigt. Er wollte sich rächen, und die Rache ward ihm, vermöge seiner Stellung leicht, auch ergab sich sehr bald eine Gelegenheit. Auf Befehl des Kaisers wurde eine eigenmächtig und gegen den buchstäblichen Inhalt des Majestätsbriefes, der die Gewissensfreiheit von dem Gutdünken der Stände und Magistrate abhängig gemacht hatte, aufgeführte protestantische Kirche niedergerissen. Graf Thurn benutzte die durch diesen gewagten Schritt allgemein veranlaßte Bewegung in seinem Sinn, auf seinen Betrieb kamen aus allen Kreisen des Königreichs Deputirte nach Prag, die eine Supplik an den Kaiser einschickten. Die kaiserliche Antwort, nicht an die Stände, sondern an die Statthalter gerichtet, verwies ihnen ihr ungesetzliches Verfahren und rechtfertigte das Niederreißen der Kirche; sie ward natürlich nicht gut

aufgenommen. Besonders gegen die Räthe des Kaisers kehrte sich die Unzufriedenheit; ein wahrscheinlich von Thurn selbst ausgebrachtes Gerücht lief um, wornach das kaiserliche Schreiben zu Prag in der Statthalterschaft abgefaßt und zu Wien nur unterzeichnet sein sollte. Unter den Statthaltern waren Martinitz und Slavata längst ein Gegenstand der Erbitterung; unter allen katholischen Gutsbesitzern kam ihnen an Härte und Grausamkeit gegen ihre protestantischen Untergebenen Niemand gleich. Am 23. Mai 1618 erschienen die Deputirten bewaffnet auf dem königlichen Schloß, wo die vier Statthalter zusammen waren, und forderten eine Erklärung von jedem Einzelnen über seinen Antheil an dem Schreiben des Kaisers. Martinitz und Slavata antworteten trotzig; da wurden sie alsbald an ein Fenster geschleppt und achtundzwanzig Fuß tief in den Schloßgraben hinuntergestürzt. Kein Engel oder Heiliger rettete sie vor dem gewissen Tode, aber ein Misthaufen. Hierauf ernannte man, wie zu Wenzels Zeit, dreizig Directoren, zur Verwaltung des Königreichs, oder richtiger, zur Regelung des, durch eine so eclatante That declarirten Aufstandes, und ließ an die gesammte böhmische Nation ein Aufgebot ergehen. Mathias griff, als er die Nachricht empfing, zu den Waffen, aber nur, um seine Friedensvorschläge eindringlicher zu machen. Er erklärte, daß ihm der Majestätsbrief heilig sei und daß er, sobald die Nation zum Gehorsam zurückkehre, sein Heer entlassen werde. Doch sein Manifest verfehlte die Wirkung, zum Theil wohl, weil es von den Häuptern des Aufruhrs bei dem Volk verdreht und gemißdeutet wurde, zum größeren Theil jedoch, weil die Empörung gar nicht dem Kaiser, sondern dem Thronfolger galt. Nun fielen die kaiserlichen Truppen unter Boucquoi und Dampierre in Böhmen ein und verheerten das Land. Aber sie fanden großen Widerstand, und die Rebellen wurden um so trotziger, da die Stände von Mähren sich zu ihnen schlugen und der Graf Peter von Mannsfeld, von der protestantischen Union in Deutschland,

die das böhmische Kriegsfeuer mit Freuden auflodern sah, zur Unterstützung an sie abgeschickt, mit 4000 Mann bei ihnen erschien. Bald darauf starb Mathias, und Ferdinand fand in Oesterreich, wo man seiner Thronbesteigung ebenfalls Hindernisse in den Weg legte, Schwierigkeiten genug, um in Böhmen eine gütliche Beilegung des Zwistes wünschenswerth zu finden. Thurn drang durch Mähren bis nach Wien vor; die Bürger wollten ihm schon ein Thor öffnen, und Ferdinand, bis in sein Zimmer hinein von Oestreichischen Baronen verfolgt, und bestürmt, die von ihnen aufgesetzten Bedingungen zu unterschreiben, konnte ihrem Ungestüm Nichts als die hartnäckigste Standhaftigkeit entgegensetzen. Da rücken 500 Dampierr'sche Kürassiere ein, retten die Stadt und vertheidigen den Kaiser gegen äußere und innere Feinde. Thurn mußte sich zurückziehen, denn Mannsfeld war bei Budweiß auf's Haupt geschlagen und die kaiserlichen Generale bedrohten Prag. Ferdinand, in so bedrängter Lage mehr sich selbst, als den katholischen Glauben bedenkend, machte in Böhmen alle Zusicherungen, die sie mit Billigkeit verlangen konnten; er wollte sie bei ihren Vorrechten und Freiheiten schützen und den Majestätsbrief bestätigen; er versprach dabei, in der Person dreier Fürsten Bürgschaft für sein kaiserliches Wort zu bestellen. Aber dem Grafen Thurn und den übrigen Häuptern war eine Aussöhnung verhaßt. Deshalb verhehlten sie der Nation die Anerbietungen Ferdinands und gaben seinen Abgeordneten schnöden Bescheid, bemühten sich sogar, seine Kaiserwahl zu verhindern, was ihnen jedoch nicht glückte. Kaum war Ferdinand in Frankfurt zum Reichsoberhaupt durch Stimmenmehrheit erwählt, als die Böhmen ihn auf einer Reichsversammlung feierlich seiner böhmischen Königswürde entsetzten, indem sie ihn für einen offenbaren Reichs- und Religionsfeind erklärten. Nun schritten sie zu einer neuen Königswahl. Die Stimmen vereinigten sich auf den Kurfürsten Friedrich den Fünften von der Pfalz, der als Oberhaupt der Union und als Eidam des Königs von England sich für einen

so unsichern Thron am besten zu eignen schien. Friedrich wurde durch den Ausgang einer von ihm selbst lebhaft mit betriebenen Verhandlung, nach Art kleiner Geister, sehr überrascht, er wußte nicht, ob er zugreifen, ob er das gefährliche Glück von sich stoßen solle. Er war noch ein junger Mensch, kaum zwanzig Jahre alt; eben weil er nur geringe Fähigkeiten besaß, traute er sich große zu, und es mogte ihm kein Wagstück scheinen, sich auf einen schwankenden Thron niederzusetzen; sein Hofprediger rieth ab, aber seine Gemahlin rieth zu, und diese sprach zu seinen Sinnen und zu seiner Eitelkeit, während jener an sein Gewissen und an ein Vermögen, das er nicht besaß, an die Vernunft, appellirte; war es ein Wunder, daß er Ja sagte? Dennoch konnte er sich nicht der Thränen enthalten, als er das Wahl=Decret unterschrieb, aber als er zu Prag die Krone auf sein Haupt setzte, vergaß er, daß er je geweint hatte, und war eitel Fröhlichkeit und Leichtsinn. Statt sich nach Hülfe und Bundesgenossen umzusehen, statt namentlich die Union, an deren Spitze er stand und deren Interesse so leicht mit seinem Interesse zu verweben gewesen wäre, für sich zu bewaffnen, gab er glänzende Feste und bespiegelte sich, wie ein eben entpuppter Schmetterling, in seinem eigenen Glanze; statt ein Heer zu bilden und für die Füllung seiner leeren Kriegscasse zu sorgen, erkundigte er sich nach dem Wohlbefinden Ihrer Majestät, der Frau Königin; statt sich das Vertrauen und die Liebe seiner neuen Unterthanen zu erwerben und durch würdevolle und umsichtige Handlungsweise ihnen zu imponieren, mäkelte er an ihren Kirchengebräuchen und gab ihnen Anstoß durch die Ueppigkeit und die Verschwendung seines Hofs. Sein Schwiegervater, auf dessen Geldbeutel er gerechnet hatte, ließ ihn im Stich, die böhmischen Stände waren karg, seine eigenen Mittel wurden um so eher erschöpft, als er sie nicht zu Rathe zu halten verstand. Ein Bündniß mit Bethlen Gabor, dem Usurpator von Siebenbürgen, führte zu Nichts, als zum Aergerniß der Schwachen. Bethlen Gabor schloß zu

einer Zeit, wo es auf standhaftes Ausharren ankam, einen Waffenstillstand mit dem Kaiser. Friedrichs Armee wurde schlecht bezahlt und litt Mangel: sie griff zu dem einzigen Mittel, das dem Soldaten in solcher Lage übrig bleibt, sie plünderte und raubte und wurde bald von Freund und Feind verflucht. Daß Friedrich den Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg zum Oberbefehlshaber ernannte, war unvorsichtig, obgleich der Fürst sein Vertrauen verdiente, denn es beleidigte Thurn und Mannsfeld. So kam Friedrich dem Kaiser zuvor und schlug sich selbst. Inzwischen kam es, in directem Bezug auf die böhmischen Angelegenheiten, zu ernsten Reibungen in Deutschland zwischen Union und Ligue. Schon standen Beide, die Union unter der Anführung des Markgrafen von Ansbach, die Ligue unter dem Commando Maximilians des Herzogs von Baiern, einander schlagfertig gegenüber. Da kam mit einem Mal die Botschaft des Friedens, den Frankreich, das die Gewalt der böhmischen Calvinisten mit Besorgniß anwachsen sah, vermittelt und in welchem die Union sich alles Antheils an den böhmischen Unruhen begeben hatte. Jetzt stand dem Kaiser die Gesammt-Macht Baierns und der Ligue zu Gebote; Maximilian warf sich eilig auf die böhmische Armee und trieb sie vor sich her. Auf dem weißen Berge, unweit Prag, kam es endlich am 8. November 1620 zur Entscheidungsschlacht. Die Böhmen wurden von der Uebermacht des Feindes in kaum einer Stunde erdrückt und aufgerieben. Friedrich saß eben an der Mittagstafel, als die Schlacht begann; ihre Donner störten seinen Appetit nicht, aber ihr Ausfall störte seine Verdauung. Er floh in höchster Eilfertigkeit nach Breslau, Thurn und die übrigen Haupt-Rebellen entwichen nach Schlesien. Ferdinand war unumschränkter Sieger, daß er es nicht auf immer war, lag vielleicht nur daran, weil er sich nicht zu mäßigen wußte. Mit eigener Hand zerschnitt er den Majestätsbrief. Gräuel-Scenen bei Bestrafung der Aufrührer empörten zu Prag jedes Herz. Alle Rechte wurden den

Protestanten genommen, ihre Prediger wurden verjagt. Ferdinand nahm das Maaß für sein Handeln nach seinem augenblicklichen Glück; er zwang dadurch das Schicksal, das Maaß für sein zukünftiges Glück umgekehrt nach seinem Handeln zu nehmen. Jedenfalls war er aber, wenn er die gegenkatholische Parthei verfolgte, kein Heuchler, der die Religion nur zum Deckmantel nahm, um andere Zwecke zu erreichen. Sagte er doch öfter zu seinem Beichtvater: er wolle, wenn das Heil der Kirche es erheische, Leben und Herrlichkeit hinopfern und sich vom Scharfrichter öffentlich das Haupt abreißen lassen. Ja, er wolle lieber in Verbannung leben und sein Brot vor den Thüren erbetteln, als zugeben, daß Irrlehrer in seinen Landen die allein seligmachende Kirche verspotteten. Zum Dank für so seltene Festigkeit und Stärke im Glauben, verkündigten ihm Priester und Mönche, daß seinem Saamen die Herrschaft über die Welt bestimmt sei, wie dieß schon in den fünf Vocalen der Sprache vorbedeutet liege: A (Alles) E (Erdenreich) I (ist) O (Oesterreich) U (unterthan).

Noch stand es bei dem Kaiser, ob der Krieg ein allgemeiner werden solle, oder nicht. Böhmen, von seinem neuerwählten König so schnöde verlassen, hatte sich unbedingt unterworfen, ein blutiges Gericht war über die Empörer ergangen, das hiedurch gegebene Beispiel schreckte alle übrigen Länder. Aber, wie die Rache den böhmischen Aufruhr entzündet hatte, so war es wieder die Rache, und zwar die unwürdige des Kaisers gegen seinen ohnmächtigen Gegner, Friedrich von der Pfalz, die die Kriegsflamme jetzt, statt sie auszutreten, über das bis dahin ruhig gebliebene gesammte Deutschland verbreitete. Maximilian von Baiern forderte als Entschädigung der auf den böhmischen Zug verwendeten Kosten dreizehn Millionen Gulden; das war ein erwünschter Anlaß für Ferdinand, den Kurfürsten Friedrich als Beleidiger der Majestät und Störer des Landfriedens in die Acht zu erklären und dem Herzog von Baiern in Gemein-

schaft mit der Ligue und dem König von Spanien die Vollstreckung der Acht zu übertragen, damit er sich in den Besitzungen des Geächteten bezahlt mache. Niemand, als Mannsfeld, hatte den Muth, sich Friedrichs anzunehmen: ein Sieg über den bairischen General Tilly machte ihn gefürchtet und flößte auch den übrigen Bundesgenossen Friedrichs, den frühern Mitgliedern der Union, einigen Muth wieder ein. Markgraf Georg Friedrich von Baden brachte ein Heer zusammen, ihm schloß sich der Herzog Wilhelm von Weimar an. Herzog Christian, so kühn als jung, sammelte gleichfalls Truppen. König Jacob von England schickte Geld und Soldaten an Mannsfeld und ermunterte zu thätiger Hülfeleistung seinen nahen Verwandten, den König Christian den Vierten von Dänemark, welcher, mit Eifersucht auf den Kriegsruhm seines Nachbars, des Königs Gustav Adolph von Schweden blickend, sich nach einer Gelegenheit zur Auszeichnung sehnte. Der Kaiser wurde dazu bedrängt von Bethlen Gabor, und mußte seine Armee nach Ungarn schicken. Friedrich schlich sich verkleidet zu Mannsfeld, seinem neuen Glücksstern vertrauend. Aber leider war es wieder Friedrich selbst, der das kräftig begonnene Unternehmen in seinem Lauf hemmte. Seine Freunde, vor Allem König Jacob, waren geschäftig, ihn mit dem Kaiser auszusöhnen. Ferdinand, voll Arglist, stellte die Aussöhnung in Hoffnung, bemerkte aber, daß der Kurfürst die Waffen von sich legen müsse, bevor er an seine Gnade appelliren könne. Friedrich, schwach, wie immer, ließ sich zu einem so bedenklichen Schritt durch seinen verblendeten Schwiegervater bewegen; er ertheilte Mannsfeld und Herzog Christian den Abschied und erwartete das, was er vielleicht im Felde rühmlich hätte erkämpfen können, als Almosen von der Barmherzigkeit seines Feindes. Mannsfeld und Herzog Christian gingen nach Holland, um Theil an dem großartigen Nationalkrieg gegen Spanien zu nehmen; Friedrich ging ebenfalls dahin, aber nur, um dort in be-

scheidener Demuth die Erlaubniß zu einem Fußfall vor dem Kaiser abzuwarten. Jetzt waren die kaiserlichen Staaten wieder von allen Feinden befreit und die pfälzischen Lande von den Executionstruppen erfüllt. Der Kaiser hielt im Jahre 1623 zu Regensburg einen Kurfürstentag ab und belehnte auf demselben den Herzog von Baiern förmlich mit der Chur des getäuschten Friedrich. Zwar legten die protestantischen Stände Protest ein, aber der Schluß ging dennoch mit Stimmenmehrheit durch, und Maximilian war der Mann, sich in der ihm zugesprochenen neuen Würde, des zweifelhaften Rechtstitels ungeachtet, unter welchem er sie besaß, zu behaupten und zu befestigen. Spanien suchte sich von Mailand aus des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunct mit den Erbstaaten Oestreichs zu finden. Diese verdächtige Bewegung erweckte wieder in Frankreich, wo Richelieu das Staatsruder lenkte, die Furcht vor dieser Macht. Mittelst einer Heirath wurde zwischen Frankreich und England eine Allianz geschlossen, deren Zweck die Herausgabe des Veltlins und die Wieder-Einsetzung Friedrichs war, und der Holland, Dänemark, Savoyen und Venedig beitraten. Doch hatte diese Allianz, deren Thätigkeit aus verschiedenen Gründen bald erlahmte, nur geringen Erfolg.

Alle Gegner des Kaisers waren aus dem Felde geschlagen, deß ungeachtet blieb die liguistische Armee unter Tillys Anführung an den Gränzen Norddeutschlands stehen. Was sollte und wollte sie noch? Auch der letzte Vorwand, durch den sie ihre fortwährende Nothwendigkeit darzuthun sich bemühte, wurde ihr bald genommen: Herzog Christian von Braunschweig, den Tilly beobachten zu müssen erklärte, dankte seine Truppen ab. Wer keinen Feind hat, muß sich einen Feind suchen, und wenn die Gegenwart keine Ursache zur Gehässigkeit darbietet, so ist die Vergangenheit daran meistens reich genug. Tilly stand in der Nähe der niedersächsischen und westphälischen Stifter, welche,

von den Protestanten in den ersten Zeiten der Reformations-unruhen der katholischen Kirche abgenommen, ihr jetzt vielleicht durch einen raschen Griff wieder erobert werden konnten. Diese Stifter hatten jedoch manche Fürsten reich und mächtig gemacht; sie waren vernichtet und der protestantischen Secte waren die Hauptstützen geraubt, wenn Tilly den Plan, den man ihm unterlegen mußte, weil er zu nahe lag, ausführte. Dieß sahen Alle ein, daher faßte der ganze niedersächsische Kreis, schneller, als es in Deutschland sonst geschieht, einen einmüthigen Entschluß. Große Kriegssteuern wurden erhoben, Truppen geworben, Magazine gefüllt, auswärtige Verbindungen angeknüpft. Die nordischen Könige, Christian der Vierte von Dänemark und Gustav Adolph von Schweden, wovon der Erste durch den Besitz des Herzogthums Holstein unmittelbar mit dem Reich zusammen hing, konnten dem Sturm, der sich erhob, nicht gleichgültig zusehen. Beide boten dem niedersächsischen Kreis ihren ernstlichen Beistand an, man war um einen Heerführer verlegen, wo fand man ihn besser, als in einem dieser zwei dienstbereiten Kronenträger. Man schwankte zwischen Gustav Adolph, an dessen schon erworbenen Königsruhm man dachte, und zwischen Christian, der in seinem deutschen Herzogthum für den Fall des Unglücks eine Zuflucht besaß, man entschied sich zuletzt für Christian und ernannte ihn zum Obersten des Kreises. Der dänische König war nicht müssig, er zeigte sich alsbald im Felde und commandirte in Kurzem 60,000 Mann. Dem Kaiser sagte man, die ganze Rüstung ziele nur auf Erhaltung der Ruhe ab; er glaubte aber nicht daran, es schien ihm auf gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten Friedrich abgesehen, und er erschöpfte sich in Unterhandlungen, Drohungen und Befehlen. Nun begannen die Feindseligkeiten, ohne daß es jedoch zu einem Schlage von Bedeutung kam. Graf Tilly agirte am linken, König Christian am rechten Ufer des Weserstromes. Jener suchte eine Schlacht, dieser, durch zu starke

Detachements in seinem Hauptheer geschwächt, vermied sie. Christian hätte mit seinen 60,000 Mann gegen die 30,000 Mann, welche Tilly nur zu Gebote standen, durch raschen Angriff gleich im Anfang der Sache vielleicht eine entscheidende Wendung geben können. Daß er es nicht that, lag wohl zum Theil in seiner Unerfahrenheit als Feldherr, zum Theil in einem Sturz mit dem Pferde, dessen Folgen ihn in der wichtigsten Zeit mehrere Wochen unthätig machten.

Den Kaiser mußte die Lage der Dinge zu ernsthaften Betrachtungen auffordern. Er hatte der Jungfrau Maria die Unterdrückung der Religionsneuerungen gelobt, er nannte sie seine Generalissima. Der Friede im Reich war gebrochen und nicht geradezu durch ihn; so zweifelhaft der Ausgang war, jetzt oder nie mußte ein Kampf auf Leben und Tod beginnen. Er konnte sich dieses Alles nicht verhehlen, er mußte aber dabei auch einsehen, daß es die höchsten Anstrengungen galt und daß eigentlich er selbst noch gar keine gemacht hatte. Er focht mit den Waffen Baierns und der Ligue; der Herzog von Baiern ging schwerlich weiter, als ihn sein eigener Vortheil, die Aussicht auf künftige Belohnungen und der schuldige Dank für bereits empfangene trieb; die Ligue diente der Religion, nicht dem Kaiser. Es handelte sich daher um Aufstellung einer eigenen Armee, aber hiezu fehlte es an Geld. Da überraschte ihn einer seiner Offiziere mit einem Antrag, auf den er, an die Möglichkeit der Ausführung freilich kaum glaubend, in seiner Verlegenheit mit Freuden einging. Albrecht von Wallenstein (Waldstein) war dieser Offizier. Bei ihm müssen wir einige Augenblicke verweilen, denn er ist einer der hervorragendsten Charactere, die sich im dreizigjährigen Krieg, ja in der Geschichte überhaupt, bewegt haben. Wallenstein war ein böhmischer Edelmann von unermeßlichem Reichthum. Als Protestant geboren, war er zur katholischen Religion übergetreten, um seinem Ehrgeiz eine weitere Bahn zu eröffnen und hatte hiedurch ge-

zeigt, daß er in keinerlei Art von Fesseln ging, und daß er deshalb aus seinem Leben machen könne, was er wolle. Er hatte Studien gemacht und gewiß den Kern der Wissenschaft in sich aufgenommen, wenn auch nicht ihre weitläuftige gelehrte Schaale. Er erwarb sich einen Blick in alle practischen und politischen Verhältnisse und knüpfte eine Menge von Verbindungen an, die sich über ganz Europa ausdehnten. Ein merkwürdiger Vorfall, der ihm begegnete, weckte in ihm ein unerschütterliches Vertrauen auf seinen Glücksstern; er stürzte nämlich als Page am Inspruker Hofe vom dritten Stockwerk herunter und beschädigte sich nicht. Jeden seiner Schritte an den Sternenhimmel anknüpfend, lernte er es, keinen einzigen unwürdigen und unbedachten zu thun und ward durch ein Gefühl seiner Zukunft, durch eine Ueberzeugung von seiner Bestimmung zum Hohen und Höchsten von früh auf den gemeinen Kreisen, wo so viel Lebendiges untergeht, entrückt. Er war ein Mann, in dessen Kopf schon die Ideen spukten, die erst spätere Jahrhunderte verkörpern sollten, und der, für Alle und zuweilen auch wohl für sich selbst ein Geheimniß, trotz seiner Verschlossenheit und der abstoßenden eisigen Kälte seines Wesens, die Gemüther mit einer unwiderstehlichen Gewalt beherrschte. Seit früher Jugend hatte er dem kaiserlichen Hof gedient und sich in mehreren Feldzügen rühmlichst hervorgethan, auch in der Prager Schlacht hatte er sich auf's Beste ausgezeichnet. Jetzt bot er dem Kaiser an, auf seine eigenen Kosten eine Armee zu stellen und zu unterhalten, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu vergrößern. Der Kaiser gab ihm die Erlaubniß, er ließ werben und erschien bald darauf an der niedersächsischen Gränze mit 30,000 Mann, die sich im Fortrücken immer noch vermehrten. Mit einer solchen Macht war er jedem Reichsfürsten gefährlich, jeder Reichsfürst hütete sich daher, ihn durch Verweigerung dessen, was er brauchte, gegen sich aufzubringen.

Wallenstein sollte zu den Truppen der Ligue stoßen. Aber, eifersüchtig auf Tilly, war er keineswegs geneigt, seine aufgehende Sonne durch Tillys längst aufgegangene überstralen und sein eigenes Licht durch ein zu starkes fremdes verdunkeln zu lassen. Er unterstützte daher wohl Tilly, aber durch Operationen, die einzig und allein von ihm selbst abhängig waren. Er rückte in's Halberstädtische und Magdeburgische Gebiet ein und bemächtigte sich bei Dessau der Elbe. Jetzt war der König Christian zu beiden Seiten von zwei furchtbaren kaiserlichen Heeren eingeschlossen und mußte sich um jeden Preis aus einer so bedrängten Lage retten. Er erklärte sich den Augenblick öffentlich für den inzwischen auf eigene Hand wieder thätig gewordenen Grafen Mannsfeld, den er bisher verläugnet hatte. Mannsfeld dankte ihm dieß dadurch, daß er Wallenstein an der Elbe beschäftigte und es ihm unmöglich machte, sich zur Erdrückung des Königs mit Tilly zu vereinigen. Er wagte es sogar, sich mit Wallenstein zu messen; geschlagen, eilte er durch Brandenburg nach Schlesien, um sich von dort aus mit Bethlen Gabor in Ungarn zu vereinigen und den Kaiser in seinen Erblanden anzufallen. Der Kaiser befahl Wallenstein in solcher Noth, den König Christian einstweilen zu lassen und Mannsfeld zu verfolgen. Der König wagte sich jetzt etwas heraus und suchte sich einen Weg in die liguistischen Länder zu eröffnen. Doch Tilly kam ihm zuvor und nöthigte ihn zum Rückzug. Bei Luther am Barenberg kam es endlich zur Schlacht, die der König, dem sein Gegner durchaus überlegen war, verlor. Tilly trieb ihn in's Bremische zurück und drang, am rechten Ufer der Weser fortziehend, immer tiefer in Niedersachsen ein. Die Herzöge von Braunschweig unterwarfen sich dem Kaiser, der Landgraf von Hessencassel entsagte der Verbindung mit dem König. Man zitterte in Hamburg vor Tilly. Nun eilte Wallenstein, dessen Annäherung Bethlen Gabor zum Vergleich mit dem Kaiser bewegt hatte, durch Obersachsen herbei. Durch

Mecklenburg ziehend, überflutete er Holstein und Jütland und besetzte alle Oerter, ausgenommen Glückstadt und Krempe. Er befehligte jetzt an 100,000 Mann, eine für jene Zeit außerordentliche Truppen-Anzahl. Der König von Dänemark bot Friedensbedingungen an, Wallenstein verwarf sie. Den Grafen Tilly schickte er gegen die Holländer, nicht der Gefahr wegen, sondern um ihn los zu sein. Der Friede war da, sobald er da sein sollte, denn der Feind war dem Untergang nahe; dennoch hörte Wallenstein nicht auf, sein Heer zu verstärken. Jetzt ward es schrecklich klar, daß er nicht auf seinen eigenen Beutel gerechnet, als er dem Kaiser seinen ausschweifenden Vorschlag that, sondern daß er das Mannsfeld'sche Brandschatzungssystem vor Augen gehabt hatte. „Der Krieg muß den Krieg nähren!" — war sein Prinzip. Er fing an, sich einen kaiserlichen Generalissimus zu Wasser und zu Lande zu nennen. Schon vorher hatte ihn Ferdinand zum Herzog von Friedland erhoben. Der Kaiser wurde allgemein gehaßt seines Feldherrn wegen, und dieß war dem Feldherrn ganz recht. Hatte der Kaiser keinen Freund, als den Feldherrn, so war der Feldherr dem Kaiser um so nothwendiger. War der Kaiser der Donner, so war der General der Blitz. Und wer einen Gott machen kann, ist größer, als der Gott selbst. Der Moment war eigen und bedeutend, und Wallenstein, der Abhängigkeit des Kaisers, trotz seiner scheinbaren Machtfülle, wohl bewußt, verstand ihn zu benutzen. Er verlangte von Ferdinand ein Unterpfand für die Befriedigung seiner Forderungen. Ferdinand gab nicht gern vom Eigenen, um so bereitwilliger war er, den drängenden Diener auf fremde Kosten zufrieden zu stellen. Mecklenburg war von Wallenstein besetzt, Mecklenburg genügte ihm. Zuvorkommend verhängte der Kaiser gegen die Mecklenburgischen Herzöge die Reichsacht und übergab Wallenstein ihr Land; er ahnte nicht, daß dem gewaltigen Mann durch Essen der Hunger nicht gestillt, sondern nur noch mehr gereizt wurde. Nun eroberte Wallenstein die Stadt

Wismar und setzte sich an der Ostsee fest; er wollte den Krieg über das baltische Meer hinüberspielen und die Dänen im Herzen ihres Reiches angreifen, und verlangte zu solchem Zweck Schiffe von den Hansestädten. Von höchster Wichtigkeit mußte der Besitz der neutralen Hansestadt Stralsund für ihn sein; da sie ihm ihre Thore verschloß, schickte er sich an, sie zu belagern. „Ist sie mit Ketten an den Himmel geschlossen, dennoch muß ich sie haben!“ König Christian legte auf's Eiligste in Stralsund Besatzung hinein: als diese zusammengeschmolzen war, warf sich die Stadt dem König von Schweden in die Arme. Der Kaiser befahl Wallenstein den Abzug; er verachtete den Befehl. Es mangelte ihm an Schiffen, er konnte den trefflichen Seeplatz daher nur von der Landseite einschließen, aber er wollte die Natur selbst bezwingen. Nach einem Verlust von mehreren Monaten und 14,000 Todten mußte er sein Unternehmen zuletzt dennoch aufgeben. Seine widersinnige Hartnäckigkeit hatte aber ein enges Bündniß zwischen der Stadt Stralsund und dem Schwedenkönig zur Folge gehabt, welches dem Letzteren später das Thor zu Deutschland eröffnete. Jetzt stieg die Furcht in ihm auf, daß die beiden nordischen Könige sich mit einander, wie es in ihrem Interesse lag, vereinigen mögten, deshalb schloß er mit Dänemark, an dessen Freundschaft ihm als Herzog von Mecklenburg liegen mußte, einen sehr annehmlichen Frieden, den König Christian freilich nicht hätte eingehen sollen, wenn er seiner frühern Verpflichtungen gegen die Krone Schweden eingedenk gewesen wäre. Christian trat vom Schauplatze der Angelegenheiten bundbrüchig ab, er hatte Niemanden genutzt, sich selbst und der Sache aber, der er, einen Bessern ausschließend, sich zum Beschützer aufgedrängt hatte, geschadet. Wie ganz anders hätte sich der Krieg gestaltet, wenn Gustav Adolph von vorn herein an der Spitze der Protestanten gestanden hätte!

Ganz Deutschland seufzte nach Frieden. Aber die katholische

Parthei stand zu sehr im Vortheil, die protestantische zu sehr im Nachtheil, als daß man sich leicht über die Bedingungen hätte vereinigen können. Der Kaiser war ein geschworner Widersacher der Reformation, in der er ein Werk des Antichrists sah; sollte er einen Moment nicht ergreifen, der ihm die völlige Vernichtung der Protestanten als möglich erscheinen ließ? Er entschloß sich, auf Andringen der Katholiken, zu einer entscheidenden Maßregel. Die Protestanten sollten — so erging sein strenger Befehl — alle mittelbaren und unmittelbaren Stifter und Klöster, in deren Besitz sie seit dem Augsburger Religionsfrieden getreten seien, zurückgeben. Dieß geschah in dem am 6. Mai 1629 erlassenen Restitutions-Edict, dessen Befolgung zum Untergang der in dem Religionsfrieden stipulirten Gewissensfreiheit führen mußte. Auf Gegen-Vorstellungen wurde nicht geachtet, im Halberstädtischen und Würtembergischen, ebenfalls in Augsburg und Magdeburg wurde mit der Ausführung ein strenger Anfang gemacht. Wallenstein stand noch immer im Felde, an Widerstand war nicht zu denken. Glücklicherweise trat ein zweiter Plan des Kaisers dem ersten in den Weg. Er ging damit um, seinem Sohne die Würde eines römischen Königs zu verschaffen. In Regensburg, wohin er die Fürsten des Reichs berief, zeigten sie sich ihm und seinen Wünschen wenig geneigt; sie ließen Ferdinand den vollen Unwillen empfinden, den sie gegen seinen General, der in ihre Demüthigung und Entkräftung seine Aufgabe gesetzt hatte, hegten. Am schwierigsten war der stolze Kurfürst von Baiern; der Kurfürst von Mainz drang offen auf Wallensteins Abdankung, das gesammte Kurfürsten-Collegium, Protestanten und Katholiken ohne Unterschied, unterstützten auf's Nachdrücklichste seinen Antrag; Richelieus verschmitzter Vertrauter, ein Pater Joseph, der sich anderer Angelegenheiten wegen in Regensburg einfand, der aber die bairischen Interessen im Stillen auf's Eifrigste zu befördern von seinem Hofe angewiesen war, that bei dem bigotten Kaiser das Meiste. Ferdinand ließ seinen so allgemein gehaßten Diener mit

Zittern und Zagen fallen, um seinen Sohn steigen zu machen; Wallenstein ward sein Commando genommen, obschon er, zeitig von dem aufsteigenden Ungewitter unterrichtet, persönlich in Regensburg erschien und die Kabalen seiner Feinde zu hintertreiben suchte; deßungeachtet erhielt Ferdinand nicht, was er für seinen Sohn begehrte. Wallenstein trat ruhig und unterwürfig ab, er opferte, da er einmal mußte, um so leichter die Gegenwart, da eben dadurch die Zukunft um so gewisser sein wurde. Denn er war jetzt von seinem undankbaren Herrn beleidigt, er durfte ihm zürnen und mit ihm rechten, und er sah im Geist die Stunde schon voraus, wo man ihm den Feldherrnstab, den man ihm jetzt nahm, auf den Knieen wieder anbieten würde. Er ging auf seine Güter und ließ an die Stelle der Macht den Glanz treten; er umgab sich mit königlichem Pomp, damit die Welt sich gewöhne, zwischen ihm und einem König keinen Unterschied mehr zu sehen. Die Abgeordneten des Kaisers, die ihm den Regensburger Beschluß mit klopfenden Herzen überbrachten, beschenkte er reichlich, statt sie, wie sie befürchtet hatten, seinen Zorn empfinden zu lassen, und an den Kaiser schrieb er einen demüthigen Brief. Die besten Offiziere in seiner Armee, nur durch seine Person an den kaiserlichen Dienst gefesselt, traten zugleich mit ihm aus; zu derselben Zeit entschied sich der Krieg mit Schweden. Der Kaiser gab demnach das Schwert aus den Händen, als das Schwert ihm am nothwendigsten war.

General Tilly erhielt das Obercommando über die kaiserlichen Truppen. Aber Tilly war kein Wallenstein, und der Kaiser hatte noch nie einen Feind gehabt, wie Gustav Adolph. Zu seinem noch größeren Unglück verachtete er diesen seinen furchtbarsten Feind. Einem Genius, der mehr als ein König war, verweigerte er aus Hochmuth den königlichen Titel. Seine Gesandten ließ er geringschätzig behandeln, seine Depeschen auffangen, seine Flaggen insultiren. Am kaiserlichen Hof hieß Gustav Adolph nur die Schneemajestät. Wallenstein trug aus

Arglist und Rachsucht viel dazu bei, den Kaiser in seiner eitlen Sicherheit zu erhalten.

Gustav Adolph war, seinem Aeußern nach, ein großer, imposanter Mann. Ein schwedisches Pferd konnte ihn kaum tragen. Sein Gesicht war ehrfurchtgebietend, sein Auge mild, wie ein Stern. An Entbehrungen von Jugend auf gewöhnt, konnte er es im Erdulden von Mühseligkeiten mit dem letzten seiner Soldaten aufnehmen. Sein persönlicher Muth war fast übertrieben. In den Wissenschaften, vornämlich in den mathematischen, hatte er sich ausgezeichnet. Zu diesem Allen gesellte sich eine ungeheuchelte Frömmigkeit, jene Demuth vor dem Höchsten, die nicht aus dem Gefühl der Armseligkeit und Kleinheit, sondern aus der Kraft, die dankbar ihres Ursprungs nicht vergißt, hervorgeht. Sein militairisches Genie wurde frühzeitig in einem langwierigen Krieg, den er in Pausen mit seinem Nachbarn, dem König Siegmund von Polen, führen mußte, geweckt und entwickelt. Siegmund machte Anspruch auf den schwedischen Thron und fing an, vom Kaiser aufgehetzt und unterstützt, Gustav Adolph zu befehden. Gustav Adolph nahm ihm einen Theil von Liefland weg, bequemte sich aber, trotz seines Glücks, zu einem zweijährigen Waffenstillstand. Als Siegmund sich nach Ablauf desselben noch immer hartnäckig zeigte, nahm Gustav Adolph ihm auch Kurland. Ein zweiter Waffenstillstand erfolgte, doch auch dieser diente nur dazu, Siegmund in seinem Eigensinn zu steifen. Abermals begann der Krieg, Gustav Adolph drang in Preußen ein, und Wallenstein schickte dem Polenkönig 6000 Mann Hülfstruppen. Gustav Adolph wäre dies Mal bald in Gefangenschaft gerathen; er sah sich plötzlich in einem Walde von Feinden umringt und wurde nur noch von einem einzigen seiner Reiter vertheidigt. Doch verlor der edle Held, der noch zu großen Dingen bestimmt war, nicht Leben oder Freiheit, nur seinen Hut, und im Jahr 1629 kam zwischen ihm und Siegmund, hauptsächlich durch französische Ver=

mittelung, ein sechsjähriger Waffenstillstand zu Stande, der ihm für Deutschland die Hände frei machte.

Beleidigt vom Kaiser und ein Eiferer für den protestantischen Glauben, mußte Gustav Adolph sich doppelt aufgefordert fühlen, zu einer Zeit, wo der Kaiser der protestantischen Parthei mit Vertilgung drohte, die Waffen für sie zu ergreifen. Er kämpfte zugleich für sich selbst und für das Himmelreich, wenn er es that; er verlor vielleicht mit der Märtyrer-Krone zugleich seine irdische, wenn er es unterließ, denn der Kaiser machte ihm sein Recht auf den schwedischen Thron streitig und unterstützte seinen Feind. Die Nothwendigkeit des Krieges leuchtete Jedermann ein, und Gustav Adolph konnte sich auf sein Volk, das ihm bis zur Aufopferung ergeben war, verlassen, wie nur je ein Fürst. Auch war der Kaiser seit Wallensteins Abdankung ungleich weniger mächtig, wie zuvor; seine und die liguistischen Heere beliefen sich nur noch auf 70—80,000 Mann. Gustav Adolph konnte zu Anfang freilich nicht mehr als 15,000 Mann aufstellen; es waren jedoch tapfere, abgehärtete Leute, von erfahrenen Offizieren geführt, und er durfte mit Zuverlässigkeit erwarten, daß seine Armee sich auf deutschem Grund und Boden durch die vielen ehemals Wallenstein'schen Soldaten, welche müssig umher streiften, schnell genug bis zu einem beliebigen Punct vermehren würde. Die größten Hülfsquellen fand er indessen in seinem eigenen Geist; er wurde der Erfinder einer ganz neuen Tactik, welche der gesammten Kriegskunst eine veränderte Gestalt gab und ihm, als ihrem Schöpfer, außerordentlich zu Statten kam. Er machte seine Schwadronen kleiner und gab ihnen dadurch größere Beweglichkeit; er rückte seine Bataillone weiter aus einander; er ersetzte den Mangel an Reiterei durch Fußgänger, die er zwischen die Reiter schob; er bediente sich einer Art von leichten Kanonen, die sich rascher abfeuern ließen, mit einem Wort, er vermehrte seine Mittel durch den besseren Gebrauch, den er von ihnen zu machen wußte. Nachdem er nun sein Haus bestellt, den Ständen

seine damals erst vierjährige Tochter als Thronfolgerin befohlen und eine Regentschaft ernannt hatte, schiffte er sich mit seinen Truppen zur Ueberfahrt nach Deutschland ein. Oxenstiern, sein mannhafter und kluger Kanzler, blieb in Preußen mit 10,000 Mann stehen, um die Polen, denen sich nicht ganz trauen ließ, zu bewachen; Schweden selbst war durch eine treffliche Landmiliz geschützt; Hamburg und Lübeck bewilligten die unentbehrlichen Geldvorschüsse. Im Juni landete er auf der pommer'schen Insel Usedom, die, wie ganz Pommern, von Kaiserlichen besetzt war; als er den Boden betrat, fiel er auf die Kniee und brachte Gott seinen Dank dar. Er begann die Feindseligkeiten gegen den Kaiser ohne Kriegserklärung, die ihm in seinem Verhältniß mit Recht als eine überflüssige Förmlichkeit erscheinen durfte; er erließ jedoch an die übrigen Höfe ein sein Verfahren begründendes Manifest. Bald erschien er vor Stettin und forderte den Herzog von Pommern auf, ihm diese Stadt zu übergeben. Der Herzog, alt und unschlüssig, war aufgebracht gegen den Kaiser, wagte aber nicht, sich gegen ihn aufzulehnen, und dem Feind des Reichsoberhaupts die Thore seiner Hauptstadt zu öffnen. Nur durch Drohungen brachte ihn Gustav Adolph zur Willfährigkeit. Durch Ordnung und Mäßigung, die er meisterhaft unter den Seinigen, zu erhalten verstand, machte er sich bei den Bürgern zu einem eher gern als ungern gesehenen Gast. Torquato Conti, der die kaiserlichen Truppen in Pommern befehligte, bemühte sich umsonst, die Schweden wieder aus Stettin zu verjagen, er konnte sich nicht einmal in dem Besitz der bereits von ihm eingenommenen Plätze halten; Damm, Stargard u. s. w. fielen in kurzer Zeit dem unaufhaltsam vorwärts eilenden König in die Hände. Conti, beschränkt und roh, wie so manche der damaligen Heerführer, verheerte und plünderte in ohnmächtigem Grimm ganz Pommern und setzte dadurch das gemißhandelte Land in einen Zustand erklärter Nothwehr gegen sich und seine Soldaten; die Oerter, aus denen er vertrieben wurde, ließ er in Rauch

aufgehen, damit dem Feind nur die Brandstätten blieben; dadurch veranlaßte er aber, daß man die Schweden, die das Eigenthum heilig hielten und auf ihren Durchmärschen sich nie eine Gewaltthätigkeit erlaubten, herbei wünschte, und den Kaiser, sammt seinen Generälen und Truppen, verfluchte. Viele der Einwohner traten in Gustav Adolphs Dienste und die pommer'schen Stände bewilligten ihm mit Zuvorkommenheit eine Contribution. Der Kaiser, durch die unerwarteten Forschritte des Königs in so kurzer Zeit erschreckt, wenigstens in Verwunderung versetzt, versuchte den Weg der Unterhandlung und schickte Bevollmächtigte nach Danzig. Doch war es ihm kein rechter Ernst, wie Gustav Adolph sehr bald erkannte. Die Mißhelligkeiten wurden daher in Danzig nicht beigelegt, sondern eher noch gesteigert. Die Kaiserlichen, die den Krieg als Handwerk trieben und sich für das Herumschlagen im Sommer gern durch warme, helle Winterquartiere entschädigten, baten um einen Waffenstillstand, als die rauhe Jahreszeit herankam. Gustav Adolph jedoch, dessen Dalekarlen im deutschen Winter fast einen schwedischen Sommer sahen, ließ sich darauf nicht ein, er verfolgte den Feind unaufhörlich und vertrieb ihn, mit Ausnahme von nur drei Plätzen, aus ganz Pommern. Das Vertrauen, welches der sonst so kalte, jetzt in glühender Begeisterung lodernde Schwede zu der göttlichen Sendung seines Königs hatte, wuchs durch einen so herrlichen Fortgang seiner Unternehmung; ein Paar Vorfälle, die ihn, wie von Gott selbst beschützt, zeigten, dienten dazu, es noch mehr zu befestigen. Einer von Contis Offizieren wußte sich bei Gustav Adolph, dem er sich anschmiegte, so einzuschmeicheln, daß dieser ihn zum Rittmeister machte. Auf einer Recognoscirung wäre es ihm bald gelungen, sich der Person des Königs zu bemächtigen, indem er sich unbemerkt entfernte, dann plötzlich mit 500 Kürassieren zurückkehrte und auf einem engen Weg den König einschloß. Der König hatte nur 70 Mann, wußte sich aber doch gegen die Ueberzahl des Feindes so lange zu

vertheidigen, bis einige seiner Reiterschaaren ihm zu Hülfe kamen. Dieß geschah erst im letzten Augenblick, der König, dem das Pferd durch zwei Schüsse unter dem Leibe getödtet ward, focht schon zu Fuß. Etwas später faßte ein Mönch von Amberg den Entschluß, ihn zu ermorden; der Anschlag ward aber entdeckt.

Conti, der sich in seiner Hoffnung, sich bis zur Ankunft des Obergenerals Tilly in seinen Verschanzungen halten zu können, getäuscht sah, dankte ab, als die kaiserlichen Angelegenheiten eine so üble Wendung nahmen. Die Kaiserlichen zogen sich in die Mark Brandenburg zurück, Gustav Adolph verfolgte sie und nahm ihnen Artillerie und Gepäck. Der König bemächtigte sich der Posten bei Ribeitz und Damgarden und ward dadurch Meister des Eingangs zum Herzogthum Mecklenburg. Seinem weitern Eindringen in dies Herzogthum stand die Einnahme der wichtigen Stadt Rostock durch die Kaiserlichen im Wege. Er erließ indeß ein Manifest an Stände und Unterthanen, worin er sie zur Rückkehr unter ihre angestammte Herrschaft und zur Vertreibung aller Wallenstein'schen Diener und Behörden ermahnte. Die Mecklenburgischen Herzöge, durch die Weigerung des Kaisers, seine schnöde Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, auf's Aeußerste getrieben, ergriffen öffentlich Gustav Adolphs Parthei, waren aber im Felde nicht glücklich. Die Kaiserlichen trieben es in Brandenburg, wie sie es in Pommern getrieben hatten; sie waren mit dem Nothwendigen, welches aufzubringen dem armen gedrückten Lande schon schwer genug gefallen wäre, keineswegs zufrieden, sie zerschlugen und zertrümmerten, was sie nicht brauchen konnten, und erlaubten sich die ärgsten Gräuel, die unmenschlichsten Grausamkeiten, so daß der Kurfürst, außer Stande seine Unterthanen zu schützen, wie es sein landesherrliches Amt erheischte, ihnen ihre Majestät zum Theil zurückgab und ihnen in einem förmlichen Edict die Selbsthülfe verstattete. Auch die Schweden erschienen in Brandenburg; Gustav Adolph fand es indeß bedenklich, vor der völligen

Eroberung Pommerns sich zu weit vorwärts zu wagen, und wandte sich daher einstweilen nach Pommern zurück. Mittlerweile näherte sich Tilly zur Vertheidigung der Mark.

Tilly war groß genug, um einen Größern nicht zu verkennen. Er wußte wohl, welchen Feind er in Gustav Adolph vor sich hatte, und er nahm darnach, so weit es bei ihm stand, seine Maaßregeln. Er zog die kaiserlichen Truppen zusammen, brachte aber nicht viel mehr auf die Beine, als 20,000 Mann. Mit diesen rückte er in der Mitte des Winters bis vor Frankfurt an der Oder, übergab dem General Schaumburg die Vertheidigung der Stadt und machte sich auf den Weg nach Pommern, um dort zu retten, was noch zu retten war. Doch bald erfuhr er, daß er zu spät kam, und wandte sich der Elbe zu, um die Belagerung Magdeburgs zu beginnen. Sogleich marschirte nun Gustav Adolph nach Frankfurt und nahm die Stadt. Ein inzwischen von ihm mit Frankreich abgeschlossener Subsidientractat füllte seine Casse und gab seinen Unternehmungen noch größern Nachdruck. Auch Landsberg ward von den Schweden erobert. Der König entschloß sich hierauf, durch Brandenburg nach Sachsen zu rücken, um Magdeburg entsetzen zu können. Er marschirte daher bis an die Spree, mußte jedoch, bevor er sich weiter wagen konnte, einige feste Oerter im Brandenburgischen im Besitz haben. Er drang also bei dem Kurfürsten Georg Wilhelm auf Einräumung der beiden Hauptfestungen Spandau und Küstrin. Der Kurfürst wollte sich zu Nichts verstehen, er fürchtete, dem König mit jenen beiden Festungen zugleich sein ganzes Land in die Hände zu liefern und dadurch die Rache des Kaisers gegen sich aufzureizen. Vorstellungen und Gründe, an denen es Gustav Adolph nicht ermangeln ließ, fruchteten nicht bei dem von einer doppelten Furcht hin und her gezerrten Kurfürsten; ernstliche Erklärungen bewogen ihn endlich, in Spandau schwedische Besatzung aufzunehmen. Nun stand der Marsch nach Sachsen dem König

offen, aber welchen Weg sollte er wählen? Durch das öde, ausgezehrte Lüneburg? dort lief er Gefahr, zu verhungern. Wollte er aber bei Dessau oder Wittenberg über die Brücken gehen, so mußte er zuvor die Einwilligung des Kurfürsten von Sachsen haben, und diese leicht zu bekommen, durfte er eben nicht erwarten. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen hatte bisher eine sonderbare Art von Neutralität behauptet. Nicht ganz still in der Mitte stehend, noch weniger einer der streitenden Partheien mit kräftiger Entschiedenheit sich anschließend, ward er seit lange als dasjenige Gewicht betrachtet, welches, in eine der beiden schwankenden Waagschaalen geworfen, die andere hoch in die Luft schnellen müßte. Seit einiger Zeit war Johann Georg, seinem Hofprediger Hoe zum Troß, der für Rechnung des Kaisers in seinem Gewissen pflügte und säete, diesem abhold geworden. Ferdinand hatte seinen Sohn von dem Erzstift zu Magdeburg ausgeschlossen, dieß hatte den Vater in ihm beleidigt, den Protestanten in ihm auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die seiner Kirche bevorstand. Der Feldmarschall von Arnstein, sein Günstling, ein ehemaliger Vertrauter Wallensteins, suchte die feindlichen Gesinnungen, die sich gegen den Kaiser in Johann Georgs Herzen zu regen anfingen, nach Kräften zu nähren; er konnte diese Gelegenheit, seinen gemißhandelten großen Feldherrn zu rächen, nicht unbenußt vorübergehen lassen, und gab dem Kurfürsten einen Rath, welcher, wenn er glücklich ausgeführt worden wäre, von den bedeutendsten Folgen hätte sein können. Er machte ihm den Vorschlag, dem Kaiser mit einer Verbindung mit Schweden zu drohen, diese Verbindung aber keineswegs definitiv abzuschließen, sondern vielmehr sich zum Haupt einer deutsch-protestantischen Parthei zu erheben und in solcher Eigenschaft sowohl dem Kaiser, als dem König entgegen zu arbeiten. Um diesen Bund zu Stande zu bringen, ward eine Zusammenkunft aller protestantischen Fürsten zu Leipzig angesetzt, die der Kaiser zu hintertreiben

suchte, die aber dennoch stattfand. Auf dieser Zusammenkunft wurde beschlossen, daß man den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutions-Edicts, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren verschiedenen Ländern und Abstellung aller Mißbräuche bitten, zugleich aber 40,000 Mann auf die Beine bringen wolle, um nöthigenfalls sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es verweigern würde. Zu einem so entschlossenen Schritt hätten die protestantischen Stände sich schwerlich vereinigt, wenn nicht die Allianz zwischen Schweden und Frankreich, derer wir oben gedachten, vorhergegangen wäre. Gustav Adolph war in ihren Augen kein Wagehals mehr, seit die wichtigste der europäischen Mächte sich auf seine Seite gestellt hatte; sie hatten jetzt in ihm eine sichere Zuflucht und wagten deshalb, eine entschiedene Sprache gegen den Kaiser zu führen. Auch der Kaiser lernte von nun an den schwedischen König anders betrachten. Gustav Adolph hatte nach Leipzig an die versammelten Fürsten seinen Gesandten Chemnitz geschickt, um zu einer Verbindung einzuladen; er hatte, die Lage der Fürsten berücksichtigend, erklärt, sich einstweilen mit einer heimlichen Unterstützung begnügen zu wollen. Mehrere Stände liehen seinen Anträgen ihr Ohr; Johann Georg jedoch, auf den das Meiste ankam, war gegen den König von Eifersucht und Mißtrauen erfüllt und trat ihm in den Weg. Da er nicht der Reiter sein konnte, der das Roß mit gewaltiger Hand lenkte, so wollte er der Stein sein, über den es stolperte und, wo möglich, ein Bein brach. Kleine Geister sehen in der Größe Nichts, als einen Zierrath, der ihnen zufällig abgeht; sie denken: der Diamant ist nur das werth, was der Jude dafür bietet; sie machen die Augen zu und meinen, die Sonne sei verschwunden, sobald sie sie nicht mehr erblicken.

Der Schluß des Leipziger Convents und die Allianz zwischen Schweden und Frankreich waren Vorgänge, die den Kaiser wohl hätten entmuthigen und seine Pläne hätten herabstimmen

mögen. Doch, weit entfernt dem auf Zurücknahme des Restitutions-Edicts gerichteten Andringen der Fürsten zu entsprechen, versuchte er Anfangs Vorstellungen und listige Einreden, später Drohungen und Machtsprüche. Aber Alles war vergebens, es handelte sich um die Existenz, und ein solcher Kampf wird nicht durch Worte erstickt: die protestantischen Stände warben Truppen an und rüsteten sich eifrig; die kaiserlichen Generale, die dem Einen Feind nicht gewachsen waren, sahen im Herzen Deutschlands einen zweiten, eben so gefährlichen erstehen, und konnten es nicht verhindern. Eine schwüle Lage, besonders für Tilly, auf den Aller Augen sahen, und der, außer Stande, den Siegeslauf Gustav Adolphs in der Mark Brandenburg zu hemmen, mit Groll und Erbitterung vor den Mauern des aufrührerischen Magdeburgs stand, und nach einer Gelegenheit lechzte, seine, durch so viel Mißgeschick aufgeregte Wuth, die ihn innerlich zu verzehren drohte, auszulassen. Man braucht den Grund von Magdeburgs Zerstörung nicht in einer beispiellosen Grausamkeit des Generals, der die unglückliche Stadt mit Sturm einnahm, zu suchen; man kann ihn in dem ganz natürlichen Gang der Dinge finden. Tilly konnte sich vor der Ankunft Gustav Adolphs auf Deutschlands Boden berühmen, daß er noch nie eine Schlacht verloren habe, und er hatte sich gewöhnt, in seinem Glück sein Verdienst zu sehen und von seiner Zukunft die stete Steigerung seiner Vergangenheit zu erwarten. Der schwedische König erscheint, der Kurfürst von Baiern, Tillys bisheriger Gebieter, und der König von Ungarn, der älteste Sohn Kaiser Ferdinands, bewerben sich angelegentlich um die Ehre, an Wallensteins Platz treten und die Schnee-Majestät über die Ostsee zurückjagen zu dürfen, Beiden wird Tilly vorgezogen. Ferdinand nimmt den gefürchteten baierischen Heerführer in seine Dienste, er wird zum Generalissimus der kaiserlichen sowohl, wie der liguistischen Armee ernannt, das Vertrauen ist gränzenlos,

nur durch die schnellste Vernichtung des eingedrungenen auswärtigen Feindes, durch die vollständigste Unterdrückung der innern Unruhen kann Tillys Dankbarkeit es aufwiegen. Dazu kommt, daß, ihn selbst und den schweigend-lauernden Herzog von Friedland ausgenommen, Jeder die ihm aufgetragene Arbeit für Kinderspiel hält, und ihm jeden Tag, wo die Siegesfanfare nicht ertönt, für eine Unterlassungssünde anrechnet. Nun aber gelingt ihm wenig oder nichts von Allem, was er unternimmt, er kann dem zähen Schneekönig nicht allein die gemachten Erorberungen nicht wieder entreißen, er kann ihn nicht einmal an neuen verhindern, und er hat schon böse Augenblicke, wo er, wenn er sich im Stillen mit dem siegreichen Nebenbuhler, mit dem er sich über kurz oder lang messen muß, vergleicht, vorahnend sich selbst zu leicht findet. Der Leipziger Fürstenbund, der schon dadurch, daß er so offen zusammen zu treten wagt, seinem Ansehen Hohn spricht, und der die gefährlichen Elemente, die schon lange verborgen im Reich gährten, zu centralisiren droht, reizt ihn noch mehr; sein Geist verliert den klaren Ueberblick, sein Character das Gleichgewicht, er hält ein Beispiel für nöthig, um Deutschland einzuschüchtern, und greift in schlimmer Verwirrung seiner Gedanken nach der aus Blut und Brand gemischten Schreckens-Größe eines Räuberhauptmanns, da ihm die edlere eines Feldherrn nicht mehr Stand zu halten scheint. Vor Magdeburg steht er, Magdeburg trotzt ihm, an Magdeburg entladet sich sein Grimm.

Das reiche Erzbisthum Magdeburg, seit lange schon im Besitz evangelischer Prinzen aus dem Hause Brandenburg und deshalb der Religion nach größtentheils evangelisch, war durch die Aechtung des letzten Administrators Christian Wilhelm, der wegen seiner Verbindung mit dem Könige von Dänemark von Ferdinand in die Reichsacht erklärt ward, erledigt. Der von dem Dom-Capitel an seiner Statt postulirte Prinz Johann

August, ein Sohn des Kurfürsten von Sachsen, ward von dem Kaiser zu Gunsten seines eigenen Sohnes Leopold verworfen. Der Kurfürst von Sachsen vergeudete seinen Zorn über diese Unbilligkeit in Klagen; Christian Wilhelm aber, nichts weniger als geneigt, sich dem Kaiser und dem Capitel zu fügen, wandte sich an den König von Schweden, ersuchte ihn um Beistand und kehrte, nachdem er diesen zugesichert erhalten und die Landung Gustav Adolphs in Pommern erfahren hatte, verkleidet nach Magdeburg zurück. Er wußte Magistrat und Bürgerschaft, die ohnehin von Kühnheit beseelt waren und von den kaiserlichen Truppen Drangsale genug ausgestanden hatten, für sich zu entflammen und brachte zwischen der Stadt und dem schwedischen Könige ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem König den Durchzug und die Werbefreiheit auf ihrem Gebiet verstattete und von dem König die Gegenversicherung seines kräftigen Schutzes in Bezug auf ihre Religion und ihre Privilegien erhielt. Der Administrator sammelte nun sofort Kriegsvolk und fing in unkluger Voreiligkeit die Feindseligkeiten an, bevor Gustav Adolph ihn unterstützen konnte. Er hatte einige unbedeutende Erfolge, mußte sich jedoch bei Annäherung eines kaiserlichen Heeres eilfertig und mit Verlust nach Magdeburg zurückziehen. Gustav Adolph schickte ihm in Dietrich von Falkenstein zur Leitung der Kriegsoperationen einen erprobten Offizier zu, der von dem Magistrat zum Commandanten der Stadt ernannt wurde; das Heer Christian Wilhelms vermehrte sich und kämpfte einige Monate mit Glück gegen die Kaiserlichen; der Prinz wurde aber, als Pappenheim sich näherte, schnell aus allen Verschanzungen in die Stadt zurückgetrieben. Nun schritt Tilly zur Belagerung von Magdeburg, worauf diese Stadt, die sich mit ihren unregelmäßigen und weitläuftigen Werken sehr ausdehnte, gar nicht vorbereitet war. Die Besatzung bestand aus 3000 Mann Fußvolk und 250 Reitern, die zur Vertheidigung nicht ausreichten; die Bürger schlossen sich

zwar diesen Truppen an, aber Bürger sind keine Soldaten. Mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen war man nur spärlich versehen. Der Commandant, Falkenberg, that Alles, was sich in so schwieriger Lage nur thun ließ; doch kann der Geist die materiellen Mittel nur bis zu einem gewissen Grade ersetzen. Er überließ, nachdem die Außenwerke genommen waren, die Vorstädte ihrem Schicksal, um seine geringe Mannschaft nicht zu sehr zerstreuen zu müssen; dieß war schon eine Maaßregel, die er gewiß ungern und mit Schmerz ergriff, und die dennoch, wie er als ein umsichtiger Mann sich nicht verhehlen durfte, die drohende Gefahr nur um ein Weniges geringer machte. Nur auf Gustav Adolph stützte sich die Hoffnung der Stadt, nach Gustav Adolph sah die Bürgerschaft und Besatzung mit der höchsten Sehnsucht aus, und Gustav Adolph, den man Stunde für Stunde erwartete, kam noch immer nicht. Wir wissen, daß der König, obgleich er von dem größten Drange beseelt war, der befreundeten Stadt zu Hülfe zu eilen, zuerst durch den Kurfürsten von Brandenburg, dann auch durch Johann Georg von Sachsen am Kommen verhindert wurde; Jener verweigerte ihm hartnäckig die Einräumung der Festungen Spandau und Küstrin, und der König hatte es sich mit Recht zum unübertretbaren Gesetz gemacht, in Deutschland nie weiter zu gehen, als er seinen Rücken gedeckt sah. Doch, nicht Magdeburg allein, auch Tilly befand sich in einer schlimmen Situation; seine Karthaunen spieen fortwährend ihr verheerendes Feuer gegen die Wälle aus, aber dessen ungeachtet hielten die Wälle Stand, so daß ein Generalsturm durchaus nicht den nothwendigen glücklichen Erfolg versprach; was jedoch geschehen sollte, mußte schnell geschehen, denn Gustav Adolph war nur noch wenige Tagemärsche entfernt und seine Ankunft machte auf jeden Fall der mit so furchtbarem Ernst begonnenen Belagerung ein schnelles und wenig ehrenvolles Ende. Um dem zu begegnen, entschloß Tilly sich, von der Nothwendigkeit ge-

drängt, zur List. Die Sehnsucht der Magdeburger nach der schwedischen Hülfe und die Wahrscheinlichkeit ihres Eintreffens hat den höchsten Punct erstiegen, Angst und Hoffnung zerspalten alle Herzen, Augenblicke sind mehr werth, wie sonst Monate und Jahre, denn jeglicher Augenblick kann die Entscheidung bringen und die Entscheidung schwankt zwischen Leben und Tod. Mit einmal wird der Kanonendonner schwächer, dann hört er ganz auf; man sieht einige der gräßlichen Feuerschlünde mit einer Art von Hast und furchtsamer Eile abführen, Tilly zieht sich zurück, wie Habichte und Geier eine Zuflucht suchen, wenn der Adler über ihnen kreis't. „Der König ist nah, ganz nah!" ruft in der wieder aufathmenden Stadt Einer dem Andern zu, „der Feind läßt von uns ab, wir sind gerettet!" Man fällt auf die Kniee und bringt in dem Moment, wo alle Schrecken und Gräuel schon auf die armen Getäuschten warten, dem Himmel in beflügelten Gebeten den Dank dar. Der Anbruch des Tags ist nicht mehr fern, die Ermatteten, die jetzt wieder in einem Anflug von Freude und Lebenslust aufjubeln, eilen ihren Wohnungen zu, um sich die nöthige Ruhe zu gönnen; nur Wenige bleiben auf den Wällen, um nothdürftig die Bewachung zu versehen; auch diese Wenigen, von der Anstrengung der vorigen Tage erschöpft, sind schlaftrunken und nicken hie und da ein. Schrecklicher Schlaf, der theurer bezahlt wird, wie noch je Menschen den Schlaf bezahlt haben. In der Hülle der Morgendämmerung, still, wie Todte, die umgehen, nähern sich die Kaiserlichen; in ihrer Mitte reitet ihr finst'rer General, der kleine hagere Tilly mit seinem spitzigen Gesicht, eingefallenen Wangen, langer Nase, stechenden Augen und starkem Knebelbart; in ein hellgrünes Wamms ist er gekleidet, auf dem Kopf trägt er einen sonderbar geformten Hut, von dem eine lange rothe Straußfeder auf den Rücken herunter hängt. Auf diese unheimliche Figur sind Aller Blicke gerichtet; sie ist es, die die Hölle entfesseln, die allen Teufeln, die in ausgearteten menschlichen Herzen

wohnen, das Stichwort zurufen soll. Jetzt ist der Moment erschienen, man ist nahe genug, Tilly giebt das Zeichen, ein starkes Musketenfeuer ertos't, aus der Stadt antworten die Sturmglocken. Von außen erklimmen die Kaiserlichen, geringen oder gar keinen Widerstand findend, die Wälle, der tapfere, unerschrockene Graf Pappenheim führt sie an und öffnet den Nachrückenden, damit sie es bequemer haben mögen, die Thore; von innen eilen die aufgeschreckten Schläfer, kaum bekleidet, nicht wissend, ob sie träumen oder wachen, auf Wälle oder Thore zu, Falkenstein will sie sammeln und fällt, einer der Ersten, tödtlich von einem Schuß getroffen, zu Boden. Die Verwirrung ist allgemein, ein Kampf von vier bis fünf Stunden vereitelt jeden, auch den verzweiflungsvollsten Widerstand, er hat weiter keinen Erfolg, als daß er die ohnehin schon ergrimmten Kaiserlichen noch mehr erbittert. Nun zeigt der Soldat, daß er Alles ist, was man sein kann, wenn man aufhört, ein Mensch zu sein, und daß sich im ganzen Umkreis der Natur Nichts findet, womit er im Zustand der Wuth sich vergleichen läßt. Nicht Weiber, nicht Kinder werden verschont, Betende werden niedergestochen, nicht die Unschuld, nicht die rührendste Schwäche entwaffnet die Rasenden. Säuglinge wirft der Kroat in die Flammen, Greise durchbohrt er. Die Schönheit dient viehischen Trieben zur gräßlichen Weide, und dasselbe Mädchen, das eben noch brünstig in die Arme geschlossen und mit wilden Küssen erstickt ward, wird gleich darauf mit dem Schwert niedergehauen. Man erzählt Beispiele von weiblicher Entschlossenheit, die der Entehrung durch einen selbstgewählten Tod heldenmüthig zuvorkam. Ein junges Frauenzimmer, von einem Offizier über die Elbbrücke geschleppt, bittet ihren Dränger um die Erlaubniß, ihr Schnupftuch hervorziehen zu dürfen; kaum aber hat sie ihre Hände frei, als sie sich in den Strom wirft. Ein anderes Frauenzimmer stürzte sich aus gleicher Ursache in den Brunnen; zwanzig junge Mädchen, die sich in einem an der Elbe ge-

legenen Hause zusammengefunden hatten, warfen sich alle auf einmal in's Wasser. Drei Stunden waren von solchen Auftritten erfüllt, verstrichen, da kam an mehreren Orten zugleich Feuer aus. Ein heftiger Sturmwind verbreitete dieses mit einem so unaufhaltsamen Ungestüm, daß in kurzer Zeit von der ganzen großen Stadt nur noch zwei Kirchen und etwa 130 Häuser standen. Wer von den Einwohnern dem Schwert entgangen war, kam in Rauch und Flammen um; in die Elbe allein warf man über sechshundert Leichen und viel größer war die Zahl derer, die in Kellern und Gewölben steckten. Wenige entgingen dem Tode, noch Wenigere der Gefangenschaft, auch der verwundete Administrator fiel den Kaiserlichen in die Hände; nicht einmal die Anhänger, die der Kaiser in der Stadt gehabt hatte, blieben am Leben, die von ihnen zu ihrer Sicherung aus Thüren und Fenstern gehängten kaiserlichen Wappen und Fahnen zogen die Soldaten eher herbei, als daß sie sie fern hielten. Tilly verglich, als er einzog, die Zerstörung von Magdeburg in schauderndem Stolz mit der von Troja und Jerusalem; von einer menschlichen Regung ergriffen, ließ er den Unglücklichen, die in der Domkirche drei Tage und zwei Nächte hindurch ihr endliches Schicksal erwarteten, Pardon ankündigen und Brot reichen.

Magdeburgs Untergang hatte die verschiedensten Folgen. Eifrige Katholiken jauchzten über ein so prachtvolles Ketzer-Autodafee. Zittern erfüllte die Protestanten und die zaghaften Anhänger des gelben Königs — wie Gustav Adolph seiner gelben Haare wegen oft genannt ward — waren nur zu geneigt, von ihm abzufallen. Der Kurfürst von Brandenburg z. B. drang auf augenblickliche Räumung Spandaus. Gustav Adolph erklärte sich zur Zurückziehung seiner Besatzung bereit, kündigte dem Kurfürsten aber zugleich die Neutralität auf und erschien mit seiner Armee vor Berlin; dieß veranlaßte Georg Wilhelm, ihm Spandau nicht bloß zu lassen, sondern ihm auch

monatlich 30,000 Thaler zu bezahlen. Der schwedische König kam dadurch, daß er Magdeburg nicht entsetzt und einen mit ihm verbündeten Ort scheinbar zum Opfer seiner Vorsicht gemacht hatte, zu seiner eigenen Parthei und zu der öffentlichen Meinung überhaupt in ein gespanntes Verhältniß. Er verantwortete sich in einem Manifest, worin er das Unglück dieser Stadt zum Theil ihrer eigenen Unvorsichtigkeit, zum größern Theil jedoch den Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen beimaß. Im Uebrigen drohte er dem alten Corporal (so nannte er Tilly) strenge Rache. Der Kaiser fing einmal wieder an, zu donnern, er erklärte die Beschlüsse des Leipziger Convents für ungültig, hob den Fürstenbund auf und drohte allen Widerspenstigen mit Magdeburgs Schicksal. Tilly wußte den Schrecken, der sich von nun an doppelt und dreifach an seinen Namen knüpfte, zu benutzen. Er zog gegen die einzelnen Mitglieder des Leipziger Convents zu Felde, um sie zu schwächen und einzuschüchtern. Dem Administrator von Bremen nahm er seine Soldaten ab. Den Herzog von Würtemberg zwang er, sich dem Restitutions-Edict zu unterwerfen und einen monatlichen Geldbeitrag von 30,000 Thalern zu entrichten. Auch mehrere Reichsstädte wurden von ihm bezwungen. Doch, was die kleinen Reichsstädte zum Weichen brachte, konnte die größern nur auf die Gefahr aufmerksam machen und sie zur Aufbietung aller ihrer Kräfte ermuntern. Der Kurfürst von Sachsen konnte sich noch immer nicht zur Allianz mit Gustav Adolph entschließen, aber es ließ sich doch voraussehen, daß er dem König die Hand reichen würde, sobald er mußte. Eine vernünftige Politik hätte den Kaiser daher zur Schonung des Kurfürsten auffordern sollen: statt dessen entschloß sich Ferdinand, der um Alles oder Nichts spielte, ihn auf's Aeußerste zu treiben. Die ansehnlichsten Kriegsrüstungen wurden gemacht, in allen kaiserlichen Erbstaaten ward geworben; die Jesuiten allein verpflichteten sich, auf ihre Kosten fünf Regimenter zu stellen.

„Nieder mit den Protestanten!“ — war das allgemeine Feldgeschrei, — „keine Gnade, keine Verträge.“ Tilly war das auserwählte Rüstzeug des Herrn in den Augen der Katholiken und er selbst war fanatisch genug, in einer That, durch die er mit Gott und Menschheit zugleich gebrochen hatte, ein neues Handgeld des Glücks zu sehen. Seine nächsten Unternehmungen zielten auf Unterdrückung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen ab. Von Magdeburg aus rückte er gegen Hessen vor. Von der Stadt Erfurt verlangte er, daß sie Besatzung einnehmen solle; Geld und Victualien, die man ihm in reichlichem Maaße darbrachte, bewogen ihn, von seinem Anverlangen abzustehen. Hierauf wandte er sich nach Mühlhausen und richtete von hier aus an den Landgrafen die Aufforderung, sein Kriegsvolk abzudanken, der zweideutigen Neutralität zu entsagen und offen auf die Seite des Kaisers zu treten. Der Landgraf war gerade abwesend, er befand sich eben im Lager zu Greifswalde bei Gustav Adolph. Aber seine Unterthanen, auf die Tilly zu wirken suchte, widerstanden seinen Einflüsterungen und Versprechungen, der Landgraf schlug ihm seine unbescheidenen Forderungen und Zumuthungen entschieden ab und zog seine Soldaten in die Mitte seines Landes zusammen. Tilly neckte ihn zwar hie und da, mußte sich aber, bevor er etwas Ernstliches gegen ihn ausrichten konnte, in eine andere Gegend wenden.

Auch der Kurfürst von Sachsen setzte sich in Kriegsverfassung. Er brachte ein ansehnliches Heer auf die Beine und ernannte Arnheim zum Befehlshaber desselben. Arnheim suchte eine heimliche Verbindung mit Gustav Adolph anzuknüpfen, und der Letztere, der seine Macht ebenfalls sehr verstärkt hatte, hielt sich, die sächsische Unterstützung im Voraus nicht in Anschlag bringend, nun für stark genug, um in's Innere von Deutschland vorzurücken. Er setzte daher über die Elbe und verschanzte sich bei Werben an der Havel. Tilly, eilfertig aus

Hessen zurückkehrend, kam herbei; Gustav Adolph vernichtete bei Wolmirstedt durch einen glücklichen Ueberfall mehrere seiner Cavallerie-Regimenter, wagte jedoch nicht, den ihm an Truppenzahl weit Ueberlegenen zu empfangen und zog sich nach Stendal zurück. Von hier aus ging er auf kurze Zeit nach Mecklenburg und sah die von ihm wieder in den Besitz ihres Landes gesetzten Herzöge. Tilly bot dem verschanzten König mehrmals ein Treffen an, welches dieser aber ruhig ausschlug. Zuletzt mußte Tilly seine gute Stellung aufgeben und in das Erzstift Magdeburg zurückmarschiren, weil ihm Brot und Wasser zu mangeln begann. Wenn Tilly dem König bei Werben solchemnach Nichts anhaben konnte, so erlebte dieser dort die Freude, daß ein angesehener Reichsfürst, der Erste, der es offen wagte, mit 10,000 Mann braver Soldaten zu ihm hinübertrat. Es war dieß der Landgraf Wilhelm von Hessen. Der Kurfürst von Sachsen, von dem Landgrafen dringend zu einem ähnlichen Schritt aufgefordert, widerstand noch immer. Bald jedoch blieb ihm keine Wahl mehr. Tilly hatte den Entschluß gefaßt, Kursachsen mit gewaffneter Hand einzunehmen. Bevor er seinen Marsch antrat, schickte er zwei Abgeordnete an Johann Georg, die ihm die übermüthigsten Anträge thaten; er sollte seine Truppen abdanken und dem Leipziger Convent entsagen. Da riß ihm der Geduldsfaden, er gab eine spitzige Antwort und zog seine Truppen bei Torgau in einem wohlverschanzten Lager zusammen. Tilly, schon vor Zurückkunft seiner Gesandten in Sachsen eingedrungen, zog sengend und brennend bis vor Leipzig, und nahm die reiche, aber schlecht verwahrte Handelsstadt ohne Mühe ein. Jetzt sah Johann Georg, daß er sich entweder vom Kaiser Alles, oder vom König Einiges gefallen lassen müsse, und bat Gustav Adolph um Vereinigung seines Heeres mit dem Sächsischen. Gustav Adolph stellte Anfangs harte Bedingungen, Johann Georg erwiederte, daß er bereit sei, noch viel härtere einzugehen; Gustav Adolph, gerührt, nahm

seine Bedingungen zurück und bot dem Kurfürsten die Hand. Bei Düben schlossen sich beide Armeen an einander, und obgleich Gustav Adolph gern noch eine Schlacht vermieden hätte, ward er doch durch den Ungestüm des Kurfürsten veranlaßt, sie zu wagen, und näherte sich Leipzig. Tilly wollte jetzt, da der König seine Rolle übernahm, in die des Königs treten und sich auf die Vertheidigung seines Lagers beschränken, aber Pappenheim und andere feurige Köpfe veränderten seinen weisen Entschluß, machten den alten vorsichtigen Mann sogar keck und vermessen, so daß er, wenn man der Angabe des Grafen Gualdo Priorato trauen darf, bramarbasirte. Die kaiserliche und die schwedisch-sächsische Armee, beide von ungefähr gleicher Stärke (35,000 Mann werden angegeben) trafen einander am 7. Sept. bei Breitenfelde, unweit Leipzig. Der Tag war von der höchsten Wichtigkeit, für die beiden Feldherrn sowohl, von denen Jeder zum ersten Male seines Gleichen vor sich sah, als für den Krieg überhaupt und für das ganze katholische und protestantische Deutschland. Tillys Soldaten waren zwar geübt, aber schlecht disciplinirt; seine Reiter, vom Kopf bis auf die Füße in schwere Harnische gesteckt, konnten sich freilich gut vertheidigen, waren aber wenig zum Angriff geschickt. Die schwedischen Reiter saßen leicht bekleidet auf unansehnlichen Pferden, sie waren indeß geschwind und äußerst beweglich. Tilly hielt seinen Kriegsrath im Hause eines Todtengräbers.

Tilly stellte seine Armee auf und an den Anhöhen von Breitenfelde auf, und benutzte mit jenem Blick, den er sich durch vieljährige Erfahrung erworben hatte, die Vortheile, welche das von ihm gewählte Schlachtfeld ihm darbot. Der König rückte in zwei Colonnen gegen den Feind an. Die Bober, ein unbedeutender Bach, der in die Mulde fällt, war zwischen ihm und Tilly, und mußte überschritten werden. Tilly machte dem König den Uebergang streitig, aber der Bach war zu klein, als daß es lange mit Erfolg hätte geschehen können. Die Schweden postirten

sich rechts, die Sachsen links. Die Sachsen wurden zuerst angegriffen, sie geriethen völlig in Unordnung und wichen: ihr Kurfürst Johann Georg war Anführer auf der Flucht, wie er Anführer zum Siege hätte sein sollen. Schon legten die Kroaten sich auf's Beutemachen, schon wurden Couriere mit der Siegesnachricht nach Wien und München abgefertigt. Aber Gustav Adolph war ein Held, der durch Standhaftigkeit und Umsicht das abtrünnig werdende Glück zurück zu bringen verstand. Pappenheim griff den rechten Flügel der Schweden, den der König in eigener Person commandirte, mit seiner schweren Reiterei sieben Mal an und wurde sieben Mal zurückgeworfen. Jetzt war er ermattet. Nun stürzte sich Tilly über den linken Flügel der Schweden her; seine Truppen, welche die Sachsen zerstreut und vernichtet hatten, glühten vor Feuer und hielten sich für unwiderstehlich. Aber Gustav Horn, der den linken Flügel befehligte, dämpfte ihren Muth durch die unerschrockenste Ausdauer, so daß sie kühl und immer kühler wurden und zuletzt nur noch angriffen, weil sie mußten. Mit einmal spieen von den Anhöhen herunter ihre eigenen Kanonen ihr fürchterliches Feuer gegen sie aus; der König, von Pappenheim nicht länger in Schach gehalten, hatte sich ihrer bemächtigt. Jetzt sind sie eingekeilt zwischen eine verheerende Artillerie und zwischen die von der entgegengesetzten Seite mit ungestümem Grimm auf sie eindringenden Schweden. Nur der Rückzug bleibt ihnen übrig, und ein Rückzug, der sie durch die Mitte der Feinde führt. Eine ungeheure Metzelei entsteht, Tillys Heer wird völlig in Unordnung gebracht und aufgerieben, kaum vier Regimenter dringen in geschlossenen Gliedern bis zu einem kleinen Gehölz durch, an das sie sich, den Schweden fortwährend Trotz bietend, lehnen. Die Flucht ist unter den Kaiserlichen allgemein, Sturmglocken ertönen auf den Dörfern, und die Bauern, die sich während der Schlacht furchtsam verkrochen, nehmen mit Muth und Wuth am Schlachten Theil. 7000 Kaiserliche waren ge-

blieben, kaum 900 Schweden und Sachsen; Tilly selbst hatte mehrere Wunden bekommen, wenn er nicht den Tod fand, so lag es nicht an ihm. Der Rachegeist von Magdeburg sparte ihm das Leben zu einer Reihe von ferneren Demüthigungen.

Gustav Adolph ward durch die so entscheidende Niederlage eines Feldherrn, dem er oft ausgewichen und auch dies Mal nicht ohne Besorgniß entgegengerückt war, in seinem Selbstbewußtsein gestärkt, in all seinen Plänen befestigt. Aber er war keiner von den Thörigt-Schwachen, die das Glück trunken macht, er vergaß nicht, daß ein Sieg nur durch die Art, wie man ihn benutzt, seinen Werth erhält. Mit Tilly war dem Kaiser sein Arm abgehauen, jetzt oder nie konnte man einen Stoß nach seinem Herzen führen. Gustav Adolph entschloß sich also zu einem Einfall in die kaiserlichen Erblande, auf diesem Wege war am ersten zum Frieden und zur Feststellung der Religionsverhältnisse zu gelangen, auch war es billig, daß der alleinige Urheber des Krieges, der frömmelnde, übermüthige Ferdinand, etwas von seinen Schrecken empfand. Er pflog über die Ausführung dieses so wichtigen Entschlusses mit seinem Kanzler und seinem Bundesgenossen Johann Georg genauen Rath. Johann Georg und Oxenstiern meinten, er müsse geradezu durch Böhmen und Mähren in Oestreich eindringen. Gustav Adolph stimmte nicht bei, sondern wählte den weitläuftigeren Zug durch Franken und Thüringen. Er konnte der sächsischen Armee, die so schlecht in der ersten Probe bestanden war, den Kampf gegen Tilly, den Schaam und Verzweiflung zu den höchsten Anstrengungen bewegen mußten, unmöglich überlassen. Er konnte Johann Georg, obgleich dieser ihm im ersten Aufjubeln die römische Königskrone freigebig zugesagt hatte, nicht einmal trauen. Der König schloß nun mit den benachbarten Fürsten, mit dem Herzog von Sachsen und dem Herzog von Weimar einen Subsidientractat. Dann rückte er über den Thüringer Wald nach Franken, besetzte, ohne Widerstand zu finden, das Land des Bischofs von Würzburg,

stärkte seine Soldaten durch die geistliche Küche und den geistlichen Keller und sorgte für seine Universität zu Upsala durch die Bibliothek des Jesuiter-Collegiums, die er ihr sandte. Der Bischof von Würzburg lag Tilly um Hülfe an. Tilly hatte bereits wieder 40,000 Mann in Niedersachsen zusammengebracht und wartete in seinem Lager zu Fulda sehnsüchtig auf die Erlaubniß des Kurfürsten Maximilian von Baiern, gegen den König anrücken und die Scharte in seinem Schwert wieder auswetzen zu dürfen. Doch Maximilian fand es bedenklich, das Schicksal der katholischen Parthei in so kurzer Zeit, und nachdem man sich kaum von dem Entsetzen über den Ausfall der ersten Schlacht erholt hatte, an eine zweite zu knüpfen, und verweigerte die Erlaubniß. Tilly wandte sich nun nach der Pfalz, um diese gegen die Schweden zu sichern. Der Herzog Karl von Lothringen war unbesonnen genug, sich in seiner jugendlichen Eitelkeit dem großen Schwedenkönig kurz nach Tillys Niederlage entgegen zu stellen. Er wurde mit seiner geputzten Armee geschlagen, wie ein Haufe von zusammengelaufenen Knaben, hatte aber durch seinen Uebermuth seine gefährlichsten Nachbarn, die Franzosen, in sein Land gezogen. Der Bischof von Bamberg machte dem König, um die Plünderung seiner Lande zu verhüten, friedliche Anerbietungen. Gustav Adolph, immer zur Güte geneigt, nahm sie an, wurde aber von dem elenden Prälaten schnöde hintergangen, indem dieser gleich nach seinem Abmarsch den Kaiserlichen alle Festungen und Städte einräumte. Die Stadt Nürnberg ergab sich ihm freiwillig, ebenfalls die fränkische Reichsritterschaft. Zur Behauptung und weitern Eroberung Frankens ließ er Gustav Horn mit 5000 Mann zurück. Hierauf forderte er Frankfurt am Main zur Uebergabe auf. Frankfurt machte Umstände, aber der König, der Eile hatte und die Stadt besetzen mußte, ließ einige Drohungen fallen und rückte mit seiner Armee an. Dieß half, Frankfurt öffnete die Thore und er zog im prächtigen Zug mit all seinen Soldaten

durch die alt=ehrwürdige Stadt, wo die Kaiser von Deutschland Zepter und Krone empfingen. Inzwischen hatten auch die Generäle des Königs gute Erfolge im nördlichen Deutschland. Aus Mecklenburg wurden die Kaiserlichen ganz verjagt. Magdeburg war nahe daran, genommen zu werden. Bei Frankfurt vereinigte sich mit dem König der Landgraf Wilhelm. Manche Fürsten und Gesandte erschienen, um ihm ihre Hochachtung zu bezeigen, oder um seinen Zorn abzuwenden. Auch Friedrich V. kam aus Holland herbei, um aus den Händen des Siegers seine Pfalz wieder in Empfang zu nehmen. Gustav Adolph empfing ihn, wie ein König empfangen zu werden irgend Anspruch machen kann. Aber weiter that er auch Nichts; es verdroß ihn, daß Friedrichs eigener Schwager, der König Karl I. von England, sich so gleichgültig bei der Sache seines nahen Verwandten verhielt; auch hatte er etwas Anderes zu thun, als ein unbedeutendes Haupt, das auch ohne Kurhut nicht erfror, und das Kurhut und Krone nur durch seine eigene Unvorsichtigkeit und sein durchaus unmännliches Benehmen einbüßte, wieder mit dem Kurhut zu bedecken.

Auch in Niedersachsen erhob sich wieder der Muth. Die Stände kamen in Hamburg zusammen und verabredeten hier die Errichtung von drei Regimentern zur Abwehr kaiserlicher Ungebühr. Der Herzog Georg von Lüneburg, ehemals Obrist in Ferdinands Dienst, stellte sich auf Gustav Adolphs Seite und warb Truppen für ihn; ebenfalls unterwarf sich ihm der Landgraf von Hessen=Darmstadt. Die Stadt Frankfurt war mit dem König, der sie kräftig bei ihren Privilegien schützte, sehr zufrieden; er beherrschte jetzt den ganzen Mainstrom und ließ, um auch den Rhein überschreiten zu können, bei Höchst Fahrzeuge zimmern. Der Kurfürst von Mainz, nur zu gewiß überzeugt, daß der Kriegssturm ihn zunächst packen werde, ließ seine Residenz befestigen und nahm 2000 Spanier in ihren Mauern auf, floh aber deß ungeachtet mit seinen

Schätzen nach Köln, und zeigte dadurch, daß seine Maaßregeln nicht aus Muth, sondern aus Trotz hervorgegangen waren. Gustav Adolph rückte vor und lagerte sich Mainz gegenüber, bei Castel; er war schon mit dem Gedanken beschäftigt, den Rhein zu passiren, als ihn die Gefahr der ihm verbündeten Stadt Nürnberg, die von Tilly mit dem Schicksal Magdeburgs bedroht wurde, abrief. Er marschirte in Eilmärschen bis Frankfurt, erfuhr hier aber den mannhaften Widerstand der Nürnberger und Tillys Abzug, zog nach der Bergstraße und ging bei Stockstedt, trotz des lebhaften Widerstandes der am jenseitigen Ufer aufgestellten Spanier, über den Rhein, belagerte und erstürmte hierauf Oppenheim und wandte sich nun gegen Mainz, welche reiche katholische Stadt sich ihm am vierten Tag ergab. Nun endlich gönnte er seinen erschöpften Truppen einige Ruhe, indem er sie in der umliegenden Gegend vertheilte und selbst seinen Aufenthalt in Mainz nahm. Für Mainz zeigte er eine nicht ganz unverdächtige Vorliebe, er verbesserte nicht allein ihre schon vorhandenen Festungswerke, sondern legte auch noch am Einflusse des Mains eine neue Citadelle an, als ob es sich nicht um einen bloß augenblicklichen, sondern um einen ewigen Besitz dieses Platzes handelte. Die gar zu väterliche Behandlung, die er Mainz widerfahren ließ, war nicht das Einzige, wodurch er bei Freunden und Feinden Mißtrauen erregte. Nach der Uebergabe von Bamberg, deren wir oben gedachten, konnte er ohne Hinderniß durch die Oberpfalz in Baiern eindringen; er konnte von Baiern aus Oestreich überziehen und die Flamme des Kriegs auf ihrem eignen Herd ersticken. Statt aber dieses, wie man von ihm erwartet hatte, zu thun, hielt er sich mit Eroberung der Rheinländer auf, und machte Anstalten zu einer Unternehmung gegen Elsaß und Lothringen. Nun entstanden auf allen betheiligten Seiten Zweifel und Besorgnisse zwiefacher Art. Die deutschen Reichsfürsten befürchteten, daß der König den Plan hege, sich auf

deutschem Grund und Boden ein Gebiet zu gründen und sich für die Unterstützung Deutschlands mit Deutschland selbst bezahlt zu machen. Das bundesverwandte Frankreich argwöhnte, daß er den Krieg nicht bloß für die Protestanten, sondern gegen die katholische Religion führen und den Hugenotten, deren Unterdrückung Richelieu so sehr am Herzen lag, beistehen wolle. Die Reichsfürsten sowohl, wie der Cardinal, hatten Gründe genug zu ihrem Argwohn; Jene mußten ihn bei sich behalten, Dieser jedoch fand schnell ein Mittel, den König zu einer Erklärung zu nöthigen. Er nahm sich heraus, den liguistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine ungefährdete Neutralität zu versprechen, im Fall sie die Allianz mit dem Kaiser aufgeben und ihre Truppen zurückziehen würden. Dieß war äußerst klug von Richelieu. Der Zweck seiner Verbündung mit Gustav Adolph bestand in der Demüthigung Oestreichs: ließ die Ligue den Kaiser im Stich, so war Ferdinand entblößt, der König konnte das Schwert mit voller Kraft gegen die Erbländer des allgemeinen Feindes kehren und die Wurzeln seiner Macht abhauen. Beharrte die Ligue auf der Seite des Kaisers, so hatte Frankreich seine katholische Gesinnung vor ganz Europa dargethan, und die Hartnäckigkeit der Fürsten erschien als einzige Ursache der Fortdauer des Haders und des Unglücks. Aber Frankreichs Interessen und Schwedens Interessen gingen in diesem Punct keineswegs Hand in Hand. Der König konnte den liguistischen Fürsten selbst bei bestem Willen eine Neutralität nicht gewähren, die für ihn bei ihrem unvertilgbaren Abscheu gegen die protestantische Religion und bei dem Haß, womit sie ihn persönlich verfolgten, gefährlicher sein mußte, als ihre offenbare Feindschaft. Und warum sollte er diesen besten Willen haben in Bezug auf eine so gehässige Parthei, die nach dem Oelzweig nur griff, weil der Arm, womit sie das Schwert geführt hatte, ihr lahm und schlaff am Leibe niederfiel; warum sollte er mit so boshaften Widersachern

Frieden schließen, die nur deshalb darum baten, weil sie am Boden lagen und weil sie des Friedens bedurften, um sich wieder zu erheben? Das hieß, an einen unwürdigen Feind auf eigene Gefahr und Kosten eine unverdiente Großmuth vergeuden.

Gustav Adolph zeigte daher geringe Neigung, die von Frankreich in seinem Namen verheißene Neutralität zu bewilligen. Aber Frankreich mußte dennoch darauf bestehen, denn es befand sich wegen des Kurfürsten von Baiern, mit welchem es heimlich verbündet war, im Gedränge. Gustav Adolph gab auch nicht geradezu eine abschlägige Antwort, er forderte jedoch für die Neutralität einen außerordentlich hohen Preis, er forderte den Preis der Entwaffnung. Die Ligue sollte ihr Kriegsvolk nicht allein von der kaiserlichen Armee, sondern auch aus allen eroberten Oertern, aus allen protestantischen Ländern zurückziehen und es beträchtlich vermindern; sie sollte den kaiserlichen Truppen ihre Gebiete verschließen und ihnen weder mit Mannschaft, noch mit Lebens- und Kriegsbedürfnissen zu Hülfe kommen. Der König gewährte, damit die Unterhandlung einen um so bessern Fortgang haben könnte, einen Waffenstillstand auf 14 Tage. Doch sehr bald bekam er einen Beweis in die Hände, der ihm zeigte, wie gerecht sein Mißtrauen gewesen war. Ein aufgefangener Brief Maximilians an den General Pappenheim belehrte ihn, daß der hinterlistige Kurfürst, weit entfernt, sich kriegerischer Gedanken zu entschlagen, nur Zeit zur ungestörten Fortsetzung seiner Rüstungen hatte gewinnen wollen. Er griff deshalb sogleich wieder zu den Waffen und vollendete durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung des Rheinlandes. Seine fränkischen Besitzungen wurden dagegen aber jetzt durch Tilly gefährdet. Der verjagte Bischof von Bamberg, den der General Horn durch Einnahme seines Bisthums für die an dem König begangene Treulosigkeit gezüchtigt hatte, supplicirte fort und fort an den Kurfürsten von Baiern um Beistand. Nach

einiger Zögerung bekam Tilly Befehl, den Bischof wieder einzusetzen und brach auf. Tilly nahm Bamberg überraschend schnell, einen weitern Vortheil errang er aber auch nicht über den wackern Herrn, obgleich er demselben an Truppenzahl weit überlegen war. Bei Kitzingen vereinigte sich Horn mit dem besorgt herbeigeeilten Könige, und Tilly, mit dem Gedanken an Eroberungen gekommen, mußte sich glücklich preisen, daß ihm durch einen eilfertigen Rückzug seine Rettung gelang. Das Heer des Königs war jetzt sehr bedeutend, und der Weg nach Böhmen sowohl, als nach Baiern, stand ihm frei. Welchen dieser beiden Wege er auch wählte, jeder führte zu demselben Ziel, jeder brachte ihn Oestreich nah. Maximilian von Baiern, dessen Befehle Tilly abwarten mußte, konnte nicht sogleich zu einem Entschluß kommen. Sollte er Oestreichs Gränzen schirmen? Denn lag Baiern offen. Sollte er Tilly in Baiern aufnehmen? Das hieß den Feind, der sich in dem andern Fall doch vielleicht entfernt hielt, ausdrücklich in's Land hineinrufen. Zuletzt entschloß er sich zu Letzterem, Tilly wurde angewiesen mit aller seiner Macht die Gränzen von Baiern zu vertheidigen. Tilly bezog also jenseits des Lech ein Lager, welches er außerordentlich befestigte, so daß es, von drei Flüssen eingeschlossen, jedem Angriff siegreichen Widerstand leistete. Man brach sämmtliche Brücken über den Lech ab, stellte den ganzen Strand entlang bis Augsburg Truppen auf und legte in diese zweideutige Reichsstadt eine bairische Garnison, damit sie nicht dem Beispiel Nürnbergs und Frankfurts folge. Der Kurfürst selbst schloß sich in's Lager ein.

Gustav Adolph zögerte nicht. Einen herrlichen Triumph feierte er in Nürnberg. Der Enthusiasmus der Bürger bei seinem Anblick war gränzenlos, und er mußte ihm schmeicheln, denn er war verdient. In Person bestätigte er jetzt das an den Ufern des Belt mit dieser Stadt errichtete Bündniß. Der Stadtrath überreichte ihm kostbare Geschenke, unter andern zwei

Trinckgeschirre, auf welchen Himmel und Erde abgebildet waren. So sehr es dem König in Nürnberg gefiel, so blieb er doch nur kurze Zeit dort und folgte dem Tilly, der, vor ihm herziehend, ihm den Weg nach Baiern zeigte. Als er vor Donauwerth anlangte, forderte er die Stadt zur Uebergabe auf; der Commandant gab eine höhnische Antwort, zog sich aber auf der von dem König nicht belagerten andern Seite der Donau heraus und überließ sie den Schweden, die er zuvor durch Spott und Keckheit gereizt hatte. Der König übersah es nicht, wie gefährlich der Uebergang über den Lech war; deßungeachtet entschloß er sich, ihn zu wagen. Er schlug bei Nordheim, der bairischen Verschanzung gegenüber, sein Lager auf, besichtigte das Ufer in seiner ganzen Ausdehnung und fand bald den am meisten geeigneten Ort heraus. Hier ließ er Batterien aufwerfen und unter deren Schutz eine Brücke über den Lech schlagen, die er dadurch dem Auge des wachsamen Feindes entzog, daß er Pech und andere Dampf verbreitende Materialien in Brand stecken ließ. Als die Brücke fertig war, schickte er dreihundert Finnländer hinüber, die trotz der rasenden Gegenwehr des Feindes, am jenseitigen Ufer eine Schanze aufwarfen. Nun ward zum Uebergang geschritten, der um so eher gelang, als die schwedische Reiterei eine Furth durch das Wasser ausfindig machte. Die Baiern widersetzten sich auf das Aeußerste, Tilly focht, trotz seines hohen Alters, wie ein gemeiner Soldat und nahm zuletzt selbst die Fahne in die Hand. Doch, Alles half nicht, Tilly ward gefährlich verwundet, Altringer ebenfalls, und der Kurfürst Maximilian entschloß sich zum Rückzug. Mit Anbruch der Nacht brach die ganze bairische Armee auf und zog sich nach Ingolstadt und Neuburg zurück. In Ingolstadt starb Tilly, nachdem er zuvor noch einige Wochen hindurch die heftigsten Schmerzen erlitten und sich überzeugt hatte, daß sein Ruhm ganz auf seinen Gegner übergegangen sei. Man muß Mitleid mit einem Mann haben, dem am Rand des Grabes das letzte

Blatt des so theuer erworbenen Lorbeers entrissen ward, und dem Nichts blieb, als die brennende Erinnerung an all das Blut und all die Thränen, wodurch ein Gut, das sich jetzt in ein Nichts auflös'te, sein geworden war.

Nach dem Uebergang über den Lech zog der König zunächst nach Augsburg. Der bairische Commandant machte Anfangs Miene, als ob er die Stadt halten wollte; er überzeugte sich jedoch bald von der Unmöglichkeit und zog ab. Nun verglich sich der König mit dem Magistrat und hielt seinen Einzug. Er führte den evangelischen Gottesdienst wieder ein und ließ sich von der Bürgerschaft die Huldigung leisten. Durch das Letztere erregte er allgemeinen Anstoß; man sah darin einen neuen Beweis seiner nicht bloß auf die Beschützung, sondern mehr noch auf die Unterdrückung deutscher Freiheit gerichteten Absichten. Schnell nach einander eroberte er Meinungen, Nördlingen, Landsberg und andere schwäbische Ortschaften. Ingolstadt aber, stark befestigt und vortrefflich vertheidigt, widerstand ihm. Landshut mußte sich ihm ergeben; als bei seinem Einzug der Magistrat vor ihm auf die Kniee fiel, rief er unwillig aus: „Stehet auf und betet Gott an, das geziemt sich besser!" Hierauf zog er gegen München. Diese Hauptstadt Baierns war ohne eigentliche Festungswerke und ohne Besatzung, und öffnete dem König, weil ihr keine andere Wahl blieb, freiwillig ihre Thore. Für denjenigen, welcher München kennt, ist es ein Zeichen der Simplicität jener Zeiten, daß Gustav Adolph, der doch nun schon so manche bedeutende Stadt Deutschlands gesehen hatte, über das in seinen Augen prachtvolle kurfürstliche Schloß, das sich heut zu Tage unter Münchens öffentlichen Gebäuden unbemerkt und unscheinbar verliert, erstaunen konnte. „Wer ist der Baumeister?" fragte er, und als man ihm erwiederte, es sei kein Anderer, als der Kurfürst selbst, setzte er hinzu: „den Baumeister mögte ich nach Stockholm schicken." Der Pfalzgraf Friedrich, dem der König dadurch eine Art von

Genugthuung zu Theil werden ließ, daß er die Residenz seines Feindes pomphaft mit durchreiten durfte, machte ihm in feiger Rachsucht den Vorschlag, den Pallast mit Pulver in die Luft zu sprengen; zur Antwort bedrohte Gustav Adolph Jedweden, der sich an diesem Meisterstück der Baukunst vergreifen würde, mit dem Galgen. Im Zeughaus traf er Anfangs nur Lafetten, als er aber zuletzt den Ort wo die Kanonen vergraben lagen, ausfindig machte, fand er in einer derselben sogar 30,000 Ducaten. Den zurückgebliebenen Bürgern legte er keine Lasten auf, die Häuser der Entwichenen wurden völlig geplündert, auch wurden große Brandschatzungen erhoben. In der Kirche disputirte der König lateinisch, bei'm Exerciren machte er ungeübten Soldaten das Geringste vor, wie ein Corporal; genug, er ließ keinen der kleinsten Kunstgriffe ungebraucht, durch welche zu allen Zeiten die hervorragenden Geister ihre Umgebung an sich zu fesseln wußten, und die nur die hochmüthige Ohnmacht verschmäht. Alle Erfolge aber, die Gustav Adolph im Innern von Baiern hatte, konnten seine Besorgnisse vor der ihm im Rücken agirenden Armee des Kurfürsten, die ihm sorgfältig auswich, weil sie kaiserliche Verstärkungen erwartete, nicht heben. Es kam hinzu, daß in Baiern nicht bloß die Soldaten, sondern auch Bauern und Bürger seine offenen Feinde waren, daß die Einwohner, streng-katholisch und nirgends angesteckt von der neuen Lehre, die Seinigen auf's Grausamste behandelten, wo sie nur konnten, weil sie in ihm den Antichrist an der Spitze von einer Legion Teufel erblickten. Lag also auch nach der Einnahme von München zwischen ihm und Wien kein fester Ort mehr, der seinen Marsch hätte aufhalten können, und wurde ihm auch von den Oberöstreichern mit Sehnsucht entgegengesehen, so mußte er dennoch Bedenken tragen, sich weiter vorwärts zu wagen.

Inzwischen war die sächsische Armee in Böhmen eingedrungen. Der Kurfürst von Sachsen war zwar von dem Kaiser, der den Schweden einen solchen Bundesgenossen

wieder zu entziehen hoffte, zu einem besondern Frieden eingeladen worden. Doch dieß geschah unglücklicherweise gerade zu einer Zeit, wo der kaiserliche General Tiefenbach den Zorn Johann Georgs durch einen Einfall in die Lausitz auf's Empfindlichste gereizt hatte. Arnheim wandte sich daher nach der Lausitz, um die Kaiserlichen zu vertreiben; sie hielten ihm nicht Stand und flüchteten sich, zum größten Theil nach Böhmen. Arnheim hielt sich vier Wochen in der Lausitz auf, dann setzte er sich gleichfalls nach Böhmen in Bewegung. In diesem Königreich waren alle Verhältnisse locker und verwirrt. Die Schlacht auf dem weißen Berge hatte eine Gewaltherrschaft eingeführt, die unmöglich langen Bestand haben konnte. Ferdinand hatte die meisten Fäden, die das Volk an seinen Thron knüpften, zerrissen; nur durch den Schrecken fühlte es sich noch an ihn gebunden, und der Schrecken ließ nach, sobald die Sachsen heran zogen. Arnheim fand wenig oder keinen Widerstand; er stand vor Prag, ehe er es gedacht hatte, er bekam Prag in die Hände, ehe er es hatte glauben können. Eger und viele andere Ortschaften folgten dem Beispiel der Hauptstadt; die Kaiserlichen, wo sie sich widersetzten, wurden zurückgeschlagen und der Kurfürst verstärkte seine Armee durch fortwährende Werbungen. Es war ein Sieg ohne Kampf, ein Sieg, dem die verdrängte, aber nicht in den Gemüthern erstickte protestantische Religion auf den Fuß folgte; nach Prag allein kehrten an die sechszig evangelische Prediger zurück und die neue Lehre thronte bald wieder auf allen Kanzeln, von denen herab sie noch kurz zuvor bis in den Abgrund der Hölle verflucht worden war.

In welcher Gefahr befand sich jetzt der Kaiser! Von zwei Seiten bedrohte ihn die Vernichtung und nirgends erblickte er Rettung und Hülfe. Seine Armeen waren zusammengeschmolzen, und er konnte seine wenigen Truppen nicht allein nicht vermehren, er konnte ihnen nicht einmal den schuldigen

Sold reichen. Zwei Dritttheile Deutschlands hatten sich seines Jochs entledigt, auch Böhmen war verloren. Die Türken benutzten den Zeitpunct und streiften schon bis Wien. Ferdinand blieb zwar noch in seiner gefährdeten Residenz und ließ feierliche Gebete und Prozessionen abhalten; wie wenig er selbst aber diesen geistlichen Mitteln traute, bewies er dadurch, daß er seine meisten Kostbarkeiten in ängstlicher Hast nach Steyermark schickte. Die Stände Oestreichs boten ihm keine Unterstützung an, aber sie forderten im entschiedenen Ton die ihnen genommene Gewissensfreiheit zurück. Unwille und Unzufriedenheit wurden allgemein, Empörungen drohten auszubrechen, Wien harrte mit Angst und Zittern der Dinge, die da kommen sollten, und der bedrängte Cäsar überzeugte sich knirschend, daß Krone, Zepter und Purpur eitle Symbole sind, wenn nicht der gute Wille des Volks ihnen Werth und Bedeutung giebt. Die Noth stieg auf's Höchste, und nur die höchste Noth konnte Ferdinand zu dem Entschluß bewegen, den er jetzt faßte, zu dem Entschuß, dem entsetzten und beleidigten Herzog von Friedland, auf die Wahrscheinlichkeit der unbedingtesten Ablehnung hin, den Feldherrnstab wieder anzubieten! Schreckliche Lage eines so stolzen Monarchen, daß er bei einem seiner Diener betteln mußte, und bei einem Diener, den er auf's Tödtlichste gekränkt hatte! Zuerst dachte er daran, seiner Kriegsmacht in seinem Sohn, dem Prinzen Ferdinand, einen Oberfeldherrn zu geben. Der Prinz war voller Fähigkeiten und hatte Muth, aber er war jung und hatte sich im Felde nicht versucht; die Soldaten konnten ihm nicht vertrauen, die Generale sich ihm nicht unterordnen. Auch handelte es sich ja nicht bloß um den Commadeur, es handelte sich zugleich darum, eine neue Armee auf die Beine zu bringen, und dieses Wunder konnte man nur von dem einzigen Mann in Deutschland erwarten, der ein solches Wunder schon einmal verrichtet hatte, von Wallenstein! Wallenstein lebte in Böhmen bald auf diesem, bald auf jenem seiner

Güter, anscheinend in größter Abgezogenheit von den Welthändeln und sich nur dem Genuß hingebend, aber im Stillen mit den ehrgeizigsten Plänen beschäftigt und des jetzt herankommenden Moments längst gewärtig. Er errichtete Prachtgebäude und kostbare Gärten, sein Pallast in Prag hatte ungeheure Summen gekostet. In seinen Ställen standen 300 schöne Pferde; die Trinktröge und Krippen waren von Marmor, die Rauffen von Kupfer. Sechszig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern bedienten ihn, eine Leibwache von funfzig Mann, kostbar gekleidet, wie die Pagen, sorgte für seine Sicherheit. Die Verschwendung bei seiner Tafel, der Glanz bei seinen Ausfahrten war gränzenlos. Hinter all diesem Pomp hätte man einen persischen Satrapen, der in Wollust und sinnlicher Raffinerie zerschmilzt, erwarten söllen, keinen rachedürstenden, herrschbegierigen Krieger. Aber der Herzog von Friedland mußte immer das Außerordentliche thun, und zu einer Zeit, wo er den Arm noch nicht nach der Krone seines kaiserlichen Feindes ausstrecken durfte, kitzelte es seine Eitelkeit, ihn durch das Ausbreiten seiner Schätze und seines Reichthums zu beschämen. Das Unglück des Kaisers war in dieser Zwischenzeit seine Freude, das Glück desselben sein Leid; die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig hatte er mit Jubel aufgenommen, der Uebergang Gustav Adolphs über den Lech, seine Einnahme Münchens hatte das Maaß seines Entzückens gefüllt. Dennoch sah er auch auf die Triumphe des Schwedenkönigs mit neidischen und argwöhnischen Blicken und schwankte so zwischen zwei einander entgegengesetzten Empfindungen hin und her. Denn auch Gustav Adolph hatte den Empfindlichen verletzt, indem er, als Wallenstein ihm zur gänzlichen Vernichtung des östreichschen Hauses im Geheimen seine Hülfe anbot, ihm nicht bereitwillig genug entgegen gekommen war. Um den König zu züchtigen, hätte er das Commando übernehmen mögen; um den Kaiser tief und immer tiefer sinken zu sehen, mußte er sich bewogen fühlen, es hartnäckig auszuschlagen.

Ferdinand gewann es über sich, dem Herzog seine Reue über das Vergangene auszudrücken, und ihm die Möglichkeit seiner Wiedereinsetzung eröffnen zu lassen. Aber Wallenstein verharrte, den kaiserlichen Abgeordneten gegenüber, in einer erzwungenen Gleichgültigkeit und verbreitete sich mit dichterischer Beredtsamkeit über die Vorzüge des Privatlebens. Er ging auch nicht nach Wien, wohin er eingeladen worden war, verrieth aber seine eigentlichen Absichten doch auf naive Weise dadurch, daß er auf seine der Residenz näher gelegenen mährischen Güter sich begab. Jetzt machte ihm der Kaiser in eigener Person brieflich den Antrag zur Wiederübernahme des Commandos. Wallenstein dankte auf's Demüthigste für die große Gnade, schlug sie aber noch immer aus, weil er den Zeitpunct, der äußersten Bedrängniß abwarten wollte, um die stärksten Bedingungen machen zu können. Gustav Adolphs Anhang in Deutschland ward von Woche zu Woche größer, gezögert durfte nicht länger werden. Der Kaiser deputirte seinen ersten Minister, den Fürsten von Eggenberg, der mit Wallenstein in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Dieser brachte ihn endlich so weit, daß er sich dazu bequemte, dem Kaiser drei Monate lang zu dienen, und ihm in diesen drei Monaten ein Heer zusammen zu bringen. „Es geschieht dieß nur aus Rücksicht auf meinen Freund," — bemerkte er — „ich will weder den Titel eines Generals, noch einen andern, auch verlange ich keine Besoldung." Ferdinand freute sich, daß einstweilen wenigstens so viel gewonnen war. Wallenstein schritt ohne Säumen zur Ausführung. Jetzt kam es ihm zu Statten, daß er so viele tüchtige Offiziere durch Belohnungen und Pensionen an seine Person geknüpft hatte. In kürzester Zeit brachte er zu Stande, was selbst ein Mann, wie Gustav Adolph, trotz seiner Verehrung für Wallensteins Feldherrngröße, für unmöglich hielt. Eine Armee von 30,000 Mann stand da, er hatte sein Versprechen erfüllt, nun wollte er zurücktreten. Dieß durfte nimmermehr geschehen,

denn er allein war der unsichtbare Reif, der die Soldaten zusammen hielt. Eggenberg kam abermals nach Znaim und erklärte, daß der Kaiser des Herzogs Dienste um jeden Preis erkaufen, daß er aber eine abschlägige Antwort auch auf's Schärfste ahnden werde. Nun rückte Wallenstein mit seinen Bedingungen heraus. Er wollte des Erzhauses Generalissimus sein und bleiben; er wollte das Generalat ohne allen Vorbehalt haben; der Kaiser sollte nicht zur Armee kommen dürfen; die Confiscationen im Reich sollten ausschließlich von der Willkür des Herzogs abhängen; zum Unterpfand sollte man ihm förmlich eins der kaiserlichen Erbländer verschreiben, und zur außerordentlichen Belohnung ihm die Oberlehnschaft über alle von ihm im römischen Reich zu erobernde Länder ertheilen; in Gnadensachen wollte er ganz nach Gutdünken verfahren, und der Realpardon sollte nicht vom Kaiser, sondern von ihm ausgehen; alle kaiserlichen Erbländer sollten ihm offen stehen, die zum Krieg nöthigen Summen ihm ausbezahlt und außerdem bei'm künftigen Frieden das Herzogthum Mecklenburg ihm gesichert werden. Eggenberg schauderte, aber Wallenstein wollte von keiner Mäßigung hören und Ferdinand (trotz seiner Lage ist es zu verwundern) unterschrieb Bedingungen, die ärger waren, als ein siegreicher Feind sie hätte vorschreiben können. Doch, er hatte wohl nie im Sinn, sie länger zu halten, als er mußte, und er war bei einem so argen Mißbrauch seiner Verlegenheit auch in gewissem Sinne entschuldigt.

Wallenstein befand sich bald zu Znaim in der Mitte von 40,000 Mann. Er mußte vor Allem an die Wieder-Eroberung Böhmens denken. Diese war auch leicht zu bewerkstelligen, denn die Sachsen versäumten, sich gehörig fest zu setzen. Doch fand er es seinen geheimen Interessen weit angemessener, den Kurfürsten von Sachsen zu schonen, als ihn zu vernichten. Deshalb zögerte er mit dem ernstlichen Angriff und suchte im Stillen den sächsischen General Arnheim auf seine Seite zu bringen,

was ihm um so leichter glückte, als dieser sich von Gustav Adolph beleidigt fühlte. Es war sein Zweck, alle Protestanten, vor Allen aber den Kurfürsten von Sachsen, nach und nach zum Rücktritt von dem Bündniß mit dem König zu bewegen; Arnheim, durch 50,000 Thaler erkauft, versprach, ihn hiebei nachdrücklichst zu unterstützen. Wallenstein zog, um den Kurfürsten, der noch zu viel Schaamgefühl besaß, um von seinem edlen Bundesgenossen abzufallen, einzuschüchtern, mit seiner Macht vor Prag und nahm die große Stadt, die Arnheim absichtlich schlecht vertheidigen ließ, in einem einzigen Tage. Die sächsische Armee zog sich jetzt aus Böhmen zurück, Wallenstein wollte ihr nach Sachsen folgen, um Johann Georg den Vergleich abzudringen, aber ein Blick auf die Unternehmungen Gustav Adolphs, den wir in München verließen und den die oberöstreichischen Bauern durch abgeschickte Boten schon ausdrücklich um Hülfe angesprochen hatten, bewog ihn zur Aenderung seines Vorsatzes. Maximilian von Baiern schickte einen Gesandten um den andern nach Wien und bat den Kaiser um Unterstützung, auch befahl der Kaiser mehr als einmal seinem Generalissimus vorzurücken, aber Wallenstein, auf Maximilian, der sich seiner Wiederherstellung widersetzt hatte, neuerdings erbittert, kehrte sich wenig daran. Endlich entschloß er sich dazu, sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen, aber nur, um den Kurfürsten, der durch ihn schon so sehr gedemüthigt war, noch mehr zu demüthigen. Der Kurfürst sollte ihm bei der Vereinigung das Commando sowohl über die bairischen, als über die liguistischen Truppen abtreten und nur das Recht zu strafen und zu belohnen, ausüben. Bei Eger trafen sich beide Männer und gaben ihren Armeen das Schauspiel einer zweideutigen Versöhnung. Maximilian, ein Meister in der Verstellungskunst, verrieth in keiner Miene, wie schwer es ihm war, seinen Todfeind in die Arme zu schließen. Wallenstein dagegen trug das, was in seinem Herzen vorging, auch in seinem Gesicht. Nun hatte der Herzog von Friedland 60,000 Mann; einer

solchen Macht durfte sich Gustav Adolph nicht entgegen stellen, Wallenstein hätte ihn vielleicht vernichten können, allein dann wäre es auch mit dem Kriege vorbei gewesen, und das lag keineswegs in seinen Plänen, er ließ dem König daher Zeit zum Rückzug nach Franken. Jetzt begab sich Wallenstein auf den Marsch nach Nürnberg, um diese reiche Handelsstadt, deren Verbindung mit den Schweden ihm mißfiel, zu erobern. Gustav Adolph, von der Stadt ängstlich um Beistand angefleht, kam schnell herbei und suchte sie in möglichst guten Vertheidigungszustand zu setzen. Um ihre eigentlichen Festungswerke herum lagerte er seine Armee. Eine weitläuftige Verschanzung entstand in kurzer Zeit; die Bürger, wohl wissend, um was es sich handelte, und an das Schicksal Magdeburgs, das zum Theil durch Saumseligkeit herbei geführt worden, gedenkend, legten in Gemeinschaft eifrig Hand an das schwierige Werk; sie erklärten sich ebenfalls zum militairischen Dienst bereit und brannten vor Begierde, unter dem König zu fechten. Bald erschien auch Wallenstein mit seiner ganzen großen Armee, die der durch viele nothwendige Detachements geschwächten schwedischen bei weitem überlegen war. Er zog bei Nürnberg vorbei und schlug auf dem alten Berge an der Rednitz, drei Viertelstunden von den Schweden, sein Lager auf. Er griff den König nicht an, weil er glaubte, der Hunger solle ihn zum Abzug oder zum Vergleich bewegen, dadurch aber gewann dieser Zeit, sein Lager unüberwindlich zu machen, und der Hunger stellte sich in der Kaiserlichen Armee noch früher ein, wie in der schwedischen. Inzwischen zog der König, ohne daß Wallenstein es hindern konnte oder wollte, große Verstärkungen an sich, und sah sich, nachdem Banner und der Herzog Bernhard von Weimar sich mit ihm verbunden hatten, an der Spitze von 70,000 Mann. Eine solche Truppenzahl war geeignet, Wallenstein in Bezug auf sein eignes Lager Schrecken einzuflößen und ihn zur Befestigung desselben zu veranlassen; anderntheils führte sie aber auch den

Mangel in ihrem Gefolge, Nürnbergs Vorräthe waren bedeutend genug, aber für so viele Menschen und Pferde reichten sie nicht aus und die Noth war in kurzer Zeit so groß, daß Gustav Adolph beschloß, einen Sturm auf das Wallenstein'sche Lager zu wagen, da der Herzog seinen vielfachen und dringenden Aufforderung zur offenen Feldschlacht kein Gehör gab. Doch, dieser Sturm war ein Unternehmen der Verzweiflung und hatte trotz der außerordentlichen Tapferkeit, welche die Schweden bewiesen, keinen Erfolg. Gustav Adolph sagte selbst am Abend des blutigen Tages: „wir haben einen Pagenstreich gemacht!" Nun mußte der König sich zum Abzug entschließen, er brach mit klingendem Spiel auf und zog hart an Wallenstein vorüber, aber auch kein Schuß beunruhigte ihn. Die um Nürnberg aufgeworfenen Schanzen ließ er stehen; er hielt es für wahrscheinlich, daß Wallenstein sich in dieselben hinein werfen werde, um Nürnberg zu belagern, und wollte für diesen Fall seine Armee, wie eine Schlinge, um ihn zusammen ziehen. Doch Friedland dachte nicht daran, dieß zu thun, denn Hunger und Pestilenz, die den König fort trieben, hatten ihn eben so wenig verschont; er forderte die Nürnberger zur Uebergabe auf, und rüstete sich, als er eine abschlägige Antwort erhielt, zum Marsch nach Sachsen, steckte sogar bei dem Aufbruch sein Lager selbst in Brand. Für den Krieg war also in den drittehalb Monaten, daß 140,000 Mann einander gegenüber gestanden hatten, nicht das Geringste entschieden worden.

Gustav Adolph zog wieder in's Bairische und machte reißende Fortschritte; er wollte Maximilian zur Unthätigkeit zwingen, und sodann durch dessen Gebiet in die kaiserlichen Erblande eindringen. Wallenstein dagegen wandte sich, obgleich der Kurfürst von Baiern ihn dringend aufforderte, dem König zu folgen, nach Sachsen, um Johann Georg in seine Gewalt zu bekommen. Er schlug den Weg über Bamberg und Coburg ein; in Coburg trennte sich Maximilian von ihm, um seinem Lande

wenigstens mit seinen eigenen Truppen zu Hülfe zu eilen. Die Kaiserlichen wütheten schrecklich in Sachsen, und fanden geringen Widerstand. Leipzig, das sich zu halten versuchte, mußte sich übergeben und die Plünderung mit 50,000 Thalern abkaufen. Auch Dresden betrachtete Wallenstein schon als erobert, und sprach laut von dem Exempel, das er an dem rebellischen Kurfürsten zu statuiren gedenke. Die sächsische Armee war ihm bis Torgau entgegen gerückt, aber er hatte wenig von ihr zu befürchten. Jetzt war Johann Georg, der sonst im Stillen mit feiger Treue dem Kaiser anhing, wieder gut schwedisch, denn es galt abermals die Existenz. Gustav Adolph ward flehentlich herbei gerufen, und Gustav Adolph kam, obwohl er bereits vor Ingolstadt stand und nahe daran war, dem Baier die Neutralität abzuzwingen; freilich lag es, so unangenehm es ihm auch sein mußte, eine Unternehmung in dem Augenblick aufzugeben, wo er ihre Frucht pflücken sollte, mit in seinem Interesse, zu kommen, denn, wenn er Johann Georg in seiner Bedrängniß im Stich ließ, so gab er ihm einen Vorwand, von ihm abzufallen und sich dem Kaiser wieder zu unterwerfen. Er eilte daher schnell über Nördlingen nach Nürnberg zurück, schickte den an der Donau hinterlassenen Regimentern Befehl, nach dem Thüringer Walde zu marschiren, und rückte über Arnstadt nach Erfurt vor. Bei Arnstadt stieß Bernhard von Weimar zu ihm, zu Erfurt nahm er schmerzlichen Abschied von seiner Gemahlin, die, von bangen Ahnungen erfüllt, in Thränen zerfloß. Am 1sten November erreichte er Naumburg und war so glücklich, bei Besetzung dieses Ortes, der für ihn von höchster Wichtigkeit war, dem Herzog zuvor zu kommen. Die Freude der Sachsen über die Ankunft der Schweden stieg bis zu einem dem edlen König ominös erscheinenden Grade; es schmerzte ihn, daß sie einem Menschen mehr vertrauten, als Gott, auch mußte es ihn wohl empören, wenn er sah, daß sie sich glücklich priesen, nur seine Stiefel und Sporen zu berühren. Wallenstein zog nach Weissenfels.

Seine Generale sowohl, wie sein Astrolog, riethen ihm zu einer Schlacht; jene, weil er eine große Truppenzahl commandirte, dieser, weil die Himelszeichen auf den Untergang seines Feindes deuteten. Wallenstein stimmte bei und erwartete den Angriff des Königs. Da dieser wider sein Vermuthen zögerte, und da die Armee wegen der schlechten Witterung nicht lange stehen bleiben konnte, wo sie stand, so detachirte er Pappenheim mit einigen Regimentern nach Halle. Allein, Gustav Adolph erhielt kaum die Nachricht von Pappenheims Abmarsch, als er, weit entfernt, auf Leipzig loszugehen, wie Wallenstein gedacht hatte, dem Herzog von Friedland nacheilte, was den Letztern um so mehr überraschte, als er ihm im ersten Augenblick nur etwa 12,000 Mann entgegen zu stellen vermogte. Der Herzog von Friedland zog sich nun in die weite Ebene, die sich zwischen dem Floßgraben und dem Städtchen Lützen hinzieht, und ertheilte Pappenheim den Befehl zur schleunigsten Rückkehr. Gustav Adolph folgte ihm und stellte sich ihm gerade gegenüber auf; nur die Landstraße trennte seine Truppen von denen des Herzogs. Der König hätte den Herzog gern noch denselben Abend angegriffen, um dem Anzuge Pappenheims zuvor zu kommen, doch verhinderte ihn hieran die einbrechende Nacht.

Der Moment war groß. Die beiden ersten Heerführer ihrer Zeit sollten sich mit einander messen und der Besiegte mußte an den Sieger den Gewinn seines ganzen Lebens abtreten, denn ein geschlagener Feldherr ist, wie ein schartiges Schwert, dem man nicht mehr vertraut. Das Glück eines Generals gleicht der Jungfräulichkeit eines Weibes; eine geheime Weihe, ein unsichtbarer Zauber, liegt darin, der, einmal gebrochen niemals wieder hergestellt werden kann. Was mogte in Gustav Adolphs, was in Wallensteins Seele vorgehen, während dieser Nacht, in deren dunklem Schooße die Geburt des Schicksals sich verbarg! Beide hatten ein Recht zu zittern, denn Beide zitterten vor ihres Gleichen, Beide mußten sich sagen, daß sie nicht mehr

ganz, wie sonst, auf ihre eigne Kraft gestellt waren, sondern daß ihr Loos vom Zufall abhing, daß ihr gegenseitiger Ruhm, der sich die Waage hielt, an einer Kleinigkeit zu Grunde gehen konnte! Was stand aber auch für die Partheien, die sie repräsentirten, auf dem Spiel!

Sowohl die kaiserliche, als die schwedische Armee stand die ganze Nacht hindurch in Schlachtordnung. Wallenstein litt an heftigem Podagra, er durchritt seine Linien und zwang sich einige freundliche Worte ab. Er gab Tillys Loosung: Jesus Maria. Noch vor Anbruch des Tages wollte Gustav Adolph das Treffen beginnen, aber auf die Finsterniß der Nacht folgte ein dicker Nebel, der das Schlachtfeld verhüllte. Da er nicht fechten konnte, ergab der einfach-fromme König sich den Andachtsübungen. Laut erscholl Luthers: „Ein' feste Burg“ ꝛc. Trompetenklang und Paukenschall begleitete den kernigen Gesang. Das demüthige Lied „Es wolle Gott uns gnädig sein!“ wurde dann angestimmt. Nun löſ'te sich der Nebel allmälig auf, die ersehnte Morgenhelle kam, Gustav Adolph warf sich vor seinem ganzen Heere auf die Kniee nieder und die Regimenter sprachen ihr Gebet. Hierauf stieg der König zu Pferd, er ritt durch die Reihen seiner Soldaten und ermahnte sie zur Tapferkeit. Jetzt begann der Donner der Kanonen. Um zehn Uhr verschwand der Nebel ganz, um elf gab Gustav Adolph das Zeichen zum Angriff. Die Kaiserlichen hatten die zwischen beiden Armeen laufenden Gräben besetzt und wurden durch aufgestellte Kanonen gedeckt, die Schweden wollten sie aus den Gräben vertreiben, aber sie wurden gliederweise durch das grobe Geschütz darnieder gestreckt und mußten ablassen. „Wo ist Euer Muth?“ rief Gustav Adolph, als er sie wanken sah, stellte sich, die Lanze in der Hand, an ihre Spitze und führte sie in eigener Person auf's Neue gegen die Gräben. Seine Soldaten flehten ihn an, sich zu schonen und an ihrer Tapferkeit nicht zu zweifeln, die Gefahr, der ihr allverehrter König sich bloß stellte,

gab ihnen übermenschliche Kräfte, sie bestürmten die Gräben, welche schon von Erschlagenen gefüllt waren, von Neuem und brachen endlich durch. Jetzt ward den Kaiserlichen hart zugesetzt. Die Schweden rückten gegen die im Mittelpunct stehende Batterie vor und bekamen bald sieben Kanonen in ihre Gewalt, die sie nun gegen die Wallenstein'schen Truppen richteten. Das Kriegsglück war abwechselnd, von beiden Seiten ward mit der größten Hartnäckigkeit und Standhaftigkeit gefochten. Dennoch waren die Schweden Sieger, als Pappenheim der Schlacht plötzlich eine andere Gestalt gab. Gustav Adolph hörte von der Noth seines Fußvolks, in der Hitze, womit er es aufsucht, kommt er den Kaiserlichen zu nah. Kaiserliche Reiter wollen ihn gefangen nehmen, ohne ihn zu erkennen. Er feuert seine Pistolen gegen sie ab; die wenigen Begleiter, die ihm zur Seite sind, thun dasselbe. Hierauf greift er nach dem Degen, aber einige Schüsse und Stiche, die er empfängt, bringen ihn zum Wanken. Seine Kürassiere, die in diesem Augenblick herbei kommen, halten ihn für erschossen; er ruft ihnen zu: es ist Nichts! aber er bittet zugleich den Herzog von Lauenburg, ihn im Stillen wegschaffen zu lassen. Der Herzog sucht ihn nach dem rechten Flügel der Schweden zu bringen, aber unterwegs erhält er noch einen Schuß in den Rücken, der ihm den Rest giebt. „Ich habe genug" — ruft er dem Herzog zu — „rette Du Dich, Bruder!" Unter den Händen der beutegierigen Croaten haucht er seinen Heldengeist aus. Die Umstände von Gustav Adolphs Tode werden sehr verschieden erzählt, wie das nicht anders sein kann, wenn man die Situation, die zur kaltblütigen Beobachtung und zum Leichenbefund keine Zeit ließ, erwägt. Es ist Nichts mit Sicherheit ausgemacht, als daß dies herrliche Leben mitten in seinem Glanz von unbekannter Hand unrühmlich ausgelöscht ward. Ein schlimmer Verdacht trifft sogar den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, ein Verdacht, über den die Geschichte bei der Lückenhaftigkeit der

vorliegenden Berichte nicht entscheiden, den sie jedoch eben so wenig verschweigen darf. Der Herzog trat bald nach dem blutigen Hingang des Königs in kaiserliche Dienste und nahm die katholische Religion an, was immer ein auffallender Schritt ist und bleibt. Das mit Blut bespritzte Pferd Gustav Adolphs machte die Schweden mit ihrem ungeheuren Verlust bekannt; der große, heilige Schmerz, der sie packte, entzündete in ihnen den Muth der Verzweiflung. Herzog Bernhard von Weimar nahm mit Entschlossenheit und Kühnheit den dem Todten entfallenen Commandostab auf und führte sie zum Siege. Pappenheim, der den König noch am Leben glaubte und ihn im dicksten Gedränge am Sichersten zu treffen meinte, fand seinen Tod, indem er ihn suchte, um mit ihm zu kämpfen; doch starb er nicht sogleich auf dem Schlachtfelde, sondern erst einen Tag später, und nahm die Ueberzeugung mit in die Grube hinunter, daß es nicht seines Arms bedurft hatte, um Gustav Adolph zu fällen. Pappenheims Tod entmuthigte die Kaiserlichen vollends, sie geriethen in Verwirrung und begaben sich, obgleich Wallenstein selbst ermahnend und drohend unter ihnen umher ritt auf die Flucht. Der dicke Nebel, der sich herabsenkte, machte den Schweden die Verfolgung unmöglich, aber die Wahlstatt, das Grab ihres großen Königs, gehörte ihnen unzweifelhaft. In dieser Schlacht fiel auch einmal ausnahmsweise ein Geistlicher, der wohlgenährte Abt von Fulda, der bloß der Neugier wegen gekommen war, für seinen Glauben. Der königliche Leichnam, gänzlich entstellt, von Croaten ausgeplündert, von Pferden zertreten, wurde nach langem Suchen unter einem Haufen von Todten hervorgezogen und seiner betrübten Gemahlin übergeben. Der Platz, wo man ihn gefunden hat, ist noch jetzt mit einem Denkstein bezeichnet, es wird wohl nicht leicht ein Deutscher ohne tiefe Rührung an ihm vorübergehen. Schiller in seiner Geschichte des dreizigjährigen Kriegs, spricht die Furcht aus, daß Gustav Adolph, den er den einzigen ge-

rechten Eroberer nennt, bei einem längeren Leben der Thränen der Nachwelt wohl nicht so würdig geblieben wäre, wie jetzt. Es ist immer bedenklich, bei der Geschichtschreibung vom Thatsächlichen abzugehen und über die Zukunft eines zu früh abgerufenen handelnden Characters Betrachtungen anzustellen, denn das Leben macht sich selten oder nie, wie eine geometrische Progression. In Bezug auf Gustav Adolph namentlich zweifle ich, ob die Furcht, die sich bei ihm einen Abfall von sich selbst als möglich denkt, das Recht hat, laut zu werden. Wenn er auch dem menschlichen Schicksal, sich in seinem Glück hin und wieder zu berauschen, nicht durchaus entgehen konnte, und nun im Rausch manchen Schritt that, der sich zweideutig auslegen ließ, so scheint mir doch in seiner ganzen Art und Weise, zu sein, in der Besonnenheit seines Wesens und in den nur auf das Höchste und Edelste gerichteten Neigungen seines Gemüths ein den stärksten Lockungen des Egoismus hinreichenden Widerstand leistendes Gegengewicht zu liegen. Er konnte ganz wohl eine Zeit lang den Gedanken hegen, Deutschland zu zerstückeln und die Kaiserkrone mit nach Schweden hinüber zu nehmen, aber er hätte ihn nicht ausgeführt.

Gustav Adolphs Tod hatte die wichtigsten Folgen. Alle Katholiken stellten Freudenfeste an, jeder Protestant hatte ein Gefühl, als ob er seinen nächsten und theuersten Verwandten verloren hätte. Kaiser Ferdinand vergoß Thränen; es waren Freudenthränen, aber er gab sie für Thränen christlichen Mitleids aus. Wallenstein rieth ihm aufrichtig zur Aussöhnung mit den Reichsständen, er wollte davon jedoch nicht hören, sondern betrieb auf's Angelegentlichste neue Rüstungen und suchte die protestantischen Fürsten von ihrer Verbindung mit den Schweden abzubringen. Unter den Protestanten entstand Verwirrung und Zwietracht, die Glieder waren ohne Haupt und wollten selbständig für sich agiren. Gustav Adolphs minderjährige Tochter Christine bestieg den schwedischen Thron, der Reichsrath, der

während ihrer Minderjährigkeit die Regierung führte, entschloß sich trotz der großen Erschöpfung des armen Reichs, den Krieg in Deutschland fortzusetzen. Der Kanzler Oxenstiern, ein Mann, der den König wahrhaft liebte, der aber seinen Schmerz männlich bekämpfte und seine Achtung vor dem Verstorbenen nicht durch ohnmächtige Klagen, sondern durch die Ausführung seiner ihm auf's Genaueste bekannten Pläne an den Tag zu legen beschloß, leitete sogleich die nöthigen Maaßregeln ein, indem er die protestantischen Stände, die er nach Heilbronn zusammen berief, zu einer innigen Allianz mit der Krone Schweden zu bereden suchte. Viele dieser Stände erschienen, aber sie zeigten sich schwierig und bedenklich; der Kurfürst Johann Georg von Sachsen war am widerspenstigsten. Dennoch ward zu Heilbronn Manches ausgemacht, was dem Kanzler am Herzen lag, vor Allem erwünscht war es ihm, daß die Protestanten ihm aus eigener Bewegung die Direction des Krieges übertrugen. Um sie sich auch seinerseits zu verbinden, und um Frankreich, England und Holland, die den Tag zu Heilbronn insgesammt beschickt hatten, zu Willen zu sein, setzte er die Kinder des gleich nach Gustav Adolph gestorbenen Pfalzgrafen wieder in den Besitz ihrer Länder ein. Ja, nach dem klugen Vorgang des Königs, und um zu verhüten, daß die hauptsächlichsten Triebfedern der mit Schweden verbündeten protestantischen Fürsten nicht erlahmten, ertheilte er den Einzelnen unter dem famösen Namen: schwedischer Lehen, Stifter, Bisthümer, Grafschaften pp., die dem Feind entweder schon abgenommen waren, oder doch abgenommen werden sollten. Hatte er sich im Beginn der Heilbronner Verhandlungen nicht genug über die ihm unbekannte deutsche Langsamkeit und pedantische Schreibseligkeit in öffentlichen Geschäften verwundern können, so mußte er seine Verachtung kaum zu verbergen, als er sah, daß die Stützen des Reichs, die Fürsten, die über die Verfassung desselben zu wachen hatten, sich von einem schwedischen Edelmann Theile des Reichs

zu Lehen geben ließen. Nachdem nun auf diese Weise den vereinzelten Kräften wieder ein Centrum gegeben war, konnten die kriegerischen Unternehmungen, die bis dahin stockten, wieder fortgesetzt werden. Bald nach der Schlacht bei Lützen vereinigten sich die sächsischen und lüneburgischen Truppen mit der schwedischen Haupt-Armee, um in Sachsen zu agiren. Der Herzog von Friedland mußte sich jetzt aus Sachsen wieder herausziehen. Noch in der Nacht nach der Schlacht war er in Leipzig eingedrungen, aber auch schon am Abend des folgenden Tages hatte er die gedrangsalte Stadt wieder verlassen. Chemnitz, Freiberg, Zwickau, von den Kaiserlichen besetzt, fielen rasch nach einander, trotz der zum Teil mannhaften Vertheidigung wieder in sächsisch-schwedische Hände. Hierauf trennten sich die vereinigten Armeen; die Sachsen wendeten sich nach der Lausitz und nach Schlesien, um in Gemeinschaft mit Thurn gegen die Oberöstreicher zu ziehen, Herzog Bernhard rückte nach Franken, Georg von Braunschweig nach Westphalen und Niedersachsen. Der General Horn hatte sich mittlerweile im Elsaß ausgebreitet. Benfeld, Schlettstadt pp. mußten sich ergeben. Der Commandant in Colmar wollte sich vertheidigen, da erhob sich die Bürgerschaft, bemächtigte sich des Obersten und seiner Soldaten, und übergab den Schweden die Stadt. Fast die ganze kaiserliche Reiterei in Elsaß wurde aufgerieben. Die Stadt Hagenau ergab sich dem Oberstlieutenant von Croneck. Horn war auf dem Wege zur völligen Besitznahme, da ward er unglücklicherweise in eine andere Gegend gerufen. Gustav Adolphs Eroberungen am Lech und an der Donau wurden von dem General Banner und dem Pfalzgrafen von Birkenfeldt vertheidigt. Aber die Baiern, die von dem kriegserfahrenen und tapfern Altringer, einem der vorzüglichsten kaiserlichen Generale, unterstützt wurden, waren ihnen zu mächtig; wenn sie nicht Alles aufgeben wollten, mußten sie Horn im Elsaß um Hülfe ansprechen. Horn kam, indem er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Vertheidigung seiner im Elsaß

gemachten Eroberungen anvertraute, doch auch jetzt noch war das bis auf 16,000 Mann verstärkte Bannersche Heer zu schwach gegen den Feind, und konnte nicht verhüten, daß dieser sich an der Gränze von Schwaben festsetzte. Der Elsaß ward daher noch mehr entblößt, weil es sehr darauf ankam, die Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, auch der Rheingraf Otto Ludwig ward herbeigerufen; zuletzt ward sogar noch der Herzog Bernhard von Weimar zum Beistand aufgefordert, da es hieß, daß die Baiern aus Böhmen Unterstützung erhalten würden. Bernhard war in Franken thätig gewesen, er hatte sich des Hochstiftes Bamberg bemächtigt und auch die Stadt Cronach eingenommen. Nun näherte er sich über Nürnberg der Donau, schlug unterwegs 40 Cornetten baierischer Reiter, mit welchen Johann de Werth ihm entgegen zog und vereinigte sich bei Donauwerth mit Horn. Jetzt gewann der Krieg in dieser Gegend eine ganz andere Gestalt. Zunächst ward Eichstedt eingenommen, nur das Schloß leistete 10 Tage Widerstand. Von Eichstedt rückte Bernhard nach Regensburg; ein Verräther hätte ihm sogar Ingolstadt in die Hände geliefert, wenn er mit seinen Truppen nicht etwas zu spät angelangt wäre. Ganz Baiern ist in der größten Gefahr, der Krieg droht, eine entscheidende Wendung zu nehmen, da lähmt auf einmal eine Empörung der Offiziere den Siegeslauf der Armee.

Der Soldat hatte seine Wichtigkeit schon unter Gustav Adolph erkannt, er hatte es nicht übersehen, daß dieser König nur auf seine Kosten so groß geworden war. Aber die Größe des Helden hat Etwas, das auch dem Gemeinsten imponirt, das, wenn es nicht in der rohen Seele Bewunderung und freudige Unterwürfigkeit erweckt, ihr doch Furcht und Zittern einflößt. Bei Lebzeiten des Königs war darum der unbedingteste Gehorsam bei Vornehmen und Geringen unverrückt geblieben und man hatte sich, wenn man sich den ärgsten Mühseligkeiten unterzog, mit der Hoffnung auf Beute oder auf künftige Beförderung

begnügt. Anders war es jetzt, da nicht mehr die geheiligte Majestät eines Königs, nicht mehr das gefeierte Genie eines angebeteten Feldherrn an der Spitze stand, sondern da ein bloßer Kanzler, dessen große Eigenschaften nicht so besonders in's Auge fielen, die Operationen lenkte. „Endlich wollen wir Abrechnung halten, wir wollen wissen, wie viel wir zu fordern haben, wie hoch man uns're Dienste anschlägt!" So lief es von Mund zu Mund, und Jeder erinnerte sich dabei, daß er das Schwert, das er an der Seite trug, nur nicht länger zu ziehen brauche, um sich Gehör zu verschaffen. In unserer Zeit, wo eine Armee nur noch ein Rechen=Exempel ist, würde das freilich nicht mehr gehen, aber damals war es anders, damals zog der Soldat noch nicht den Menschen, den selbstständig=freien, aus, wenn er die Montur anzog. Zwei unruhige Köpfe, Mitschafel und der sogenannte kleine Pfuhl, geben das Beispiel, das in wenigen Tagen eine fast allgemeine Nachfolge findet. Die Offiziere fordern nicht allein den seit Jahr und Tag in Rückstand gebliebenen Sold, sie fordern auch eine Belohnung in der Anweisung von liegenden Gründen; man solle jedem Regiment gewisse Städte, woraus es seinen Sold zu beziehen habe, überweisen, und dies Alles solle in der Zeit von 4 Wochen in's Werk gerichtet werden; es würden so viele Brandschatzungen erhoben, die ungeheuersten Summen würden herbeigetrieben, die Taschen der Soldaten sollten nicht länger leer bleiben. Man giebt sich Wort und Handschlag, keinem Commando mehr zu gehorchen, bevor man befriedigt sei; man schreibt Briefe an die übrigen Armeen, die glücklicherweise in die verkehrten Hände gerathen. Herzog Bernhard sucht durch gütliche Vorstellungen die Unzufriedenen umzustimmen, der General Horn fährt sie hart an und droht, beides ist ohne Erfolg, der Kanzler geräth in die alleräußerste Bedrängniß, das Höchste steht auf dem Spiel, und wenn die Hülfe nicht schnell eintritt, so ist das Verderben nicht mehr abzuwenden. Herzog

Bernhard ist der Einzige, von dem man die Beschwörung des Sturms erwarten kann, denn er hat die Liebe der Armee für ihren König geerbt. Er traut es auch sich zu, das Ungewitter abzulenken, aber er zeigt bei dieser Gelegenheit, daß er so wenig, wie ein Anderer, ohne Egoismus ist. Er verlangt das ihm bereits von Gustav Adolph versprochene Herzogthum Franken, er fordert das Obercommando und den Titel eines Generalissimus, er besteht auf die Freiheit, die Soldaten nach Gutdünken belohnen zu dürfen. Oxenstiern, durch diesen Mißbrauch, den der Herzog von seiner Wichtigkeit zu machen wagt, empört, kündigt ihm in der ersten Entrüstung seine Dienste auf, er besinnt sich aber bald anders und beschließt, den unentbehrlichen Feldherrn um jeden Preis an die schwedische Krone zu fesseln. Er willigt also ein, ihm die Hochstifter Bamberg und Würzburg unter dem Namen eines Herzogthums Franken zu übergeben, und verspricht, ihn bei dem Besitz dieser Länder kräftigst zu schützen; dagegen schlägt er ihm unter einem einleuchtenden Vorwand den Titel eines Generalissimus ab, und Bernhard, der vielleicht das Uebertriebene nur darum gefordert hatte, um das Billige zu erhalten, ist zufrieden, bezeigt sich auch alsbald für so bedeutende Zusicherungen dankbar, indem er den Aufruhr der Armee durch seine Thätigkeit und sein Ansehen stillt. Viel Geld wird unter die Offiziere vertheilt, noch mehr Ländereien, die man noch nicht hat, die man jedoch erobern will, werden ihnen überwiesen, und die Kriegsmaschine kommt wieder in den Gang. Aber die Gelegenheit, durch einen Hauptschlag die Entscheidung herbeizuführen, war vorüber und die vereinigte Macht mußte zersplittert werden, um dem Feind an den verschiedenen Orten, wo er sich zeigte, Widerstand zu leisten.

Horn machte einen Einfall in die obere Pfalz und eroberte Neumark, dann richtete er seinen Marsch nach der schwäbischen Gränze, um das bedrohte Würtemberg gegen die Kaiserlichen zu schützen. Die Feinde zogen sich bei seiner Annäherung über

Ueberlingen und Lindau zurück, Horn verfolgte sie vergeblich, aber er lernte auf diesem Wege eine bisher noch nie besuchte Gegend kennen, und er beschloß, sich auch hier fest zu setzen. Eine Besitzung am Bodensee war äußerst gelegen, um eine Verbindung mit den Eidgenossen zu Stande zu bringen, und zu einer solchen Besitzung schien sich die Stadt Costnitz am vorzüglichsten zu eignen. Mit höchster Geschwindigkeit rückte er durch das Thorgau auf die Stadt zu, die Costnitzer erfuhren nicht eher etwas von seinem Zuge, als bis sie ihn vor ihren Mauern sahen. Doch, Horn hatte sein Geschütz, das ihm bei der Belagerung unentbehrlich war, zu Ulm zurückgelassen, und die Kanonen, die ihm der Herzog von Würtenberg zusandte, kamen zu spät und waren zu schlecht. Ein Sturm verfehlte daher seinen Zweck, und obgleich er die Wälle der Stadt stark zertrümmerte, konnte er sie doch nicht vor Ankunft des von bairischer Seite herbeieilenden Entsatzes zur Uebergabe bringen. Er mußte daher von diesem Unternehmen, welches, glücklich ausgeführt, die wichtigsten Folgen gehabt haben würde, abstehen und sich durch das Thorgau wieder nach Deutschland zurückziehen.

Inzwischen hatte der Kaiser in Mailand eine italiänische Armee auf die Beine gebracht, welche, unabhängig von Wallensteins Befehlen, am Rhein agiren und das Elsaß vertheidigen sollte. Diese Armee erschien jetzt, commandirt von dem spanischen Herzog von Feria, in Baiern, und der General Altringer, der kurz zuvor Biberach erobert hatte, vereinigte sich mit ihr. Horn hörte nicht so bald von ihrem Erscheinen, als er sich auch gegen sie auf den Weg machte und, sich mit den Truppen des Pfalzgrafen von Birkenfeldt verstärkend, ihr mit 30,000 Mann die Stirn bot. Aber, weit entfernt, die Schlacht anzunehmen, zogen sich die Kaiserlichen nach dem Elsaß zurück und setzten dort den Fortschritten des Rheingrafen Otto Ludwig ein Ziel. Horn und Birkenfeldt rückten nach und verjagten den Herzog von Feria wieder aus jenen Gegenden. Die rauhe Herbstzeit richtete die

meisten der Italiäner zu Grunde und der Verdruß über so viele Unfälle tödtete ihren Anführer. Herzog Bernhard führte während dieser Zeit einen andern Streich von großer Bedeutung aus. Er setzte über die Donau und schloß ganz unvermutheter Weise die Stadt Regensburg, ohne deren Besitz alle bairischen Eroberungen immer sehr unsicher waren, und nicht mit Nachdruck behauptet werden konnten, mit Ernst und Kraft ein. Die Stadt war von den Baiern besetzt und hätte sich wohl halten können, allein die Bürgerschaft duldete nur mit Widerstreben die bairischen Soldaten in ihren Mauern und war mehr als geneigt, mit den Schweden gemeinsame Sache zu machen. Maximilian erschrak, als er von der Gefahr hörte, die Regensburg bedrohte, er erließ die flehentlichsten Schreiben an den Kaiser und dieser die dringlichsten Aufforderungen an den Herzog von Friedland. Der Herzog erklärte sich auch zur Hülfe bereit und ließ dem Kurfürsten durch Gallas die nahe Ankunft einer hinlänglichen Truppenzahl ansagen, zugleich jedoch verbot er diesem General bei Lebensstrafe, sich zu rühren. Der Commandant von Regensburg, einen baldigen Ersatz hoffend, hatte die klügsten und nachhaltigsten Maaßregeln zur Vertheidigung der Stadt ergriffen, er mußte aber, da seine Hoffnung sich nicht erfüllte, den Umständen nachgeben und dem Herzog Bernhard Regensburg überlassen. Jetzt wuchs Bernhard der Muth, er beschloß, den Krieg nicht allein in Baiern weiter hinein zu spielen, um den protestantischen Ländern dadurch eine Erleichterung zu verschaffen, sondern auch in Oestreich selbst vorzudringen, kurz, das Alles zu thun, was Gustav Adolph in dieser Beziehung unausgeführt gelassen hatte. Er eroberte, mit Sturmeseile vorwärts schreitend, im Fluge Straubingen, er überschritt, dem grimmig hereinbrechenden Winter Trotz bietend, die Isar, er machte Passau und Linz erzittern, er dachte an den Uebergang über den Inn. Der Kaiser fürchtete für Wien und ließ Wallenstein einen Befehl über den andern zugehen, dem bedrängten Baiern beizuspringen;

Wallenstein durfte nicht länger säumen. Da überzeugte sich Bernhard, daß über den Versuch, neue Eroberungen zu machen, leicht die alten verloren gehen könnten, und entschloß sich zur Umkehr. Er zog dem Herzog von Friedland, der sich langsam mit seiner ganzen Macht näherte, entgegen und bot ihm eine Schlacht an, aber der Herzog, der nur gekommen war, um sich zu zeigen, nicht um Etwas auszurichten, zog sich rasch wieder nach Böhmen zurück. Bernhard endigte also für dies Jahr den Feldzug und bezog mit seinen Truppen die Winterquartiere. Der Krieg war aber nicht bloß am Rhein, im Elsaß und in Baiern und Franken geführt worden, auch in Westphalen und Niedersachsen hatte man sich wacker herumgeschlagen. Es ist bei dem mir vergönnten, beschränkten Raum unmöglich, weiter in's Einzelne zu gehen und jede Abtheilung der vielen Heere in ihren Actionen zu verfolgen. An allen Enden Deutschlands waren die Schweden siegreich, Gustav Adolph selbst, wenn er noch am Leben gewesen wäre, hätte keine glänzendere Triumphe feiern können.

Gewiß ist es meinen Leser schon aufgefallen, daß seit dem Treffen bei Lützen sich fast jeder, auch der unbedeutenste Heerführer, während des Feldzugs hervorthat, nur nicht der größte von allen, der von dem Kaiser mit so schweren Opfern wieder für seinen Dienst gewonnene Wallenstein. Wallenstein hatte bei Lützen eine wichtige Schlacht verloren; welche Aufforderung lag hierin für einen Feldherrn, wie er, zehn andere zu schlagen, um den Gedanken an einen solchen Verlust durch einen zehnfach verdoppelten Gewinn zu vertilgen! Statt dessen lag er still in Böhmen, als ob er gar nicht in der Welt wäre; nicht das Unglück seiner Freunde und Bundesverwandten, nicht das Glück und der Jubel seiner Feinde konnte ihn aus seiner unbegreiflichen Ruhe stören. Des Winters preßte er den kaiserlichen Ländern, in denen er Quartier nahm, durch unerhörte Contributionen das letzte Mark aus, des Sommers führte er

seine Armee, statt sie zu gebrauchen, wie er konnte und sollte, spatzieren. Unter allen östreichischen Provinzen war Schlesien am ärgsten gefährdet. Eine sächsische, eine schwedische und eine brandenburgische Armee waren zugleich in dies Land eingefallen; sie hatten die wichtigsten Plätze eingenommen und selbst Breslau zur Ergreifung ihrer Parthei zu bewegen gewußt. Aber gerade die Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiser diese Provinz, die sonst bei entschiedenem einträchtigen Handeln auf jeden Fall verloren gewesen wäre. Die Generale, besonders Arnheim und Thurn, zankten sich, die Soldaten haderten mit einander, die Sachsen und Brandenburger suchten die Schweden, in denen sie nur überlästige Fremdlinge sahen, zu verdrängen, und die Schweden hinwiederum betrachteten die Deutschen mit mißtrauischen und scheelsüchtigen Augen. An kräftige Operationen war unter solchen Umständen nicht zu denken, die Schweden, die es ansehen mußten, daß die Sachsen mit den Kaiserlichen auf einem fast freundschaftlichen Fuß lebten, sie tractirten und von ihnen tractirt wurden, kamen sich verkauft und verrathen vor und der General Arnheim war noch dazu meistens abwesend. Endlich marschirte Wallenstein auf Schlesien, er erschien an der Spitze von 40,000 Mann, die Vereinigten waren nur 24,000 Mann stark. Sie erwarteten eine Schlacht, und zogen dem Herzog, trotz ihrer kleinen Zahl entgegen, doch er ließ sie neun Tage lang ruhig im Felde stehen, dann ließ er durch den Grafen Terzki den General von Arnheim zu einer Conferenz zu sich einladen. In dieser Conferenz lüftete er endlich den Schleier von seinen im Verborgenen genährten Absichten und Plänen. „Er sei“ — sagte er — „gekommen, um Alles beizulegen, er wolle mit Schweden und den Reichsständen einen ewigen Frieden schließen und Jedem Genugthuung verschaffen. Alles dieses stehe in seiner Gewalt, und wenn Ferdinand Anstand nehmen wolle, so werde er sich mit den Protestanten verbinden und ihn zum Teufel jagen.“

Gegen den Grafen Thurn, den er später ebenfalls zu sich beschied, sprach er sich noch bestimmter aus. „Er wolle den Kaiser schon zum Frieden zwingen. Alle böhmischen Vertriebenen sollten zurückberufen, alle Privilegien bestätigt, alle Güter, die ihm selbst zugefallenen nicht ausgeschlossen, wieder herausgegeben werden. Die Jesuiten wolle er verjagen, die Krone Schweden durch terminliche Zahlungen befriedigen und alles überflüssige Kriegsvolk gegen den Türken schicken. Wenn er" — setzte er hinzu — „König von Böhmen würde, so solle Jeder sich seiner Großmuth zu erfreuen haben, er werde die vollkommenste Religionsfreiheit gewähren und sich mit der Markgrafschaft Mähren für das Herzogthum Mecklenburg entschädigen lassen."

Arnheim und Thurn mogten staunen, als sie so plötzlich zu Mitwissern eines bis dahin auf's Sorgfältigste bewahrten Geheimnisses gemacht wurden. Wallenstein theilte ihnen auch nur deshalb seinen Plan mit, weil er, wenn er überhaupt ausgeführt werden sollte, nicht länger verschwiegen werden durfte. Die Mailändische Armee, die mit Umgehung des zwischen ihm und dem Kaiser bestehenden Vertrags errichtet und in Deutschland gebraucht worden war, hatte ihm über den bereits in Ferdinand aufgestiegenen Argwohn die Augen geöffnet. Er sah, daß man ihn allgemach entbehrlich machen wollte, er durfte nicht zweifeln, daß man ihm das ihm aufgedrungene Commando in dem Augenblick, wo man es konnte, wieder nehmen würde. Eine Krone war sein Ziel, und nach dieser Krone mußte er schnell greifen, oder für ewig auf sie verzichten. Der französischen Unterstützung hatte er sich bereits versichert, nun mußten die Sachsen und Schweden in's Vertrauen gezogen werden. Arnheim erschrak, Thurn freute sich. Aber Beide konnten sich nicht ermächtigt fühlen, in einer so unerhörten Angelegenheit etwas abzuschließen; vorläufig kam daher bloß ein vierzehntägiger Waffenstillstand zu Stande. Arnheim erstattete dem

Kurfürsten von Sachsen Bericht, Thurn überbrachte Oxenstiern die unerwartete Neuigkeit. Der Letztere hielt sie für so gefährlich, daß er Anfangs nicht einmal davon zu reden gestatten, viel weniger aber in die von Wallenstein verlangte Uebergabe der alliirten Armeen willigen wollte. Es schien ihm durchaus unmöglich, daß Wallenstein sein ganzes Heer zum Abfall und Treubruch bewegen, es schien ihm sogar unmöglich, daß er auch nur einen so ausschweifenden Gedanken fassen könne. Er erklärte deshalb Alles für eitel Maske und Betrug und wußte zuletzt auch Arnheim, der mit vollem Vertrauen in Wallensteins Redlichkeit gekommen war, bedenklich zu machen. Auch hatte Oxenstiern Grund genug, zu zweifeln, denn Wallenstein meinte es mit den Schweden keineswegs ehrlich, er wünschte vielmehr sehnlichst, sie mit dem Kaiser zugleich zu verderben und einen besondern Frieden mit den Sachsen zu schließen. Allein dadurch, daß er diesen doppelten Plan verfolgte, gerieth er in so viele Widersprüche, daß ihm am Ende Niemand mehr vertraute und daß man nur noch einen Ränkeschmied in ihm sah. Es blieb ihm nun Nichts mehr übrig, als seine Macht zu zeigen. Schon vor dem letzten Waffenstillstand war der General Holk in's Meißnische eingefallen und hatte es auf's Grausamste verwüstet. Der Kurfürst hatte sein Kriegsvolk in Schlesien stehen, er konnte also Nichts thun, als der unmenschlichen Behandlung seines Landes aus den Festungen zusehen. Der Waffenstillstand setzte Holks Verwüstungen ein Ziel, bald darauf forderte der Tod ihn ab. Nachdem der Waffenstillstand abgelaufen war, stellte Wallenstein sich, als ob er in's Sächsische einfallen wollte und sprengte aus, daß schon eine bedeutende Truppenabtheilung dahin aufgebrochen sei. Arnheim brach nun in höchster Eile auf, um Sachsen zu schützen, die Schweden, unter Thurn, die bei Steinau an der Oder standen und sehr zusammengeschmolzen waren, wurden hiedurch entblößt. Wallenstein ließ den sächsischen General sechszehn Meilen voraus in das Meißnische ziehen, dann

wandte er sich mit einer raschen Bewegung gegen die Oder und kam, da er täglich 8—9 Meilen zurücklegte, sehr schnell nach Steinau, wo die Schweden in größter Sicherheit lagen. Die Reiterei lag in den nächsten Oertern, das Fußvolk war eben im Begriff, sich zu verschanzen, im Ganzen hatte Thurn kaum drittehalbtausend Mann und Wallenstein zog mit 20,000 heran. Wallenstein stellte an Thurn die Frage, ob er sich auf Gnade oder Ungnade ergeben wolle; wo keine Wahl mehr bleibt, da ist selbst in einem solchen Fall die Antwort leicht. Die ganze schwedische Armee giebt sich gefangen, Fahnen, Kanonen, Bagage und Geschütz fallen in die Hände des Siegers, auch Thurn. Thurn hatte den ganzen verderblichen Krieg entzündet, endlich hatte man ihn, endlich konnte man sich an ihm rächen. Ganz Wien war ungeduldig, ihn hingerichtet, gerädert oder geviertheilt zu sehen, ganz Wien verfluchte den Herzog, als die Nachricht eintraf, daß er ihn freigegeben habe.

Rasch folgte nun die Einnahme von Liegnitz und Großglogau; selbst Frankfurt an der Oder konnte sich nicht halten. Wallenstein selbst fiel in die Lausitz ein, eroberte Görlitz mit Sturm und zwang Bautzen zur Uebergabe. Es war ihm jedoch noch immer weniger darum zu thun, den Kurfürsten Johann Georg zu vernichten, als ihm Furcht und Schrecken einzuflößen, er wollte ihn bloß zwingen, auf die ihm gemachten Vorschläge einzugehen; aber Johann Georg setzte zu großes Mißtrauen in ihn, um nicht lieber das Aeußerste abzuwarten. Vielleicht wäre Wallenstein diesmal durch die Gewalt der Waffen dennoch zum Ziel gekommen, wenn nicht das Hülfsgeschrei aus Baiern und Oestreich, das er nicht länger überhören durfte, wenn er seinen Abfall vom Kaiser nicht förmlich erklären wollte, ihn aus diesen Gegenden fortgerufen hätte. Er machte sich also nach so vielen Winkelzügen endlich in Wirklichkeit auf den Weg nach Baiern und hatte das angenehme Gefühl, daß dort nicht viel mehr zu retten war, nachdem die Schweden Eichstädt, Regens-

burg, Straubingen pp. erobert hatten. Langsam, langsam näherte er sich, als ob seine ganze Armee am Podagra litte; als er an der bairischen Gränze anlangte, berannte er das von den Schweden eingenommene Cham. Da lief ein Gerücht um, daß die Schweden einen Einfall in Böhmen beabsichtigten; begierig griff er dies Gerücht auf und brauchte es als Vorwand, um auf's Eilfertigste nach Böhmen zurückzukehren. Der Vertheidigung der kaiserlichen Erblande — schützte er vor — müsse in den Augen eines getreuen Generals alles Uebrige nachstehen; er war aber nur so diensteifrig, weil er Böhmen schon als sein eigenes Königreich betrachtete. Der Kaiser gab ihm den ernstlichen Befehl, an die Donau gegen den Herzog von Weimar zu ziehen; er antwortete dadurch, daß er seine Truppen Winterquartiere nehmen ließ. Nun aber war auch der Punct gekommen, wo der Kaiser sich über die eigentlichen Absichten seines ihm längst verdächtig gewordenen Feldherrn kaum noch mehr täuschen konnte, wo die eigenen Freunde Wallensteins, wenn sie nicht selbst den Argwohn herausfordern wollten, ihn nicht länger entschuldigen durften, und wo von oben herab Einhalt gethan werden mußte, wenn nicht das Aergste eintreten sollte. Der Cardinal Infant war mit einer Armee aus Italien unterwegs; der Herzog von Friedland ward gebieterisch angewiesen, ihm einige Regimenter zur Verstärkung entgegen zu senden. Einer seiner Unterfeldherrn in Oestreich erhielt vom Kaiser unmittelbaren Befehl, sich dem Kurfürsten von Baiern anzuschließen. Der Zweck, Wallenstein nach und nach zu entkräftigen, lag offen vor; er wurde aber von Niemanden schneller erkannt, als von Wallenstein selbst, und bewog diesen zur Beschleunigung seines dunkeln Unternehmens. Mehrere der vornehmsten Offiziere hatte er schon früher mit dem Geheimniß bekannt gemacht, jetzt mußte der Versuch mit allen angestellt werden. Zunächst zog er den Grafen Piccolomini, den er allen Uebrigen vorzog, weil er mit ihm unter der nämlichen Constellation geboren war, in's Ver-

trauen. Dieser war dem Kaiser treu ergeben und berichtete die ungeheure Entdeckung sofort an den Hof. Dann berief er sämmtliche Commandeurs nach Pilsen zusammen, scheinbar, um einen Kriegsrath zu halten, in der That aber, um sie zu versuchen und sich ihrer zu versichern. Der Feldmarschall Illo unterzog sich der schwierigen Aufgabe, ihre Gesinnungen zu erforschen. Er trug ihnen die neuesten Forderungen des Hofes vor und befragte sie, ob es jetzt im Winter möglich sei, die Quartiere zu verändern und den natürlichen Hindernissen der Jahreszeit zum Trotz Regensburg wieder zu erobern. Einstimmig erklärte die durch ein so unverständiges Anverlangen erzürnte Versammlung die Unmöglichkeit. Nun ging er auf die Verdienste der Armee und auf den Undank des Kaisers über, sprach von einer zweiten schimpflichen Entlassung, die dem Herzog auf Einflüsterung der Spanier und Jesuiten drohe, bemerkte, daß der Herzog einem so kränkenden Schicksal zuvorkommen und das Commando freiwillig niederlegen wolle, und daß er dabei weniger sich selbst, als seine getreuen Untergebenen bedaure, die jetzt schwerlich wieder zu ihren Vorschüssen gelangen, gewiß aber nicht die mit Schweiß und Blut verdienten Belohnungen erhalten würden. Die Generale empörten sich über eine so schreiende Ungerechtigkeit des Hofs und deputirten vier aus ihrer Mitte an Wallenstein, um ihn zu bitten, daß er das Heer nicht verlassen mögte. Wallenstein weigerte sich und ergab sich erst der zweiten Gesandtschaft; da er dieser das Versprechen gab, nicht ohne Wissen und Willen der Commandeurs aus dem Dienste zu treten, forderte er von den Commandeurs eine Gegenversicherung, treu und fest an ihm zu halten, ihn nimmer zu verlassen und den Bundbrüchigen als treulosen Verräther und gemeinschaftlichen Feind zu behandeln. Die ausdrücklich hinzugefügte Clausel: „So lange der Herzog die Armee zum Dienst des Kaisers gebrauchen würde," beruhigte die Gewissen und veranlaßte, daß jeder der Anwesenden das Begehren unschuldig und billig fand. Die

Schrift wurde unmittelbar vor einem Gastmahl, welches Illo gab, herum gereicht; zwischen die Verlesung und Unterzeichnung trat dann der gedeckte Tisch. Nach aufgehobener Tafel erschien die Schrift zum zweiten Mal, aber ohne jene Clausel; die Köpfe waren von Weindunst erfüllt, deßungeachtet entdeckten die Meisten bald die Verwechselung der Exemplare. Es entstand Lärm, aber Illo und Terzki, der Eine durch Zureden, der Zweite durch Heftigkeit und den gezogenen Degen, wußten ihn beizulegen. Die Unterschriften wurden gegeben, zum Theil jedoch so unleserlich, daß man Absicht darin sehen mußte. Wallenstein, hiedurch verletzt, auch wohl wirklich wankend und unschlüssig gemacht, ließ die Commandeurs am nächsten Morgen zu sich kommen, hielt ihnen ihre Widersetzlichkeit vor und sprach seinen Entschluß aus, nun doch vom Commando abzutreten. Darauf baten Alle insgesammt um Entschuldigung und erboten sich zu einer abermaligen Unterzeichnung. Jetzt wandte sich Wallenstein drohend und befehlend an die zum Theil zufällig, zum Theil aus böser Ahnung ausgebliebenen Generale, deren Beistimmung ihm noch fehlte. Altringen entschuldigte sich mit Krankheit, Gallas kam, aber nur, um als Augenzeuge den Herzog zu überwachen und den Kaiser von jedem seiner Schritte in Kenntniß zu setzen. Welche Bestürzung erregten seine und Piccolominis Berichte in Wien! In schaudervoller Gewißheit stand es auf einmal da, was man sich unter den Augen der Majestät doch nur als eine entfernte Möglichkeit gedacht hatte! Die Gefahr war groß und die Armee, durch die man ihr hätte begegnen können, stand unter der uneingeschränkten Herrschaft des Verräthers. Schnell, wie es noth that, ward ein Entschluß gefaßt. Man erließ geheime Befehle an diejenigen Generale, auf deren Treue man bauen konnte, den Herzog von Friedland, so wie Illo und Terzki, zu verhaften und in sichern Gewahrsam zu bringen, und sie, wenn es nicht zu umgehen sein sollte, zu tödten. Nicht ohne Lächeln sieht man, daß der Kaiser auf dem noch vor-

handenen eigenhändigen Blatt das Wort ermorden, dessen er sich zuerst in Bezug auf Wallenstein bedient hatte, bei'm Ueberlesen in: entleibden umgeändert hat. Gallas erhielt ein Patent, worin er zum interimistischen Generalissimus ernannt und worin die Truppen ihres Eides gegen den großen Treubrüchigen entbunden wurden. Eine geschickterweise gleich dabei verkündigte Amnestie sollte den Schuldigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht erleichtern. Mit solchen Maaßregeln hätte man sich jedes andern Verbrechers leicht bemeistern können; wie aber wollte man einem Wallenstein in der Mitte seiner Soldaten beikommen, was wollte man ausrichten gegen einen Feldherrn, der die ausgedehnteste Vollmacht besaß, der den Kopf, der ihm mißfiel oder ihm verdächtig war, augenblicklich abschlagen lassen konnte? Selten hat wohl ein Generalissimus so wenig Freude über seine Erhöhung empfunden, als Gallas, es war nicht viel besser, als eine Erhöhung zum Kreuz. Gallas wünschte daher Nichts lebhafter, als sich aus Wallensteins Nähe zu entfernen; er erbot sich, zu Altringer zu gehen, um diesen in's Lager zu bringen, und Wallenstein, in seiner stolzen Sicherheit, ließ ihn ziehen. Später erbot sich Piccolomini, dem unter des Herzogs Augen ebenfalls nicht wohl sein konnte, den ausbleibenden Gallas zurückzuholen, und auch ihm gab er die Erlaubniß zur Abreise, ja, er lieh ihm sogar seinen eigenen Wagen. So sicher fühlte er sich, für so unwandelbar und fest gegründet hielt er seine Macht, so über Argwohn und Mißtrauen erhaben war der Character dieses wunderbaren Mannes selbst damals, als er mit dem schwärzesten Verrath umging.

Gallas war, sobald er seine Hände frei fühlte, nicht unthätig. Er machte von seinem Patent schleunigen Gebrauch, ließ die Städte Budweis und Tabor in Böhmen auf's Neue für den Kaiser besetzen und nahm zu Linz und Passau alle Obersten und Commandanten wieder für den kaiserlichen Dienst in Pflicht. Dieß konnte Wallenstein nicht verborgen bleiben, nun konnte er

sich nicht länger täuschen. Doch er vertraut seinen Sternen und geht weiter, statt umzukehren. Er erläßt einen Befehl, daß man künftig keiner Ordre mehr gehorchen solle, wenn sie nicht direct von ihm, oder von Illo und Terzki komme; er rüstet sich, um eilig nach Prag aufzubrechen. Auf einmal erfährt er die Abtrünnigkeit der Generale, die Desertion der Truppen, den Anmarsch Piccolominis mit einer starken Macht. Aber dies Alles kann ihn nicht entmuthigen, das Unglück, das kleine Geister zu Boden wirft, stählt und kräftigt die großen. Jetzt können die Sachsen und die Schweden nicht mehr an seiner Redlichkeit zweifeln, die Brücke, die zum Kaiser führt, ist abgebrochen, seine Selbsterhaltung hängt von seinem Beharren ab. Augenblicklich lassen Oxenstiern und Arnheim Regimenter marschiren, die ihm übergeben werden sollen. Wallenstein verläßt Pilsen mit den Wenigen, die ihm treu geblieben sind, und eilt nach Eger, wo er sich mit dem Herzog Bernhard zu vereinigen gedenkt; noch auf dem Wege nach Eger beschäftigt er sich mit dem Entwurf, Ferdinand zu entthronen, und als er in Eger von dem kaiserlichen Urtheilsspruch hört, der ihn vogelfrei macht, blickt er nur um so zuversichtlicher zu den Sternen auf, betreibt er um so frischer die Unterhandlungen mit dem Freund gewordenen Feind. Doch in Eger findet der Kaiser einen Mann, der sich unaufgefordert zum Henkeramt drängt, er findet diesen Mann in dem Irländer Leßlie, dessen ganzes Glück Wallenstein gegründet hat und der, um den Undank zu bestrafen, selbst der undankbarste Mensch werden muß. Leßlie verbindet sich mit dem Commandanten der Stadt zur Gefangennehmung des Herzogs; da er aber gleich darauf Wallensteins letztes Geheimniß aus seinem eigenen Munde erfährt, da er vernimmt, daß der Herzog Bernhard täglich und stündlich vor Eger erscheinen kann, so entschließt er sich zum Letzten und Aeußersten, zur Ermordung seines arglos vertrauenden Feldherrn und leitet mit dem Commandanten die nöthigen Schritte ein. Bei einem Gastmahl will er die That vollbringen,

aber Wallenstein erscheint nicht gern, wo gegessen und getrunken wird. Illo, Terzki, Kinski und Neumann, die von dem Commandanten auf's Schloß gebeten sind, werden mitten in der Fröhlichkeit des Gelags überfallen und niedergestochen, dann schleicht sich der Meuchelmord, nachdem er sich zuvor wohl gepanzert und sich vor aller Gefahr gesichert hat, zu dem Herzog auf die Burg von Eger. Noch eben hat Wallenstein mit seinem Astrologen operirt, und diesem, der ihm von Gefahr sprechen will, mit den Worten: sie ist vorüber! Schweigen aufgelegt, dann hat er sich zur Ruhe begeben. Der Hauptmann Deveroux, der von Leßlie den blutigen Auftrag erhalten hat, erscheint mit sechs Hellebardieren vor seiner Wohnung und erhält unweigerlichen Einlaß. Wallenstein, durch den Knall einer Flinte aus dem Schlaf aufgestört, ist an's Fenster gesprungen, um die Wache zu rufen, da sprengt Deveroux die Thür seines Schlafgemachs mit einem Fußtritt und tritt mit seinen Gehülfen hinein. „Bist du der Schelm" — ruft er dem Herzog zu — „der die Armee zum Feind hinüber führen und dem Kaiser die Krone vom Haupt reißen will? Jetzt mußt du sterben!" Er hält inne, Wallenstein antwortet nicht, er breitet die Arme weit aus einander. Da empfängt er in der Brust den Todesstoß und stürzt lautlos in seinem strömenden Blut zu Boden. Man kann die That des außerordentlichen Mannes verabscheuen und seinem endlichen Schicksal dennoch eine Thräne weihen. Es hat etwas Empörendes für das menschliche Gemüth, daß die richtende Macht zuweilen ihre Sentenzen auf so unwürdige Weise, durch so gemeine Hand vollstrecken läßt. Wallenstein war 50 Jahr alt, als seinem Leben das plötzliche Ziel gesteckt ward, er gehörte zu den Wenigen, denen nur der weiteste Kreis genügt, weil ihre Kräfte für den weitesten Kreis ausreichen. Man muß zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß seine Feinde und Widersacher, die Jesuiten, die er verachtete und die ihn haßten, weil sie sich von ihm durchschaut und übersehen wußten, seine Geschichte geschrieben

haben, und daß sein Verrath keineswegs völlig erwiesen ist. Kaiser Ferdinand, dem Deveroux, noch rauchend von dem vergossenen Blut, die Nachricht des Geschehenen in größter Eilfertigkeit überbrachte, belohnte den Mörder mit goldenen Ketten und mit dem Kammerherrnschlüssel; deßungeachtet hatte er für den Gefallenen, wie einst für Gustav Adolph, eine zweideutige Thräne und ließ ihm Seelmessen lesen.

Mit Wallensteins Tod trat ein Wendepunct des Kriegsglücks ein, es wandte sich dem Kaiser wieder Alles mehr zu. Ferdinand, der König von Ungarn, ward zum Generalissimus ernannt; aber er führte die Armee nur, wie eine Fahne das Regiment, dem sie angehört, der Prinz gab seinen Namen her und schmückte sich mit dem Lorbeer, Gallas hatte die Last und die Verantwortlichkeit des Commandos. Die kaiserliche Macht ward bald recht ansehnlich, der Herzog von Lothringen verstärkte sie mit einem beträchtlichen Corps, und der Cardinal-Infant rückte mit 10,000 Mann aus Italien herbei. Man hatte es Wallenstein am meisten übel genommen, daß er nicht zur Belagerung der Stadt Regensburg geschritten war; wie konnte Gallas sich besser insinuiren, als wenn er diese schwierige Arbeit sogleich unternahm. Der Herzog Bernhard, der bei Eger fast in Gefangenschaft gerathen wäre, hielt sich überzeugt, daß die protestantische Parthei nur noch dadurch aufrecht zu erhalten sei, wenn der Krieg in die kaiserlichen Erbländer gespielt würde, und suchte Arnheim mit für seinen Plan zu gewinnen; er drang daher aus diesem Grunde, und um Gallas wieder von Regensburg weg zu locken, weit in Baiern vor, aber die Belagerung der halsstarrigen Stadt wird nachdrücklichst fortgesetzt, und sie muß sich zuletzt nach der tapfersten Gegenwehr ergeben. Donauwerth kann eben so wenig widerstehen und nun rücken die Kaiserlichen vor Nördlingen in Schwaben. Die Reichsstädte waren bisher die besten Stützen der Schweden gewesen, sie durften sich gegen ihr Schicksal nicht gleichgültig bezeigen, wenn sie dieselben nicht von sich ab-

wendig machen wollten. Die Einnahme Regensburgs und Donauwerths hatte nicht verhindert werden können und die Eroberung von Landshut, die den Schweden gelang, hatte den Verlust jener Städte nicht ausgeglichen; Nördlingen mußte um jeden Preis entsetzt werden. Horn und Bernhard setzten sich also gemeinschaftlich dahin in Bewegung und lagerten sich zu Bopfingen. Hier hielten sie einen Kriegsrath, in welchem sie sich veruneinigten. Horn fand für rathsam, dem überlegenen Feind nicht die Stirn zu bieten, sondern eine Stellung zu wählen, die ihm die Zufuhr abschnitte und Nördlingen deckte; er machte den Umstand, daß die italiänische Armee allernächstens nach den Niederlanden, wohin sie bestimmt sei, aufbrechen werde, geltend, auch setzte er die Schwierigkeiten des Weges, auf dem man sich den Kaiserlichen nähern müsse, mit Klugheit und Umsicht auseinander. Bernhard stimmte für eine Schlacht und hatte die Armee auf seiner Seite, Horn mußte, seiner gründlichen Bedenklichkeiten und seiner bösen Ahnungen ungeachtet, nachgeben, denn der Herzog stand in größerem Ansehen und war beliebter. Nun rückten die Schweden weiter vor, Herzog Bernhard warf unter den Augen der Feinde, die es nicht verhindern konnten, 250 Musketiere in die Stadt und ermahnte, indem er selbst an's Thor ritt, die Bürger zur Beständigkeit, versprach ihnen auch, da sie sich über Brotmangel beschwerten, in 6 Tagen gewisse Befreiung. Die Belagerten bekamen so viel Muth, daß sie die Kaiserlichen aus den Laufgräben vertrieben und alle angelegte Belagerungswerke zerstörten. Der Herzog erwartete mit Bestimmtheit eine Unterstützung, auch langte wirklich unter dem Oberst Kratz ein Haufen Kriegsvolk an, aber der Rheingraf und der Administrator von der Pfalz, auf die er gleichfalls gerechnet hatte, zögerten noch immer, und in Nördlingen stieg die Noth auf's Höchste. Die Schlacht ließ sich nicht länger verschieben, man näherte sich daher der Stadt. Der Arzberg, eine Anhöhe, deren Besitz von

der größten Wichtigkeit war, hätte von den Schweden, wenn sie den rechten Moment nicht verpaßt hätten, besetzt werden können; dann wäre ihnen der Weg nach Nördlingen geöffnet gewesen und das Treffen hätte von vorne herein eine für sie günstigere Gestalt angenommen. Aber, die Schweden hatten zu viel Glück gehabt, um nicht übermüthig und nachlässig geworden zu sein, sie ließen den Augenblick ungenutzt vorüber ziehen, und die Kaiserlichen, denen die Bedeutung dieses Postens nicht entging, bemächtigten sich des Arzberges. Ein zu spät kommender Versuch, ihn noch in der Nacht zu ersteigen, mißlang; mit Anbruch des Tages wiederholte man diesen Versuch, aber trotz der außerordentlichen Tapferkeit, die die Soldaten bewiesen, abermals ohne Erfolg. Der Kampf um den Arzberg kostete schon sehr viele Menschen und es entmuthigte die Truppen, daß sie ganze Glieder darnieder sinken sahen, ohne daß ein Ziel erreicht wurde. Die Kaiserlichen haben Mannschaft genug und können immer frische Soldaten nachschicken; die Schweden sind schon bedeutend zusammen geschmolzen, und dürfen so wenig auf Unterstützung, als auf eine Pause der Ruhe hoffen; jene haben dazu den Vortheil der Stellung für sich. Acht Stunden ist gekämpft worden, an den Sieg kann man nicht mehr denken, nur der Rückzug bleibt übrig, aber auch dieser ist gefahrvoll. Herzog Bernhard kommt mit Horn überein, daß man sich während des Tags zu halten suchen und sich erst am Abend, wo man mehr gegen die Verfolgung geschützt ist, zurückziehen will. Aber, dieß ist nicht möglich, Flucht und Verwirrung werden viel früher allgemein, als man gefürchtet hat. Eine Niederlage, wie die Schweden noch keine erlebt hatten, entstand, das gesammte Fußvolk wurde zerstreut, nur ein geringer Theil der Reiterei konnte sich retten. Das größte Unglück aber bestand darin, daß der General Horn in Gefangenschaft gerieth.

Der Ausfall der Schlacht bei Nördlingen hatte für die Schweden die traurigsten Folgen. Ihre Ueberlegenheit im Felde

war dahin und das Vertrauen ihrer Bundesgenossen wurde mehr, als wankend. Mancher dieser Bundesgenossen war seit dem Tode Gustav Adolphs ohnehin nur noch aus Furcht auf ihrer Seite geblieben, jetzt war die Gelegenheit da, wo die im Stillen lau und abtrünnig Gewordenen geradezu von ihnen abfallen konnten, ohne vor ihrer Züchtigung zittern zu dürfen. Der Bund der Protestanten war leider von jeher unklar über seine eigenen Vortheile und uneinig in seinen Gliedern; nun drohte er, sich völlig aufzulösen, man erinnerte sich nur noch mit Angst an Heilbronn. Die Katholischen stimmten ein Te deum über das andere an, und der Kaiser, wenn er vernünftige Maaßregeln ergriffen und etwas Mäßigung bewiesen hätte, würde jetzt leicht und schnell Friede und Ordnung im Reich wieder haben herstellen können. Einige der schwächeren Stände unterwarfen sich ihm freiwillig, aber die Härte, womit er sie behandelte, brachte die übrigen zur Verzweiflung. Man kann Ferdinand, der seinem Prinzip, um Alles oder Nichts zu spielen, getreu blieb, eine gewisse Achtung nicht versagen; aber sie vermindert sich sehr, wenn man der Herrschaft gedenkt, welche die Pfaffen über ihn ausübten.

Niemand befand sich in größerer Verlegenheit, wie der Kanzler Oxenstiern. Es wäre ihm zu verzeihen gewesen, wenn er, der ohne Geld und ohne Armee war, alle Pläne aufgebend, in sein Vaterland zurückgekehrt wäre. Die deutschen Stände versagten den Beistand, die schwedischen dagegen schickten eine ansehnliche Summe und ermunterten ihn, den Muth nicht sinken zu lassen. „Wäre dieß doch“ — schrieben sie ihm — „das erste große Unglück, befänden sich doch noch die vornehmsten Reichsstädte in seiner Gewalt, fehlte es doch nicht an Heerführern und auch nicht gänzlich an Kriegsvolk.“ Oxenstiern richtete nun all seine Gedanken darauf, wie er die in den verschiedenen Provinzen Deutschlands zerstreuten Truppen zusammenziehen, die wichtigsten Oerter befestigen und eine neue Armee bilden könnte. Dem Herzog

Bernhard ward, da Horn seiner Gefangenschaft wegen unberücksichtigt bleiben mußte, das Obercommando anvertraut; der hiedurch beleidigte Pfalzgraf Christian, der Keinen über sich dulden wollte, wie Bernhard Keinen neben sich, ging unwillig nach Worms. Die Soldaten, die sich bei Nördlingen gerettet und bei Frankfurt wieder gesammelt hatten, begehrten mit Ungestüm ihren rückständigen Sold und wollten vor ihrer Befriedigung nicht gegen den Feind ziehen. Schweden konnte nicht mehr Geld hergeben, der Herzog von Würtemberg, der bisher das Meiste beigesteuert hatte, befand sich in der Macht der Kaiserlichen, Augsburg, Nürnberg und Ulm wollten von neuen Abgaben Nichts hören. Auf der Frankfurter Messe, wo der Kanzler von den Kaufleuten eine Summe zu erpressen suchte, ward auch wenig ausgerichtet, und der Feind rückte unaufhaltsam vorwärts. Jetzt wandte er sich an auswärtige Mächte, an England, Holland und Venedig; auch von diesen abgewiesen, entschloß er sich zuletzt, das Bedenkliche seines Schrittes wohl erkennend, Frankreich um Hülfe anzusprechen. Die Noth hatte ihn zu dem Aeußersten getrieben, es verstand sich von selbst, daß er nun nicht viele Weitläuftigkeiten mehr machte und Richelieu die Reichsfestung Philippsburg, so wie die übrigen Plätze, die er verlangte, ohne Zeitverlust abtrat. Dem Kanzler in seiner bedrängten Lage konnte es nicht zum Schimpf gereichen, daß er, als ihm zu seiner Rettung nur noch ein einziges Mittel blieb, dies einzige Mittel ergriff, man muß es ihm sogar anrechnen, daß er so lange zögerte, als es irgend ging; was soll man aber dazu sagen, daß die oberdeutschen Protestanten, ihrer Verpflichtungen gegen das Reich ganz und gar vergessend, eine eigene Gesandtschaft an die französische Regierung abschickten und das Elsaß, die Festung Breisach und alle Plätze am Oberrhein, die eben so viele Schlüssel zu Deutschland waren, unter ihren Schutz stellten. Frankreich hatte längst auf das Elsaß grundlose Ansprüche gemacht, nun war die Gelegenheit gekommen, sich dieses fruchtbaren Landstriches zu be-

mächtigen; auch war es nicht müssig, den Moment zu ergreifen. Der Rheingraf, der sich im Ober-Elsaß tapfer gehalten und sich zum Herrn der Brücke bei Straßburg gemacht hatte, räumte den Franzosen Colmar, Schlettstedt und viele andere Orte ein, damit sie dem Feind nicht in die Hände fielen. Die kaiserlichen Waffen waren fast überall siegreich. Der König von Ungarn war in eigener Person in's Würtembergische gerückt, und hatte sich das ganze Land unterworfen; der Cardinal-Infant hatte sich in Franken ausgebreitet und Miltenberg, Aschaffenburg und andere Städte erobert; Piccolomini wandte sich, nachdem Dünkelsbühl, Morgentheim, Rothenburg von ihm besetzt worden waren, gegen den Main und der Herzog Wilhelm von Weimar suchte ihm den Uebergang umsonst streitig zu machen; Isolani mit seinen Croaten erfüllte die Gegend von Nürnberg. Fast eben so stand es in Westphalen und Niedersachsen; der Herzog Georg war mit der Belagerung van Minden beschäftigt, die schlecht von Statten ging, und kümmerte sich wenig oder gar nicht um Oxenstierns Ordre, die ihn fort rief; der Erzbischof von Bremen brauchte seine Truppen zu seiner eigenen Vertheidigung, der Herzog von Braunschweig zersplitterte seine Kräfte vor Wolfenbüttel und Neustadt; genug, die protestantischen Heerführer, die hier agirten, verfolgten ihre kleinlichen Privatzwecke und vergaßen die allgemeine Sache. Es ist kaum möglich und noch weniger erfreulich, alle diese vereinzelten Kriegshaufen, die, gleich Billardkugeln, durch einander liefen, und weit eher, wie Räuberhorden, um ihre Existenz, als um etwas Höheres kämpften, auf ihren Zügen zu begleiten; man sieht kein Centrum, man sieht nicht einmal ein Ziel, und man kann nur das unglückliche Deutschland, das auf eine so entsetzliche Weise ausgesogen wurde, beklagen, kann nur die Schweden, deren weiser Kanzler umsonst Ordnung und Eintracht in die Verwirrung zu bringen strebte, in ihrer verfänglichen Stellung bemitleiden.

In so hoffnungsloser Bedrängniß blieb Oxenstiern Nichts

übrig, als daß er die Bundesverwandten nach Worms zu einer Zusammenkunft berief. Er that es wohl mehr, um zu erfahren, ob er noch wirklich Bundesverwandte habe, als aus andern Gründen. Anfangs stellten sich so Wenige ein, daß er sich entschloß, gar nicht nach Worms zu gehen; später jedoch langten der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden an, er nahm daher seinen Entschluß zurück und begab sich ebenfalls nach Worms. Er forderte von den Ständen eine offene Erklärung, ob die Verbindung fortdauern solle oder nicht, und ob sie im ersteren Falle für die Wiederherstellung und Verpflegung der Armee zu sorgen gedächten; sie gaben eine ausweichende Antwort, und es kam Nichts zu Stande, im Felde wurde es immer bedrohlicher aussehen, die schwedischen Truppen waren der größten Noth bloßgestellt und übten alle Arten des Muthwillens aus; Herzog Bernhard bemühte sich vergebens, die aufgelös'te Mannszucht einigermaßen wieder einzuführen, seine Befehle und Ermahnungen blieben ohne Wirkung. Augsburg und Frankfurt begannen in ihrer Ergebenheit für die Schweden zu wanken; es war ihnen nicht zu verargen, denn sie hatten von ihnen keinen Schutz mehr zu hoffen, von der Rache des Kaisers dagegen bei fortgesetztem Trotz das Schlimmste zu erwarten. In Franken wurden die Kaiserlichen von Tag zu Tag gewaltiger; in drei Tagen eroberte Piccolomini Schweinfurt; Culmbach, Würzburg, Weißenburg u. s. w. ergaben sich schnell nach einander. In Hessen suchte der Landgraf den Croaten unter Isolani umsonst Widerstand zu leisten. Als die Stände des niedersächsischen Kreises zu Uelzen eine Versammlung abhielten, beschäftigten sie sich vornämlich mit Beschwerden über die Schweden, vor Allen über den General Banner, und beschlossen, sich von ihnen völlig loszusagen. Nun entstand aber die Frage, welcher Parthei man sich anschließen solle. Man schwankte, ob es vorzuziehen sei, mit Oestreich und Spanien Frieden zu machen, oder ob man besser thäte, eine Allianz mit Frankreich zu suchen. Zuletzt kam

man überein, sich mit den Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg näher zu verbinden, die ihren Wunsch, sich von den Schweden zu trennen, längst zu erkennen gegeben hatten. Johann Georg war eben mit der Belagerung von Prag beschäftigt, als er die Nachricht von dem unglücklichen Ausfall der Schlacht bei Nördlingen erhielt. Weit entfernt, nach diesem Mißgeschick seiner Bundesgenossen alle seine Kräfte zusammen zu nehmen und sich dem Kaiser in Böhmen furchtbar zu zeigen, damit er seine Macht nicht in Deutschland concentriren könne, hob er die Belagerung augenblicklich auf, führte sein Heer aus Böhmen heraus und begann, ganz insgeheim und ohne dem Kanzler, ja auch nur seinem eignen Vetter den Inhalt der Verhandlungen mitzutheilen, mit dem Wiener Hof zu tractiren. Er sprach sich zwar dahin aus, daß er einen allgemeinen Frieden zu vermitteln, keineswegs aber einen besondern einzugehen gedächte; doch konnte einem so zweideutigen, undankbaren Character Niemand Glauben schenken, und Oxenstiern am wenigsten war der Mann, der seinen hohlen Versicherungen traute. In Pirna wurden die Vergleichungspuncte vorläufig ausgemacht, in Prag sollten sie bestätigt werden; daß der zweite Prinz des egoistischen Kurfürsten das Erzstift Magdeburg bekommen sollte, war einer der hauptsächlichsten, der Religions- und sonstigen allgemeinen Interessen, der pfälzischen Wiederherstellungsangelegenheiten und des Vortheils der übrigen Reichsstände war, wie bald verlautete, nicht gedacht worden. Der Kurfürst wurde dringend aufgefordert, vor Oxenstierns persönlicher Ankunft in Sachsen die Tractaten nicht definitiv abzuschließen; doch ihm war es nur um sich selbst zu thun und es war jetzt nicht Zeit, sich zu erinnern, welche Verpflichtungen er gegen Gustav Adolph hatte. Er legte seinen in Dresden versammelten Landständen den Pirnaer Vergleich vor; sie billigten ihn nicht in allen seinen Theilen und fanden es überhaupt nicht rathsam, daß Sachsen sich zwischen Schweden und Oestreich in die Mitte stelle. Auch

der Kurfürst von Brandenburg war mit diesem Vergleich nicht zufrieden und brachte Mancherlei gegen denselben vor; ihn wußte man dadurch aber umzustimmen, daß man ihm über die schwedischen Absichten auf Pommern, welches er für sich verlangte, Besorgniß einflößte. Oxenstiern, wohl erkennend, daß alle Stützen in Deutschland brechen würden, machte nun eine Reise nach Frankreich, um die Verbindung mit dieser Macht, in deren Planen es nicht liegen konnte, die Schweden gänzlich sinken zu lassen, so fest, als möglich zu knüpfen. Zu Compiegne machte er dem König und dem Cardinal seine Aufwartung und erhielt günstige Versprechungen; über Paris ging er nach dem Haag und ward von den Generalstaaten mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen, brachte sie aber zu keiner entschiedenen Erklärung über ihre Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten. Als er zurückkam, erhielt er die Nachricht von dem Abschluß des zu Pirna vorbereiteten und zu Prag vollzogenen Friedens, den Frankreich, seiner eifrigen Bemühungen ungeachtet, nicht zu hintertreiben vermogt hatte. Die vornämlichsten Bedingungen desselben waren folgende: dem Kurfürsten von Sachsen war für seinen Sohn das Erzstift Magdeburg, dem Kurfürsten von Brandenburg dagegen die Anwartschaft auf Pommern zugesichert worden. Die Kinder des Pfalzgrafen sollten aus Gnaden einen fürstlichen Unterhalt bekommen und die Mecklenburgischen Herzöge wieder in ihr Herzogthum eingesetzt werden. Was den Besitz der Stifter, über den man sich am schwersten vereinigte, betraf, so sollten die Protestanten diejenigen, die sie vor dem Passauer Vertrag eingezogen hatten, auf immer, die übrigen aber auf 40 Jahre behalten. Die Reichsritterschaft sollte bei Ausübung der augsburgischen Confession bleiben. Mehrere Fürsten und Herren waren fürsorglich bedacht, außerdem hatte Johann Georg, wahrscheinlich nur, um den Schein der Ehre nothdürftig zu retten, noch um Religionsfreiheit für die Protestanten in den kaiserlichen Erblanden, so wie um eine

Veränderung im Reichskammergericht zu Gunsten der unterdrückten Parthei gebeten, er hatte es sich indeß ruhig gefallen lassen, als Beides aus nichtigen Vorwänden verweigert ward. Dieses Alles kann man noch entschuldigen, man kann sagen: der Kurfürst war schwach und klein und seine Umgebung hatte leichtes Spiel mit ihm. In die Seele des Mannes hinein muß man aber erröthen, wenn man sieht, daß er sich sogar ausdrücklich verpflichtete, seine Truppen mit den kaiserlichen zu vereinigen und die Schweden aus dem Lande zu verjagen. Hiebei war keine Täuschung mehr möglich, so schwach und klein kann Keiner sein, daß er das Unehrliche eines solchen Schrittes nicht fühlte, und die Geschichte, die es aufgezeichnet hat, daß Gustav Adolph dem sächsischen Kurfürsten zwei Mal und das letzte Mal auf Kosten seines Lebens, sein Land und seine gefährdete Existenz rettete, darf es nicht übergehen, daß dieser Kurfürst ihm so theure Opfer durch den schmachvollsten Verrath an den Seinigen dankte.

Dem Prager Frieden war noch die Bestimmung hinzugefügt, daß sämmtliche Reichsstände feierlich zur Theilnahme eingeladen werden sollten. Anfangs erregte er ein fast allgemeines Mißvergnügen, selbst Arnheim war nicht mit ihm zufrieden, und der Kurfürst von Brandenburg verweigerte seine Erklärung über den Beitritt. Nach und nach gestalteten sich jedoch die Sachen anders; der ganze niedersächsische Kreis sagte sich von den Schweden los, der Kurfürst von Brandenburg nahm den Frieden an, die meisten kleineren Reichsstädte thaten das Nämliche, auch der Landgraf Wilhelm von Hessen fiel ab. Die Markgrafen von Baden und der Herzog von Würtemberg waren dagegen von dem Frieden ausgeschlossen; ihre Länder befanden sich bereits in kaiserlicher Gewalt, und nun wollte man ihnen zuvor die Wiedereinsetzung der Kirchenverfassung in den frühern Stand abdringen. Die Lage der Schweden wurde durch den Prager Frieden eigentlich um Nichts gefahrvoller, als sie schon vorher gewesen

war, denn es ist gut, wenn Freunde, die keine sind, die Maske abnehmen und in ihrer wahren Gestalt erscheinen; sie kam den Soldaten aber viel gefahrvoller vor, als sie nun auf einmal in die Geheimnisse der Cabinette hineinblickten und sich ganz und gar auf sich selbst und auf die zögernde Hülfe einer auswärtigen Macht angewiesen sahen. Es war daher gewiß kein Wunder, wenn zu so vielfachem Mißgeschick, das den Kanzler auf jedem seiner Schritte verfolgte, sich auch noch Unruhe in der Armee hinzugesellte. Er mußte den drohenden Sturm jedoch durch die klugen Maaßregeln, die er ergriff, zu beschwören und die Offiziere durch eindringliche Vorstellungen davon zu überzeugen, daß nur durch festes, standhaftes Zusammenhalten dem völligen Untergang zu begegnen sei; die schnöde Antwort, die der Kurfürst von Sachsen ihm gab, als er gegen den Prager Frieden protestiren und um Bewilligung billiger Forderungen bitten ließ, trug dazu bei, daß die erbitterten Obersten in ihrem Entschluß, treu und gewissenhaft auszuharren, bestärkt wurden. Sie gaben Oxenstiern und Banner schriftliche Versicherungen ihrer fortdauernden Ergebenheit für Schweden, wogegen der Kanzler und der General sich verbindlich machten, nicht ohne ihre Zuziehung Frieden zu schließen. Oxenstiern suchte nochmals wieder mit dem Kurfürsten von Sachsen anzuknüpfen, und ihn zur Neutralität zu bewegen; aber Johann Georg, die Verlegenheit seines frühern Bundesgenossen, die doch nur durch ihn, durch seinen Abfall, so groß geworden war, mißbrauchend, stellte Bedingungen, auf die er nicht eingehen konnte. Er überzeugte sich daher von der Unvermeidlichkeit des Kriegs mit Kursachsen, und freute sich nur, daß eine Gefahr, die von anderer Seite drohte, glücklich vorüber ging. Der von Gustav Adolph mit Polen abgeschlossene Waffenstillstand war abgelaufen, aber der französische Gesandte vermittelte einen neuen auf 26 Jahre; Schweden mußte ihn freilich theuer erkaufen, doch war es schon Glück genug, daß er nur überhaupt und so schnell zu Stande kam.

Der Kurfürst von Sachsen suchte jetzt dem Kanzler auch seine Offiziere abspenstig zu machen, er erließ nämlich ein Umlaufschreiben an dieselben, worin er versicherte, daß auf ihr Bestes in den Friedensartikeln Rücksicht genommen wäre, und daß sie, um sich dessen zu vergewissern, nur die Waffen strecken oder bei ihm Dienste nehmen mögten. Zu gleicher Zeit ließ der Kaiser ein strenges Edict ergehen, worin er allen Denen, die bisher dem Feind gedient hätten, mit den schärfsten Strafen drohte, wenn sie nicht augenblicklich die Waffen niederlegten. So von Furcht vor dem Kaiser erfüllt und von den Versprechungen des Kurfürsten angelockt, hatten die schwedischen Obersten, die größtentheils Deutsche waren, einen schweren Stand, und obgleich sie sich schriftlich gebunden hatten, mogten sie dennoch keine geringe Versuchung fühlen, eine andere Parthei, als die des entschiedenen Unglücks zu ergreifen. Die schwedische Armee stand im Anhaltschen, die Infanterie in einem verschanzten Lager bei Mönch-Neuburg, die Cavallerie aber in den umliegenden nächsten Dörfern. Das sächsische Heer, aus 27,000 Mann bestehend, und trefflich ausgerüstet, rückte näher, und immer näher, bis es von dem schwedischen nur noch eine halbe Meile entfernt war; dann ließ der Kurfürst bei Oxenstiern und Banner anfragen, ob sie das ihm von dem Kaiser abgetretene Erzstift Magdeburg, dessen er zur Versorgung seiner Truppen bedürfe, gutwillig räumen wollten. Oxenstiern war gerade abwesend, und der General Banner ließ antworten, er müsse über die Sache an den Kanzler berichten. Nun wandten sich an Banner seine eigenen Offiziere und fragten ihn, ob er erlaube, daß sie Einige aus ihrer Mitte in's Lager des Kurfürsten schickten, die sich nach seinen Gesinnungen erkundigten. Banner fand zwar eine solche Anfrage nicht schicklich, er konnte es jedoch nicht verhindern, daß sich zwei seiner Obersten in's kurfürstliche Lager begaben. Diese wußten bei ihrer Zurückkunft nicht genug Rühmens zu machen von Johann Georgs freundschaftlichen Absichten; sie schilderten seine

Neigung, einen Frieden zu stiften, der jede der verschiedenen Partheien befriedige und namentlich auch den Schweden Genugthuung verschaffe, sie sprachen offen und unverhohlen ihr Mißvergnügen darüber aus, daß der Kanzler und der General den Krieg muthwillig und den ihnen gebotenen guten Bedingungen zum Trotz zu verlängern suchten. Oxenstiern suchte sie von der Grundlosigkeit ihrer Meinung zu überzeugen, aber es gelang ihm nicht, und er mußte, um ihnen die Augen zu öffnen, sich wirklich entschließen, nochmals die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten anzuknüpfen. Er schickte also den Grafen von Brandenstein mit seinen auf eine gerechte Entschädigung der schwedischen Krone, auf die Sicherheit der evangelischen Reichsstände und auf die Abfindung der Offiziere und Soldaten gerichteten Vorschlägen an den Kurfürsten ab, und erklärte sich für den Fall der Genehmigung zur Abtretung Magdeburgs bereit. Doch der Kurfürst antwortete spitzfindig und unbestimmt und wollte zum Fundament der Verhandlungen den Prager Frieden machen; er stellte das Recht der Schweden auf eine Entschädigung im Allgemeinen in Zweifel, da Gustav Adolph ja, seiner eigenen Erklärung zufolge, gekommen sei, sich wegen der ihm vom Kaiser widerfahrenen Beleidigungen zu rächen, und da er ja auch den Krieg auf deutschem Grund und Boden weit weniger mit eigenen, als mit deutschen Mitteln geführt habe; er erbot sich zwar, die evangelischen Stände dahin zu bewegen, daß sie der Krone Schweden in Zeit von 4 bis 5 Jahren eine Million Gulden erlegten, er verlangte dafür aber die schleunigste Räumung aller Oerter und Länder, und wollte zum Unterpfand höchstens die Stadt Stralsund hergeben. Oxenstiern konnte mit der Art, wie man sich gegen die Krone Schweden benahm, unmöglich zufrieden sein. Sein ganzes Streben war, sich ehrenvoll aus den deutschen Händeln herauszuziehen; die Sachen standen zu verzweiflungsvoll, als daß sich noch an Siege und Triumphe denken ließ. Aber die Anmaßung des Kurfürsten

von Sachsen ging doch zu weit, um geduldet zu werden, und der Kaiser lehnte es ausdrücklich ab, anders, als auf mittelbare Weise mit den Schweden zu unterhandeln. Der Kanzler entschloß sich daher, sich lieber aus Deutschland mit Gewalt verjagen, als sich den Frieden, wie ein Allmosen, zuwerfen zu lassen. Die schwedische Armee bestand aus 12,000 Mann zu Pferde und 14,000 Mann zu Fuß, und hätte es mit der sächsischen recht wohl aufnehmen können. Auch waren die gemeinen Soldaten noch zur Pflicht-Erfüllung geneigt, aber die vornehmsten Befehlshaber erklärten, daß sie gegen die Sachsen, und überhaupt gegen Deutsche, nicht fechten könnten; viele von ihnen begehrten den Abschied, und alle Vorstellungen fruchteten Nichts. Je mehr aber auf der einen Seite die Waagschaale sank, je mehr stieg sie auf der andern. Immer mehr Stände traten dem Prager Frieden bei, und wenn sie sehr rücksichtsvoll gegen den Kanzler waren, so sannen sie höflich auf irgend eine einleuchtende Entschuldigung. Am längsten zögerten die Herzöge von Mecklenburg, weniger aus Dankbarkeit, als aus Furcht, daß die Schweden, wenn sie sich der Küste näherten, sich rächen mögten. Am Ende bequemten sie sich jedoch gleichfalls zum Beitritt. Auch der Herzog von Pommern sollte den Prager Frieden annehmen, gleichwohl lag in allen seinen Städten und Festungen schwedische Besatzung. Unter solchen Umständen hielten es die treu gebliebenen schwedischen Offiziere für das Beste, sich nach der Küste Deutschlands zurück zu ziehen. Banner blieb mit einem Theil des Heeres an der Elbe stehen, um den Kurfürsten vom Meer fern zu halten, Oxenstiern dagegen marschirte in aller Eile mit einigen Regimentern in die Gegend von Wismar. Banner hätte sich, als der Getraidemangel stieg, gern von Magdeburg, woselbst er stand, nach Thüringen an die Werre gezogen; aber seine Soldaten setzten sich dagegen und er mußte sich entschließen, in's Braunschweigische und Hildesheim'sche einzurücken. Der Kurfürst von Sachsen fuhr fort, die Banner

untergebenen Truppen durch Vorspiegelungen aller Art an sich zu locken, und wenn ihm dieses auch nicht völlig gelang, so hemmte er doch den wackern muthigen General dadurch in jeder seiner Bewegungen und hinderte ihn, etwas Erhebliches auszuführen. Aber nach und nach sonderten sich die faulen Glieder von der schwedischen Armee ab, und wenn auch meistens der Kaiser und der Kurfürst diejenigen Soldaten gewannen, welche Banner und Oxenstiern verloren, so kam in den Rest doch wieder Ordnung und Eintracht, und 12,000 Mann, welche gehorchen, sind weit mehr werth, als die doppelt große Anzahl, wenn sie nicht gehorcht. Auch hatten die Schweden durch den Verlust ihrer deutschen Bundesgenossen einen Vortheil, der sich erst im Laufe des Krieges herausstellen konnte; sie brauchten jetzt bei ihren Operationen Niemand mehr zu fragen und zu schonen, sie konnten mit größerem Nachdruck verfahren, sie durften an den Kampf um die Existenz, zu dem ihr Kampf für die höchsten Interessen eines unterdrückten Volks herabgesunken war, Alles setzen. Wir wollen es ihnen daher nicht zu hoch anrechnen, wenn wir sie von jetzt an völlig rücksichtslos auftreten sehen, wir wollen nicht vergessen, daß sie sich in einem erklärten Falle der Nothwehr befanden, wir wollen erwägen, daß es menschlich war, wenn sie, die von den bedrängten Nachbarn in's Reich hineingerufen worden waren, die das Mark ihres Landes und das Blut ihres Königs an die heilige Sache der Religion und der Freiheit gesetzt hatten, und die jetzt auf's Schnödeste von Allen verlassen wurden, sich im Vollgefühl eines gerechten Zorns für eine solche Unbill zu rächen suchten. Von der andern Seite freilich wollen wir auch mit den unglücklichen deutschen Völkern nicht darüber hadern, wenn sie sich von der höchsten Noth verleiten ließen, nach dem ersten Palmzweig, der ihnen geboten ward, zu greifen und auf einen Frieden einzugehen, der den Streit nicht entschied, der die bundesverwandte schwedische Macht aber in Inhalt und Form auf's Tödlichste verletzte; das Elend war

bis zu einem Grade gestiegen, wo von Recht und Unrecht kaum noch die Rede sein kann, und wo die Verzweiflung das Handeln lenkte; die Felder lagen unangebaut, die Hände, die den Pflug regieren sollten, hatten ihn mit dem Schwert vertauscht, um nicht in ihrer friedlichen Beschäftigung vom Schwert abgehackt zu werden, die Schlösser der Edelleute lagen in Trümmern, die Hütten der Armuth in Asche, die Städte seufzten unter der Last der Besatzungen, die Dörfer wurden, wenn ein wilder Soldatentrupp durchzog, ausgeplündert und in Brand gesteckt. Hunger und Theurung waren die unausbleiblichen Folgen der Vernachlässigung des Ackerbaus, Mißwachs vermehrte noch den Jammer und gräßliche Seuchen, die aus vielen Gründen in den Lagern ausbrachen, trieben ihn auf's Aeußerste.

Nunmehr erklärte sich der Kurfürst von Sachsen öffentlich für einen Feind der Schweden, und gab dem General Baudissin, der an Arnheims Stelle getreten war, den ersten Blutbefehl, wie er selbst ihn nannte. Baudissin wandte sich gegen Mecklenburg, um sich in den Besitz von Dömitz zu setzen, und die Schweden von der Ostsee abzuschneiden; Banner folgte ihm auf's Schnellste, und schlug ihn so vollständig auf's Haupt, daß der größte Theil der sächsischen Truppen getödtet und über 2000 Mann gefangen genommen wurden. Dieses Gefecht electrisirte die schwedischen Soldaten auf's Neue und gab ihnen frischen Muth; sie sahen den abtrünnigen Sieg, den sie einst fast als ihr Eigenthum betrachtet hatten, zu sich zurückkehren und wurden wieder von Hoffnung und Vertrauen beseelt. Es traf überdieß eine willkommene Verstärkung ein, 2000 Reiter und 8 Regimenter Fußvolk. Banners Soldaten lechzten nach Rache an den falschen, hochmüthigen Sachsen und er zögerte nicht, sie in das Kurfürstenthum hinein zu führen. Mord und Brand bezeichneten seinen Weg und die armen, schuldlosen Unterthanen mußten für die Sünde ihres meineidigen Fürsten büßen. Vor Naumburg rückte Banner mit sieben Kanonen. „Wenn" — so ließ er hinein

sagen — „ein einziger Schuß aus der Stadt geschehen würde, so sollte kein Mensch am Leben gelassen und jedes Haus in die Asche gelegt werden.“ Die Bürgerschaft mußte 15,000 Thaler herbei schaffen, und dennoch ward geplündert. Von dem Adel des Kurfürstenthums ward eine Summe gefodert, die er unmöglich aufbringen konnte. Die geringsten Dörfer wurden gebrandschatzt und oft noch dazu angezündet. Genug, die Wuth der Truppen kannte keine Gränzen, und der Kurfürst bemühte sich vergeblich, seinem Lande zu Hülfe zu kommen. Er hatte sich nur zu bald überzeugt, daß er die tapfern Streiter des Nordens wohl überlisten und hintergehen, nicht aber im offenen Felde ihnen Widerstand leisten könne, und er zog sich, wo sie ihm auch die Spitze boten, vor ihnen zurück, selbst, wenn er ihnen an Mannschaft weit überlegen war. Um jeden Preis wollte er Magdeburg in seine Gewalt bringen. Er zog daher den kaiserlichen General Hatzfeld zu sich heran und machte sich an die Belagerung der Stadt. Banner entschloß sich, Magdeburg, ungeachtet er nur etwa 9000 Mann beisammen hatte, zu entsetzen, aber es war ihm nicht möglich, denn der Kurfürst bot alle seine Macht auf und die Belagerten, so tapfer sie sich auch wehrten, mußten sich, nachdem sie acht Tage lang beschossen worden waren, und nachdem es ihnen an Munition zu fehlen begann, ergeben. Der Verlust von Magdeburg war für die Schweden sehr empfindlich. In Westphalen hatte Lesle ihr Kriegsglück einigermaßen wieder hergestellt; er wußte die wankende Stadt Bremen wieder zu neuer Anhänglichkeit zu ermuthigen, Petershagen und Minden zu erobern und von Osnabrück und Hanau die Kaiserlichen zu verjagen; was aber das Hauptsächlichste war, er brachte den Landgrafen Wilhelm von Hessen, der sich bisher neutral verhalten, mit dem Kaiser jedoch Unterhandlungen angeknüpft hatte, wieder auf schwedische Seite. Hierauf vereinigte sich Lesle mit Banner, der inzwischen in eine äußerst gefahrvolle Lage gerathen war. Zu Wittstock

kam es zwischen der schwedischen und der alliirten kaiserlich-sächsischen Armee zu einer mörderischen Schlacht. Die Alliirten hatten Banner schon verloren geglaubt und staunten nicht wenig, als sie sich so plötzlich von diesem verwegenen General angegriffen sahen. Die Schweden mußten eine halbe Meile durch einen Wald ziehen, ehe sie sich in Schlachtordnung stellen konnten; das Lager der Feinde war auf einem hohen Berg, und sowohl durch einen Wall, als durch eine Wagenburg und durch Kanonen verwahrt. Banner mußte, um dem Feind beikommen zu können, lange herum marschieren, endlich fiel er ihn von der Seite an. Sein Plan, sie aus ihrer fast unangreifbaren Stellung heraus zu locken, gelang ihm; sie kamen ihm entgegen, aber mit ihrer ganzen Reiterei. Nun erfolgte ein Gefecht, von welchem Banner selbst bekannte, daß er seinesgleichen nicht erlebt habe. In dem von Banner commandirten rechten Flügel der Schweden stand keine Schwadron, die nicht acht bis zehn Mal angegriffen hätte und eben so oft geworfen worden wäre. Schon brachen die Kaiserlichen in ein Siegesgeschrei aus, schon erging das Gerücht, daß Banner entweder todt, oder gefangen sei, da kam glücklicherweise Lesle mit fünf Brigaden Fußvolk herbei, und machte den bis auf den Tod ermatteten Schweden Luft. Abermals entstand ein gräßlicher Kampf, der bis zum Einbruch der Nacht fortdauerte; nun aber näherte sich der linke schwedische Flügel, der nicht schnell genug hatte herbei rücken können, weil er den Berg hatte umgehen müssen. Dieser flößte dem Feind eine so große Bestürzung ein, daß er sich in höchster Verwirrung auf die Flucht begab, und den Schweden die Wahlstatt überließ. 5000 von den Alliirten waren auf dem Platz geblieben, viele der Flüchtigen wurden noch von den nachsetzenden Schweden oder von den Landleuten erschlagen; 2000 Gefangene waren gemacht. 151 Fahnen und Standarten, 23 Kanonen, die ganze Bagage, darunter das Silbergeschirr des Kurfürsten, fielen den Siegern in die Hände. Ein so glänzender Sieg, mit geringer Truppen-

zahl über einen so überlegenen Feind erfochten, verschaffte dem schwedischen Namen wieder Ehrfurcht und Ansehen. Banner benutzte den Schrecken, den er erregt hatte, und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westphalen. Die Stadt Erfurt wurde gezwungen, das mit Gustav Adolph geschlossene Bündniß zu erneuern und in die Cyriaksburg Besatzung einzunehmen. Thüringen ward von den Schweden äußerst gemißhandelt; zu Eisenach entstand durch ihre Schuld eine Feuersbrunst, welche fast die ganze Stadt in die Asche legte, und alle umliegenden Ortschaften wurden rein ausgeplündert. Hierauf begab sich Banner, den Kurfürsten verfolgend, nach Sachsen, bemächtigte sich der Brücke bei Torgau und streifte bis Dresden. Johann Georg sah immer mehr ein, daß er durch den eigenmächtig geschlossenen Frieden nur den Krieg in sein Land hinein gerufen hatte. Banners Sorge war nun zunächst, seine Armee in guten Winterquartieren unterzubringen und sie zu vermehren; er stand daher auf sächsischem Boden fest, eroberte Torgau, und griff sogar Leipzig an. Leipzig wurde von den Kaiserlichen entsetzt, doch wütheten diese eben so sehr gegen die unglücklichen Einwohner des Landes, wie die Schweden, der Soldat unterschied nicht mehr zwischen Freunden und Feinden, er betrachtete die Welt als sein Eigenthum und sah in jedem Menschen, der mit essen wollte, ohne ein Schwert an der Seite zu tragen, einen Verbrecher. Jetzt begann das Kriegsglück zwischen den Schweden und den Kaiserlichen zu wechseln. Banner ward bei Torgau hart von den östreichischen und sächsischen Heeren bedrängt, sie hatten sich um ihn herum gezogen und wollten ihn, einer Schlacht ausweichend, erdrücken. Er versuchte einige Zeit, sich bei Torgau zu halten, als die Gefahr jedoch immer größer ward, als die Feinde immer mehr Truppen herbei zogen und sich immer weiter ausbreiteten, ward ihm schwül. Er beschloß daher den Rückzug nach Pommern und wußte ihn trotz so vieler Schwierigkeiten, die sich ihm entgegen stellten, glücklich auszu-

führen. In Pommern hatte bisher Wrangel die schwedische Kriegsmacht commandirt und dort glücklich agirt. Da er sich aber ebenfalls von den Kaiserlichen bedroht sah, war es ihm lieb, daß Banner kam. Banner und Wrangel vertheilten sich nun in Pommern, um doch wenigstens dieses Land zu schützen, aber ihre Armee war in einem sehr schlechten Zustande und dieß war dem Feind nicht unbekannt. Die Kaiserlichen glaubten, der Zeitpunct, die Schweden gänzlich aufzureiben, sei da, sie strengten sich daher bis auf's Aeußerste an und ließen sich durch keine Hindernisse abhalten, die gehaßten Ausländer auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Während dessen starb der Herzog von Pommern, ohne Erben zu hinterlassen, und der Kurfürst von Brandenburg wollte, sich auf den Prager Frieden berufend, augenblicklich in die auf ihn vererbfällten landesherrlichen Rechte eintreten. Natürlich wollten die Schweden das doch noch zum größeren Theil von ihnen besetzte Pommern nicht gutwillig räumen, um so weniger, als es die letzte deutsche Provinz war, wo sie noch einigermaßen festen Fuß hatten. Der Kurfürst that alles Mögliche, um zu seinem Zweck zu gelangen, er intriguirte und schmähte und ließ selbst von der Kanzel herab für sich wirken. Die pommer'schen Stände suchten einen Vergleich zu vermitteln, aber umsonst; die Erbitterung stieg auf beiden Seiten, ohne daß Etwas ausgerichtet wurde. Die kaiserliche Armee, die schon das halbe Pommern sich unterworfen hatte, zog ab aus Furcht vor einer Hungersnoth, und die Schweden breiteten sich wieder in Vorpommern aus; der schwedische Gesandte Bielke, der bisher mit dem Berliner Hof in Unterhandlungen gestanden, starb und der Faden, der zu einer gütlichen Ausgleichung hätte führen können, riß mit seinem Tode ganz ab. Die Kaiserlichen nutzten diese Zeit, den Schweden in Sachsen und im übrigen Deutschland nach Kräften Abbruch zu thun, Halle, Rebenau, Havelberg pp. geriethen in ihre Hände. Auch Dömitz ergab sich ihnen. Der Herzog von Mecklenburg machte einen schlauen

Plan, sowohl die Schweden, als die Kaiserlichen, aus seinem Lande zu entfernen, aber die Schweden ließen sich nicht überlisten. Der Herzog Georg von Lüneburg erklärte sich öffentlich für einen Feind der Schweden, die Stadt Erfurt machte Miene, von ihnen abzufallen. Der größte Verlust war aber für die schwedische Parthei, daß sie ihren redlichsten Bundesgenossen, den Landgrafen von Hessen, einbüßte. Er starb so plötzlich, daß der Verdacht der Vergiftung entstand. Gleich nach seinem Tode erhob der Landgraf von Darmstadt Ansprüche auf Niederhessen und bedrohte die hinterlassene Wittwe, eine edle, heldenmüthige Dame, mit der Gewalt der kaiserlichen Waffen. Die hessischen Stände ließen sich mit ihm in Unterhandlungen ein, welche einen Waffen-Stillstand zur Folge hatten. Der Kaiser gewann hiedurch zwar nicht direct, aber die Schweden verloren doch auf jeden Fall, und ihre Angelegenheiten nahmen eine immer schlimmere Gestalt an.

Wo bleibt aber der Mann, dem Oxenstiern das Generalat übergeben hat, wo bleibt der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar? Er war es, der die unglückliche Schlacht bei Nördlingen durch seinen Starrsinn herbei führte, indem er den vorsichtigeren Horn überstimmte; thut er denn Nichts, um den Schweden einen solchen Schaden wieder zu vergüten? Gewiß hat der Leser im Stillen schon so gefragt, sehen wir uns also nach dem Herzog um. Er hatte nach der Niederlage bei Nördlingen die Ueberbleibsel der Armee wieder gesammelt und sich in die Wetterau gezogen; aber er sah sich bei der Abtrünnigkeit des Heilbronner Bundes und bei den Folgen des Prager Friedens, außer Stande, das Heer zu unterhalten und Etwas an seiner Spitze auszurichten. Sein imaginaires Herzogthum Franken war dahin und von Schweden war wenig mehr zu hoffen, der Herzog hatte aber Nichts, als sein Schwert, er mußte sich daher nach einem besseren Käufer desselben, als der arme Kanzler war, umsehen und richtete seine Blicke zunächst auf

Frankreich. Der Cardinal Richelieu wünschte Nichts so sehr, als auf geradem Wege an den deutschen Angelegenheiten Theil zu nehmen; was konnte ihm gelegener kommen, als ein solcher Feldherr, der das Talent besaß, die schwierigsten Entwürfe der Staatskunst zu unterstützen und der dennoch zu keiner Zeit sich unabhängig machen konnte. Der Herzog kam selbst nach Frankreich und schloß im October 1635, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem Namen, mit der französischen Krone einen Subsidientractat, worin ihm eine jährliche Unterstützung von fünf Millionen zur Unterhaltung seiner selbst und einer Armee bewilligt wurde, worin er sich aber zugleich verpflichtete, bei seinen Operationen die königlichen Befehle im Auge zu halten. In einem geheimen Artikel wurden ihm noch Elsaß und Hagenau als französische Lehen versprochen, ein Versprechen, dem Bernhard keineswegs traute, das er aber als einen Rechtstitel zu schätzen wußte, unter welchem er jenen Landstrich, wenn er ihn nur erst dem Feind entrissen habe, auch gegen den Freund behaupten könne. Er schuf sich also mit französischem Gelde eine eigene Armee, die er unumschränkt, obgleich unter französischer Hohheit, commandirte, ohne jedoch die Verbindung mit den Schweden förmlich aufzugeben.

Am Rhein hatte eine französische Heeresabtheilung unter dem Cardinal la Valette die Feindseligkeiten gegen den Kaiser bereits früher eröffnet; gegen den Rhein wandte sich auch Herzog Bernhard. Der kaiserliche General Gallas hatte sich den Franzosen entgegen geworfen und sie bis Metz zurückgescheucht. Aber Gallas litt den empfindlichsten Mangel, und an der Ausführung des Plans, in Frankreich einzufallen und auf französischem Boden Winterquartiere zu nehmen, ward er verhindert. Im nächsten Jahre nahm er seinen Plan, den Krieg in das Innere Frankreichs hinein zu spielen, wieder auf, auch passirte er glücklich bei Breysach den Rhein und fiel in Burgund ein, indeß die Spanier von den Niederlanden aus die Picardie über=

zogen, und Johann de Werth in Champagne vordrang. Doch die Kaiserlichen stießen abermals auf Widerstand und mußten ihre Entwürfe aufgeben, ohne etwas anderes erreicht zu haben, als daß sie den Zorn des Königs und seines Cardinals gereizt hatten. Der Herzog Bernhard war bisher von la Valette zu abhängig gewesen und von Frankreich zu wenig unterstützt worden, als daß es ihm hätte gelingen können, sich am Rhein zu behaupten. Die Franzosen waren zu jener Zeit schlechte Krieger, sie fürchteten den Marsch ganz außerordentlich und trugen auch des Hungers wegen, der sie in Deutschland erwartete, Bedenken, Heldenthaten zu verrichten, die ihnen den Weg in's Reich bahnten; obendrein hatte der König es seinen Leuten frei gestellt, ob sie mit Anbruch des Winters nach Hause ziehen wollten, oder nicht, und Keinen lockte der Ruhm, der durch die Erduldung von Frost und Mangel erkauft werden sollte, so sehr, daß er ihn nicht mit Freuden dem ruhigen, bequemen Leben, das er bei den Seinigen hinter dem Ofen führen konnte, geopfert hätte. Im Jahre 1638 nahm der Krieg in den rheinischen Gegenden jedoch einen glänzenderen Aufschwung. Bernhard, seiner Fesseln endlich entledigt und alleiniger Herr seiner Truppen, erhob sich schon im Februar, wo der Feind noch still und sorglos in den Winterquartieren lag und erschien am Rhein. Waldshut, Seckingen und Laufenburg wurden rasch hinter einander genommen, dann ward zur Belagerung von Rheinfelden geschritten. Dieser Platz war durch Natur und Kunst stark befestigt und mit einem trefflichen Commandanten, so wie mit hinreichender Besatzung ausgerüstet. Da man mit Bestimmtheit auf baldigen Ersatz rechnen durfte, so war nicht bloß die Garnison, sondern auch die Bürgerschaft, zur hartnäckigsten Vertheidigung entschlossen. Der Herzog aber, dem an der Stadt um so mehr lag, als er wußte, daß sich fünf tausend Scheffel Getraide in ihr befanden, griff sie mit aller Gewalt an, ließ Minen graben und schoß die Mauern

nieder. Aber die kaiserlichen Generale Werth und Savelli ritten, sobald sie die Nachricht von Rheinfeldens Noth erhielten, herbei und setzten dem Herzog so hart zu, daß er sich zurückziehen mußte. Werth und Savelli glaubten, Bernhard habe die Belagerung der Stadt völlig aufgegeben; wie wurden sie überrascht, als er schon drei Tage hernach wieder heranzog. Er griff die Kaiserlichen, die sich dessen nicht im Entferntesten versehen und sich der Ruhe überlassen hatten, mit Ungestüm an und schlug sie dermaßen auf's Haupt, daß fast kein einziger ihrer Stabsoffiziere verschont blieb und daß er vier ihrer Generäle, wozu sowohl Werth als Savelli gehörten, gefangen nahm. Gleich in Folge dieses Sieges ergab sich die Festung Hünigen; der Commandant von Rheinfelden widersetzte sich aber noch immer mit Standhaftigkeit. Als Bernhard jedoch Karthaunen herbei schaffen ließ, entschloß er sich zur Capitulation. Auch Röteln und Freiburg gingen über. Ueberhaupt hätten die Siege des Herzogs von den wichtigsten Folgen für die endliche Beilegung des Krieges sein können, wenn die schlaue französische Politik nur erlaubt hätte, ihm ernstlich unter die Arme zu greifen. Doch das vertrug sich nicht mit Richelieus Zwecken, Bernhard sollte wohl die östreichische Macht beschäftigen, aber die protestantische Parthei sollte keineswegs durch ihn so weit gehoben werden, daß sie sich selbst helfen und dem Reichsoberhaupt einen billigen Frieden abtrotzen konnte. Frankreich unterstützte den Herzog daher nur immer so weit, als es nöthig war, um ihn im Felde und in Thätigkeit zu erhalten, es ließ ihm aber niemals Hülfe angedeihen, wenn er im Begriff stand, der ganzen Sachlage eine entscheidende Wendung zu geben. Statt dessen gefiel es sich in eitlem Schaugepräge; der Cardinal ließ sich die Generäle, die Bernhard nur durch die höchste Verwegenheit, durch ein Selbstvertrauen, das an's Tollkühne streifte, in seine Gewalt gebracht hatte, nach Paris schicken, damit er die Eitelkeit der Franzosen durch den Anblick so wichtiger Ge-

fangenen kitzle, er ließ die eroberten Fahnen und Standarten, an denen deutsches Herzblut klebte, unter einer feierlichen Prozession in die Kirche bringen und sie dort, nachdem sie drei Mal vor dem Altar geschwungen worden waren, zum ewigen Verwahrsam, wie errungene Nationaltrophäen, niederlegen. Vielleicht war es Bernhard ganz Recht, daß der Cardinal so offen seine geheimen Absichten an den Tag legte, er durfte seinen Dank nach der Größe der Wohlthat abmessen und er konnte, wenn Frankreich ihn als bloßes Mittel gebrauchte, sich ruhig sagen, daß er dieser Macht dafür nicht eben besonders verpflichtet sei.

Das Heer des Herzogs wuchs, wie sein Glück, und er ward in seinen Entwürfen kühner, je größere Erfolge er fand. Nach der Einnahme von Rheinfelden richtete er sein Augenmerk zunächst auf Breysach. Diese am Oberrhein gelegene Festung beherrschte den Strom und war der Schlüssel zum Elsaß. Kein Ort war dem Kaiser von einer größern Wichtigkeit und von jeher hatte er für Breysach das Aeußerste aufgeboten; die Generale, die in diesen Gegenden commandirten, hatten den Befehl, Alles für die Rettung der Festung zu thun. Ihre Lage war sehr vortheilhaft und ihre Werke von außerordentlicher Festigkeit. Jedem Angriff bot sie Trotz, nur der Hunger konnte zu ihr die Brücke bauen. Unbegreiflich ist es, daß der Commandant von Breysach in seiner Sorglosigkeit so weit gegangen war, den in seinen Magazinen aufgehäuften Getraidevorrath zu Gelde zu machen; dem war jedoch wirklich so, und der Herzog Bernhard, dem das bekannt wurde, baute hierauf seinen Plan. Er umzingelte Breysach mit seiner ganzen Armee; der kaiserliche General von Götze näherte sich auf's Eilfertigste, um die Festung zu entsetzen oder mit Proviant zu versorgen, aber Bernhard griff ihn an und er verlor nicht nur die 3000 Proviantwagen, die er heranführte, sondern zugleich sein ganzes Corps bis auf 3000 Mann. Auf gleiche Weise erging es dem Herzog von

Lothringen, als er dasselbe versuchte. Zuletzt ergab sich die Festung, nachdem der tapfere Commandant Rheinach sich bis zum letzten Augenblick gehalten und den Ausbruch der ärgsten Hungersnoth abgewartet hatte. Bernhard hatte sie vorher schon bis auf die innerste Schanze erobert, er hätte sie leicht mit Sturm nehmen können, aber er wollte dieß nicht, da er sie zu schonen wünschte. Dem Commandanten versprach er freien Abzug, doch stand er im Begriff, sein gegebenes Wort zu brechen, als er erfuhr, daß Rheinach 30 Gefangene hatte verhungern lassen. Die Milde, die der Herzog bei Einnahme der Festung bewies, war recht schön, wir wollen sie ihm jedoch nicht so hoch anrechnen, wie einer unserer Vorgänger gethan hat. Bernhard ging mit Breysach so gelinde um, weil er es in Gedanken sogleich zu seinem Eigenthum schlug, weil er in diesem starken Platz ein mächtiges Bollwerk des Herzogthums sah, das er sich zum Ersatz für das ihm von Gustav Adolph und Oxenstiern versprochene fränkische durch seinen guten Degen zu erobern gedachte. Er bewies dieß dadurch, daß er von den Ueberwundenen für sich selbst die Huldigung forderte. So keck es auch war, daß Herzog Bernhard solche Pläne faßte, so lag die Ausführung derselben doch nicht im Bereich der Unmöglichkeit. Die Welt war noch nicht so sehr, wie jetzt, ein geschlossnes Ganzes, worin sich kein Stein verrücken ließ, und in einer wilden anarchischen Zeit, wo alle Verhältnisse durch einander flutheten und alle Ordnung aufgelöſ't schien, durfte ein Held Manches für erreichbar halten, was unter andern Umständen durchaus über den Kreis menschlicher Bestrebungen hinaus liegt. Bernhard speculirte, um noch mehr Treffer zu bekommen, zugleich auf eine vortheilhafte Heirath und warf seine Augen auf die hinterlassene Wittwe des Landgrafen von Hessen, die eine stattliche Armee besaß und ein Fürstenthum mit ihrer Hand zu verschenken hatte. Doch der Tod trat zwischen den Herzog und seine Entwürfe. Der Cardinal Richelieu wurde trunken vor

Entzücken, als er die Einnahme Breysachs vernahm; er glaubte mit einer so herrlichen Freudenpost den Pater Joseph, der sich schon auf dem Wege, zum Grabe befand, wieder zurückrufen zu können. Aber Bernhards Entschluß, Breysach für sich zu behalten stimmte seinen Jubel herab und stürzte ihn aus der glühendsten Freude mitten in die verdrießlichste Verlegenheit hinein. Er wandte jedes Mittel an, den Herzog auf geschmeidigere Gedanken zu bringen, er lud ihn an den Hof, um seine Eitelkeit zu berauschen; Bernhard lehnte die Einladung ab. Er bot ihm eine seiner Nichten zur Gemahlin an, der Herzog bedankte sich für die Ehre. Jetzt begann man, in ihm einen Feind zu sehen, und ergriff andere Maaßregeln. Man entzog ihm die Subsidiengelder, man bestach den Gouverneur von Breysach, um wenigstens nach dem Ableben des Herzogs sich in den Besitz der Festung und seiner Truppen zu setzen, man täuschte Bernhard nicht, er durchschaute alle Ränke, die gegen ihn gesponnen wurden, aber man hemmte ihn doch dadurch in seinen Unternehmungen. So lange er seine Kriegsmacht anwenden mußte, die schon gemachten Eroberungen gegen einen Angriff der Franzosen zu vertheidigen, konnte er keine neue Eroberungen machen, und das Ausbleiben der Subsidiengelder verhinderte ihn an der zeitigen Erscheinung im Felde. Er hatte beabsichtigt, an den Ufern der Donau gegen Baiern und Oestreich zu agiren, auch hatte er Banner seinen Plan bereits mitgetheilt, als ihn im 36sten Jahre seines Alters eine pestartige Krankheit, die in zwei Tagen gegen vierhundert Menschen tödtete, auf die Bahre streckte. Der Herzog Bernhard war unläugbar ein bedeutender General, nur muß man nicht übersehen, daß er uns eigentlich erst nach dem Abtritt Gustav Adolphs und Wallensteins als solcher erscheint. Mit dem Ersten in eine und dieselbe Reihe ist er nicht zu stellen, und wenn ein neuerer Geschichtschreiber meint, daß ihm vielleicht nur ein längeres Leben gefehlt hätte, um einen Gustav Adolph zu erreichen, ja

zu übertreffen, so ist dieß mehr, als gewagt. Bernhard verdankte die Erfolge, die er fand, mehr seiner Bravour, als seinem Genie; er war unwiderstehlich an der Spitze einer Schwadron, aber er war im Gebrauch einer Armee oft zu hitzig und zu unvorsichtig. Sein Heer wurde nach seinem Hinscheid ein Zankapfel für drei Partheien, für seinen Bruder Wilhelm, dem er selbst es zugedacht hatte, so wie für Schweden und Frankreich. Frankreich trug den Sieg davon, die Offiziere übergaben dem Baron von Erlach, dem ältesten Oberbefehlshaber, das Commando, und dieser war von dem Cardinal gewonnen. Er ließ die Truppen in's Elsaß zurückmarschieren, und es war ihm hier, auf einem Gebiet, das so gut als französisch war, sehr leicht, sie zum Uebertritt zu bewegen, um so leichter, als er sich gehörig mit Geld unterstützt sah. Die Schweden konnten es, so sehr sich ihr Resident zu Breysach auch Mühe gab, nicht verhindern, da es ihnen an Geld mangelte; auch der Kaiser, der Bernhards Offiziere durch lockende Versprechungen zu sich herüber zu ziehen suchte, drang nicht durch. Nun endlich sah sich Frankreich im Besitz einer ansehnlichen Kriegsmacht auf deutschem Boden und fing an, den Kaiser direct und unter eigenem Namen zu bekriegen. Auf dem Kaiserstuhl saß aber nicht mehr Ferdinand der Zweite, sondern sein Sohn, Ferdinand der Dritte, ein Mann, der freilich die Grundsätze, aber doch nicht den Starrsinn seines Vaters theilte, und der das allgemeine Elend zu genau aus persönlicher Anschauung kannte, um nicht auf's Lebhafteste die Abstellung desselben zu wünschen.

Kaiser Ferdinand der Zweite war während seiner ganzen achtzehnjährigen Regierung nie zum Genusse seiner hohen Stellung und zur Ausübung seiner schönsten und süßesten Pflichten gekommen. Mit dem Schwert in der Hand, hatte er sich die Bahn zum Throne gebrochen, und die großen Momente, wo er das Schwert mit dem Friedensszepter hätte vertauschen können, hatte er, obgleich sie sich ihm mehrmals darboten, nicht zu ergreifen verstanden.

An einen Krieg, den er selbst entzündete und der ihn bald auf die höchsten Gipfel führte, bald in die tiefsten Abgründe hinab stürzte, hatte er sein Leben vergeudet; den unbändigsten Trotz eines mit ihm grollenden Dieners, die ärgsten Erniedrigungen und obendrein noch Untreue und Verrath hatte er erdulden müssen; das Verderben und die Noth von Hunderttausenden hatte er auf seine Seele geladen, und durch so gränzenlose Opfer war, wie er sich am Abend seiner Tage gestehen mußte, Nichts, gar Nichts erreicht worden. Wie mogte ihm zu Muthe sein, wenn er im Vorgefühl der dem obersten Richter bald abzulegenden Rechenschaft, in der sclavischen Angst eines unfreien Gewissens, auf seine Vergangenheit, auf die Ströme des vergossenen Bluts, auf die Trümmer und Aschenhaufen der zerstörten Städte und Dörfer zurückblickte. Erst acht Wochen vor seinem Ende dachte er daran, seinem Sohn die Nachfolge im Reich zu sichern, ein Beweis, daß sein Ende ihn überraschte. Er berief die Kurfürsten nach Regensburg zu einem Collegialtage und legte ihnen hier schriftlich seine Propositionen vor. Diese hatten einzig und allein den Vortheil seines Hauses zum Gegenstand, damit aber der Egoismus nicht zu grell und beleidigend hervortrete, ward die Ruhe Deutschlands vorgeschoben. Der Kaiser machte auf die vielen Eingriffe aufmerksam, die sich fremde Mächte in die Reichsverfassung erlaubten; er malte die Verwirrung aus, die entstehen werde, wenn bei seinem Hinscheid noch kein römischer König erwählt sei; er schilderte die Vorzüge und Tugenden seines Sohnes und schloß damit, indem er diesen auf's Dringenste zu seinem Nachfolger in Vorschlag brachte. Den meisten der vorgedachten Gründe mußten die Kurfürsten beipflichten, vor Allem mußte es ihnen einleuchten, daß bei dem Zustand der Dinge auswärtige Monarchen sich nur zu wahrscheinlich veranlaßt sehen könnten, bei Erledigung des Thrones nach der Kaiserkrone zu greifen und sie in ihrem Wahlrecht zu beschränken und zu verletzen; sie fanden sich daher bald geneigt, dem Kaiser

zu willfahren und seinen Sohn zu erheben. Die evangelischen Glieder des Wahlcollegiums wollten zwar zuvor den Punct der Amnestie in's Reine gebracht wissen, sie wurden jedoch überhört und mit allgemeinen Versicherungen abgespeis't. Frankreich und Schweden hatten sehr viel gegen die Wahl einzuwenden, als sie den Ausfall derselben erfuhren. Sie hoben die vielen Verstöße, die man in der übergroßen Eile gegen den Inhalt der goldenen Bulle begangen hätte, heraus, und erklärten die Wahl für ungültig. Sie hatten auch in der Hauptsache keinesweges Unrecht: große Unordnungen waren vorgefallen, man sprach von Bestechungen, vom Selbstmitstimmen des Kaisers, vom Mißbrauch der in Regensburg befindlichen Besatzung. Doch war ihr Eifer in seiner Quelle zu unrein, auch hatte man nur im Reich, nicht aber im Ausland, über Vorgänge der Art zu richten. Ferdinand der Dritte blieb also unangefochten und, ohne daß sich in Deutschland eine Gegenparthei erhob, römischer König, und bestieg nach dem baldigen Ableben seines Vaters den Kaiserthron. Hätte er der Welt, die ihm die höchste Herrschaft, das Dominium mundi, schenkte, mit dem Frieden sogleich ein Gegengeschenk gemacht, so wollten wir seinen Namen in Gold fassen. Doch — vielleicht war ihm dieß bei bestem Willen nicht möglich!

Mit dem Herzog Bernhard erlosch die letzte hervorragende Gestalt des dreizigjährigen Krieges. Noch ward elf Jahre gekämpft, aber fast ohne Plan und Ziel. Die auftretenden Generäle sind tapfer, aber unbedeutend; der Eine geht, der Andere kommt, aber Keiner ist größer, als sein Glück, Keiner hinterläßt andere Spuren, als die Wunden, die er den Völkern schlägt. Wir wollen die Ereignisse dieser Zeit kurz zusammendrängen, um für einen kleinen Abriß der Friedensunterhandlungen, die, wenn nicht interessanter, so doch wichtiger sind, als die unaufhörlichen, meistens zweck- und erfolglosen Scharmützel roher militairischer Kräfte, einigen Raum zu gewinnen.

Herzog Bernhards Tod befreite den Kaiser von einer

großen Furcht und entfesselte ihm die Arme. Er konnte seine Macht erst nach Bernhards Hingang wieder mit Entschiedenheit gegen Banner wenden. Dieser hatte sich, wie wir wissen, nach dem vergeblichen Versuch, sich in Sachsen zu halten, nach Pommern zurückziehen müssen und war dort in Gefahr gerathen, völlig aufgerieben zu werden. Aber Banner war ein Mann, dem mit der Noth der Muth nur wuchs und der an Hülfsmitteln unerschöpflich war. Die Diversion, die Bernhard dem Kaiser am Rhein gemacht hatte, war ihm sehr zu Statten gekommen. 14,000 Mann frischer Truppen, die er aus Schweden und Liefland erhielt, und der Umstand, daß sich mit dem sinkenden Glück des Kaisers manche abtrünnig oder wankend gewordene Freunde wieder auf seine Seite stellten, machten es ihm möglich, den Feldzug im Jahre 1638 wieder mit guter Hoffnung zu eröffnen. Die Kaiserlichen, noch im theilweisen Besitz von Vorpommern und von Mecklenburg, flohen oder liefen den schwedischen Fahnen zu, um nur dem Hungertode zu entgehen. Banner wollte in Sachsen und Böhmen einfallen; um aber nicht unterwegs zu verhungern, mußte er sich entschließen, von Hinterpommern aus einen Umweg durch Niedersachsen zu nehmen und erst durch das Halberstädtische in Kursachsen einzurücken. Die niedersächsischen Staaten versorgten ihn, um ihn nur wieder los zu werden, mit dem nöthigen Proviant. Sachsen zitterte vor seiner Ankunft; aber er hatte es dies Mal nicht auf einen längern Aufenthalt im Kurfürstenthum abgesehen, sondern auf die kaiserlichen Erbstaaten, und zunächst auf Böhmen, sein Augenmerk gerichtet. Bei Elsterburg schlug er den kaiserlichen General von Salis, bei Schemnitz die sächsische Armee. Dann drang er in Böhmen ein, bedrohte Prag, schlug den General von Hofkirchen und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze schlecht vertheidigte Königreich, obgleich er als Beschützer zu kommen vorgab. Die böhmischen Geschichtschreiber berichten Gräueldinge über die

Verheerungen, welche die Schweden anrichteten. Vor Allen mißhandelten sie die katholischen Geistlichen, die ihnen in die Hände geriethen, aber auch Bürgern und Bauern wurde empörend begegnet. Was sich nicht fortschaffen ließ, ward zerstört und da der Soldat keine Dörfer und Städte auf die Achsel nehmen oder in seinen Tornister schnüren kann, so wurden sie zu Hunderten in Brand gesteckt. Von Böhmen aus streifte Banner nach Schlesien und dräute selbst Mähren und Oestreich mit seinem Zorn. Der Kaiser sah sich in der größten Gefahr, da ergriff er aber auch die nachdrücklichsten Maaßregeln. Er schickte eilig Geld und Kriegsvolk nach Böhmen und ließ stark werben. Fast zu gleicher Zeit zog Graf Hatzfeld aus Westphalen und Piccolomini, der rasch aus den Niederlanden herbei kam, in Böhmen ein. Der Erzherzog Leopold, ein Bruder Ferdinands, ward an Gallas Statt zum Generalissimus erhoben, und Alles wurde aufgeboten, um die Armee, die dem gänzlichen Verfall nahe war, wieder auf die Beine zu bringen. Der Feldzug des Jahres 1640 nahm auch in der That für den Kaiser eine bessere Wendung. Die Schweden wurden zurückgetrieben, sie zogen über das Meißnische Gebirge und mußten sich, fortwährend von dem keck gewordenen Feind verfolgt, in's Thüringische werfen. Banner war während seiner kriegerischen Laufbahn fast immer, wie auf der Schaukel; bald hoch, bald niedrig, aber niemals lange in einem dieser Extreme verharrend. Die Landgräfin von Hessen, die schon der Religion wegen im Stillen immer Freundin der Schweden geblieben war und den Kaiser durch schlaue, in die Länge gezogene Verhandlungen hingehalten hatte, um einstweilen das Aeußerste von sich abzuwenden und im Geheimen eine Verbindung mit Frankreich anzuknüpfen, erklärte sich jetzt bestimmter für sie und vermehrte ihr Heer. Die Herzöge von Lüneburg gingen von dem Prager Frieden ab und führten Banner, der bei Erfurt stand und seinen Untergang schon vor Augen sah, ihre Truppen zu. Auch Hessen schickte

Hülfe und der Herzog von Longueville stieß mit Herzog Bernhards nachgelassener Armee gleichfalls zu ihm. Sogleich erhob sich Banner und bot den Kaiserlichen, denen er nun wieder überlegen war, bei Saalfeld ein Treffen an, das Piccolomini jedoch wohlweislich ablehnte. Als die Baiern sich zuletzt von den Kaiserlichen trennten, und ihren Marsch nach Franken richteten, versuchte Banner einen Angriff auf sie, der aber ebenfalls vereitelt wurde. Beide Armeen blieben nun in dem ausgehungerten Hessen so lange stehen, bis der Mangel und die Jahreszeit sie vertrieb. Piccolomini wählte sich die Ufer der Weser zu seinen Winterquartieren, Banner machte sie ihm streitig und er mußte sie den Schweden räumen. Auf einem Gastgebot zu Hildesheim kämpften die Katholiken zur Abwechselung auch einmal mit der eigentlichsten Waffe des päpstlichen Stuhls, mit Gift. Der Landgraf von Hessen und der Graf von Schauenburg starben nach dem Genuß eines verdächtigen Weines auf der Stelle; Banner, für den er hauptsächlich bestimmt gewesen war, empfand die Wirkung erst später.

Die Kurfürsten, von der gränzenlosen Noth des Vaterlandes gerührt und persönlich bedrängt, hielten zu Nürnberg einen Collegialtag. Hier kam sehr viel zur Sprache und wenigstens das Eine zu Stande, daß der Kaiser, auf inständiges Flehen und Bitten der Fürsten eine Reichsversammlung nach Regensburg ausschrieb. Seit 27 Jahren war kein Reichstag gehalten worden; von welcher Wichtigkeit, von welch heilsamem Einfluß hätte der endlich angesetzte sein können, wenn es der Kaiser nur ernstlicher gemeint hätte. Aber die Gegenwart des Reichsoberhaupts, die Mehrheit der katholischen Stimmen im Kurfürstenrat, die überlegene Anzahl der Bischöfe, die schwierige Stellung der evangelischen Stände und mehr Hindernisse dieser Art veranlaßten, daß die Reichsversammlung, weit entfernt, Eintracht und friedliche Ausgleichung herbeizuführen, eher das Gegentheil erzielte. Die Evangelischen verfluchten den Regensburger Tag;

sie sahen in ihm Nichts, als eine Zusammenverschwörung Oestreichs und seiner Anhänger gegen die dem Kaiser gegenüber stehende Parthei, sie zitterten vor den Donnerkeilen, die dort geschmiedet wurden, und wünschten Nichts so sehnlich, als daß die Schmiede in ihrer heillosen Arbeit gestört werden mögten. Dazu entschloß sich nun Banner, den Alles reizte, was an's Tollkühne streifte. In der strengsten Kälte des Winters verließ er seine warmen Winterquartiere zu Lüneburg und machte sich auf den Weg, ohne Jemand mitzutheilen, was er beabsichtigte. Die Donau war gefroren, und er stand vor Regensburg, ehe der Reichstag das Geringste von seinem Marsch erfahren hatte. Natürlich war die Bestürzung, die seine unvermuthete Ankunft erregte, außerordentlich groß, die meisten der versammelten Stände entschlossen sich zur Flucht, aber Ferdinand erklärte, daß er die Stadt nicht verlassen würde, und seine Standhaftigkeit erweckte auch in den Andern, wenn nicht Muth, doch Schaam. Bald fiel Thauwetter ein, so daß die Donau so wenig zu Fuße, als zu Schiffe passirt werden konnte. Die Reichsversammlung kam demnach mit dem bloßen Schreck davon, und Banner, der den deutschen Kaiser, nun er ihn nicht zu fangen vermogte, doch wenigstens ärgern und kränken wollte, ließ fünfhundert Kanonen gegen die Stadt abfeuern. Nun beschloß er, tiefer in's Bairische vorzudringen und bis in's Mährische zu rücken, um seinen Truppen Beute und bessere Nahrung zu verschaffen. Doch der ihn begleitende französische General, ohne den er Nichts ausrichten konnte und der fürchtete, daß es seine Absicht sei, die weimar'sche Armee gänzlich von ihrer Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, ließ sich durchaus nicht zur Einstimmung und Theilnahme bewegen. Er verließ Banner und wandte sich gegen den Main, und die Schweden sahen sich nun plötzlich der ganzen kaiserlichen Macht bloßgestellt, die ihnen immer näher auf den Leib drang. Banner konnte nur noch auf einen schnellen Rückzug denken, aber wie dieser im Angesicht eines an Reiterei

überlegenen Heeres, zwischen Strömen und Wäldern in einem ganz und gar feindlichen Gebiet bewerkstelligt werden sollte, das war eine schwierige Frage. Doch Banner war gewohnt, das Unmöglich-Scheinende zu unternehmen, er machte sich also auch jetzt ohne Weiteres daran, eine Aufgabe, vor welcher der Gedanke schauderte, durch die That zu lösen, wie es dem Helden geziemt. Bei Neuburg mußte er drei Regimenter im Stich lassen, die nach einer spartanischen Gegenwehr in kaiserliche Gefangenschaft geriethen, die jedoch den Feind so lange aufhielten, bis Banner den Vorsprung gewann und entkam. Es hing auf diesem außerordentlichen Rückzug von einer einzigen halben Stunde ab, ob die Schweden vertilgt werden sollten oder nicht. Hätte Piccolomini den Paß bei Priesnitz diese halbe Stunde früher erreicht, so wäre für Banner an ein Entkommen nicht zu denken gewesen. Bald darauf hatte Banner das Vergnügen, daß der französische General sich — bei Zwickau — wieder mit ihm vereinigte. Jetzt richtete er seinen Marsch nach Halberstadt, wurde unterwegs aber von einem Fieber befallen, welches seinen durch Anstrengungen und Ausschweifungen erschöpften Körper dermaßen angriff, daß er bald nur noch in der Sänfte von Ort zu Ort geschafft werden konnte, bis er im Mai 1641 zu Halberstadt den Geist aufgab, kaum vierzig Jahre alt. Banner war ein General, der in seinem Wesen und Leben die ganze wilde, verworrene Zeit, in die er fiel, abspiegelte. Den Krieg betrachtete er als sein Gewerbe, als eine Nothwendigkeit; die Mühseligkeiten, die er mit sich brachte, ertrug er ohne Murren, aber die Laster und bösen Gewohnheiten, die er hervorrief, betrachtete er auch als billige und gerechte Entschädigungen für so viel Last und Beschwerde. Als Heerführer hat er glänzende Thaten verrichtet, ohne darum auf den Namen eines guten Feldherrn Anspruch gewonnen zu haben; er würfelte gern mit dem Schicksal und war freilich ein glücklicher Spieler, der niemals, trotz seiner Verwegenheit, Alles einbüßte,

sondern der immer noch einen Einsatz übrig behielt. Seinem Vaterlande war er bis in den Tod getreu, von seinen Soldaten wurde er geliebt und gefürchtet, von seinen Mitgeneralen scheel angesehen, von den deutschen Reichsfürsten gehaßt. Daß er die seit der Schlacht bei Nördlingen und dem Prager Frieden so tief gesunkenen schwedischen Angelegenheiten wieder in die Höhe, und die nordischen Waffen wieder in Ansehen zu bringen wußte, gereicht ihm zum ewigen Ruhm und giebt ihm ein Recht auf die Dankbarkeit jedes Protestanten. Seine Feinde ehrten ihn, als sie die Nachricht von seinem Hinscheiden erhielten, auf ihre Weise; sie jauchzten über seinen Tod und zeigten dadurch, wie sehr sie ihn bei Lebzeiten respectirt hatten.

Für die Schweden hatte sein Verlust gleich zu Anfang schlimme Folgen. Der Geist der Empörung begann, sich in der Armee zu regen, die Offiziere bestanden auf ungesäumte Berichtigung ihrer Rückstände und keiner der in Banners Stelle getretenen vier Generale konnte sie zufrieden stellen, die Desertion riß unter den Truppen ein, die französisch-weimar'schen Soldaten waren lässig und störrisch, die Lüneburger verließen die Schweden, da ihre Fürsten inzwischen mit dem Kaiser ausgesöhnt worden waren, und auch die Hessen sonderten sich von ihnen ab. Der Feind ließ eine so schöne Gelegenheit nicht ungenutzt, er breitete sich in Niedersachsen aus und wußte sich, obgleich er zwei Mal geschlagen wurde, zu halten und mehr zu befestigen. Wenn die Schweden nicht ganz herunterkommen sollten, so mußte ein neuer Generalissimus, der die zerrissenen Bande des Gehorsams wieder anzuknüpfen und dem hauptlosen Körper, von dem die Glieder abfielen, weil der Lebenspuls stockte, wieder eine Seele einzuhauchen verstand, ausgefunden werden. Man fand ihn in Bernhard Torstensohn, der dem großen Gustav Adolph schon in den polnischen Kriegen als Page gedient, und eben so, wie Banner, von seinem unübertrefflichen König Alles gelernt hatte, was man in solchen Dingen lernen kann. Gustav Adolph selbst

hatte ihn bei einem frühern Anlaß des Obercommandos würdig erklärt; dieser Umstand war für seine Wahl entscheidend und Torstensohn mußte sich, trotz des Podagras, an welchem er litt, zur Uebernahme des schwierigen Postens entschließen. Er kam, das Vertrauen ging ihm voran und ein voller Geldsack, den er mitbrachte, gewann ihm die Herzen der Soldaten. Er nahm die von seinen Vorgängern oft gefaßte, aber nie durchgesetzte Maxime, den Krieg in die östreichischen Provinzen hinein zu spielen und Denjenigen, der das ganze Unglück veranlaßt hatte, die Kosten zahlen zu lassen, wieder auf, und ihm gelang es endlich, damit durchzudringen. Durch Brandenburg ziehend, brach er in Schlesien ein, nahm Glogau und Schweidnitz, warf sich dann in's Mährische, eroberte Olmütz und bedrohte Wien. Je weiter er kam, je besser ging es, denn in den Ländern, die den Krieg nur noch von Hörensagen kannten, fanden seine Truppen einen fetten Tisch. Aber Piccolomini und der Erzherzog Leopold warfen sich ihm entgegen und drängten ihn zurück. Er fiel hierauf in die Lausitz und marschirte durch Meißen an die Elbe, passirte bei Torgau diesen Strom und faßte Leipzig in's Auge, eine Stadt, die einen reichlichen Vorrath an Geld und Lebensmitteln versprach, weil sie seit zehn Jahren keinen Feind mehr gesehen hatte. Die Kaiserlichen eilten mit aller Schnelligkeit zum Entsatz herbei, und abermals kam es bei Leipzig zu einer blutigen und entscheidenden Schlacht. Groß war die Tapferkeit auf beiden Seiten, die Kaiserlichen wurden durch das Andenken an die unter Tilly an diesem Ort erlittene Niederlage befeuert, sie durch einen Sieg vergessen zu machen, die Schweden erinnerten sich der an dem nämlichen Ort errungenen Lorbeeren, die sie sich nicht entreißen lassen durften, Torstensohn, Gustav Adolphs würdiger Schüler, dachte mit Begeisterung an seinen großen Lehrer, dessen Geist ihn hier, wenn irgendwo, umschwebte und ein Zeuge seiner Thaten war. Die Schweden errangen nach schwerer Arbeit den vollkommensten Sieg, der ihnen zwei

ihrer Obersten und 3000 Mann, dem Feind jedoch die ganze Artillerie und Bagage, das Silbergeschirr und die Kanzlei des Erzherzogs, 5000 Todte und eben so viel Gefangene kostete. Torstensohn war zu sehr geschwächt, um den Feind verfolgen zu können, er hatte sich demselben aber für immer furchtbar gemacht und fand in Leipzig, welches sich drei Wochen nach dem Treffen ergab, eine herrliche Belohnung für so viel vergossenes Blut. Die Stadt mußte seine ganze Armee neu kleiden und noch außerdem drei Tonnen Goldes zahlen. Freiberg, das er nun angriff, widerstand ihm und wurde durch Piccolomini entsetzt. Er wandte sich jetzt gegen die Oder, stand aber mit einer Schnelligkeit, die alle seine Bewegungen characterisirte, auf einmal wieder an der böhmischen Gränze, drang abermals in Mähren ein, errichtete zu Dobitschau sein Lager und beherrschte die ganze Provinz.

Mittlerweile waren auch die Alliirten der Schweden thätig gewesen. Die hessische und weimar'sche Armee hatten im Erzbisthum Cölln agirt, bei Kempten über den Kurfürsten und den kaiserlichen General Hatzfeld einen bedeutenden Sieg erfochten und sich dadurch gute Winterquartiere verschafft. Der französische General, durch seine Instruction angewiesen, sich vom Main- und Rheinstrom nicht zu weit zu entfernen, hatte sich dann von den Hessen getrennt und war nach langem Herumirren vom Feind bis ins Elsaß zurückgetrieben worden. Hier blieb er stehen und wartete Verstärkung ab. Da Richelieu in dieser Zeit gestorben und Mazarin, der den deutschen Krieg nicht, wie Jener, als Neben- sondern als Hauptsache betrachtete, an seinen Platz getreten war, so langten bald 8000 Mann an. Mit diesen ging er über den Rhein und bemächtigte sich der Stadt Rotweil und eines bedeutenden bairischen Magazins, fand jedoch in Rotweil durch die Ungeschicklichkeit seines Wundarztes den Tod. Seine ganze Armee ward gleich darauf von Hatzfeld bei Tuttlingen, wo sie sich des rauhen Winters wegen für unge-

fährdet hielt, überfallen und, mit Ausnahme der Reiterei, die sich rettete, theils in die Pfanne gehauen, theils gefangen genommen.

Torstensohn machte sich jetzt an die Ausführung eines andern Plans. Die schwedische Regierung hatte große Ursache über Christian den Vierten, den König von Dänemark, ungehalten zu sein. Dieser Monarch arbeitete den Schweden entgegen, wo er irgend konnte, er beschwerte ihren Handel und hinderte ihre Schiffahrt. Der Nationalhaß, der sich noch aus den Zeiten der Vereinigung beider Reiche unter einem Herrscher herschrieb, kam hinzu, um die Schweden noch mehr zur Rache aufzureizen, als sie es ohnehin schon waren, und Torstensohn bekam Befehl in Holstein einzufallen. Die dänischen Minister ahnten Nichts, eine Kriegs-Erklärung ward unnöthig gefunden und Torstensohn stand in Holstein, bevor sich der König von Dänemark dessen versah. Er bemächtigte sich dieses Herzogthums, das keinen Widerstand leisten konnte, mit Sturmes-Eile, und brachte alle festen Oerter desselben, mit Ausnahme von Rendsburg und Glückstadt, in seinen Besitz. Die dänische Flotte verunglückte bei Fehmarn, eine andere schwedische Armee drang in Schonen ein und König Christian war auf dem Punct, sein ganzes Reich an den gehaßtesten seiner Feinde zu verlieren. Aber dem Kaiser mußte es im höchsten Grade beunruhigend sein, daß sein Bundesgenosse sich in einer solchen Gefahr befand, daß die Schweden im Begriff standen, ihre Macht durch die Einnahme Dänemarks zu verdoppeln. Er ertheilte daher dem Grafen Gallas, der auf's Neue zum Commandanten erhoben worden war, den Befehl, mit einer Armee nach Holstein zu rücken, um das Aeußerste abzuwenden. Gallas machte sich sogleich auf den Weg, er eroberte Kiel, vereinigte sich mit den Dänen und hoffte, die Schweden in Jütland einzuschließen. Aber Torstensohn zog durch einen unbesetzten Paß dem Gallas entgegen und setzte ihm so hart zu, daß er den ganzen Elbstrom bis Bernburg

hinaufzog und sich hier in ein festes Lager warf. Die Dänen, an Zahl ohnehin sehr gering, trennten sich nun wieder von den Kaiserlichen und beide Theile erschöpften sich in Vorwürfen, die sie einander machten. Torstensohn folgte Gallas auf den Fuß, um zu verhüten, daß er sich in Ober- und Niedersachsen nicht etwa verstärke; er nahm eine solche Stellung, daß er dem Feind in den Rücken kam und ihm zu Böhmen und Sachsen den Weg versperrte. Das Lager der Kaiserlichen war zu fest, um einen Angriff zu gestatten, aber der Hunger, gegen den man sich nicht verschanzen kann, nahm bald überhand; Menschen und Pferde fielen um die Wette um, und jene liefen haufenweise zu den Schweden. Gallas entschloß sich zuletzt zum Rückzug nach Magdeburg; er wählte zu seinem Abzug eine finstre Nacht und ließ zuvor alle Hunde, Esel und Hähne, die ihn hätten verrathen können, aus dem Lager schaffen. Doch Torstensohn war wachsam, und Gallas konnte seinen Plan erst in's Werk richten, als der schwedische General sich mit dem größten Theil seiner Reiterei nach Eisleben entfernt hatte, um die kaiserlichen Partheigänger zu überfallen. Aber Torstensohn, sehr schnell von dem Marsch des Feindes unterrichtet, holte seine Cavallerie bei Jüterbock ein und zerstreute sie und rieb den Rest der Gallas'schen Armee bei Magdeburg auf. Hierauf zog Torstensohn an der Spitze von 16,000 Mann nach Böhmen, um den Krieg abermals in die kaiserlichen Erbstaaten zu verpflanzen. Der Kaiser, weniger auf seine Macht, als auf einen Traum vertrauend, verfügte sich in eigener Person nach Prag, und erließ, um sich der göttlichen Gnade zu versichern, strenge Befehle und Drohungen gegen die Protestanten. Hatzfeld versammelte alle österreichische und bairische Truppen unter seinen Fahnen. Dies Heer war das letzte, das dem Kaiser zu Gebote stand, aber statt unter diesen Umständen einer gerechten Besorgniß Raum zu geben, war die Brust des unvorsichtigen Mannes von Uebermuth geschwellt. Bei Jankowitz, drei Meilen von Tabor,

trafen die Schweden und die Kaiserlichen zusammen; Hatzfeld commandirte die größere Zahl, aber Torstensohn, der sich dadurch nicht schrecken ließ und dem das Stehenbleiben unter freiem Himmel bei der rauhen Witterung beschwerlich fiel, beschloß anzugreifen, da er nicht angegriffen ward. Ein wüthendes Gefecht begann, und Hatzfeld ward in zwei auf einander folgenden Treffen völlig geschlagen, ja persönlich mit 3000 Mann gefangen genommen. Dieser Sieg war von der höchsten Wichtigkeit. Der Kaiser entfloh, Nichts, als die Krone mit sich nehmend und in Prag alle seine Kostbarkeiten zurücklassend, eilfertig nach Wien, und Torstensohn, der jetzt das allein noch übrig gebliebene Bollwerk der österreichischen Staaten vernichtet hatte, brach mit seinen Schweden in die Erblande mit allem Ungestüm und Grimme eines unbedingten Siegers herein. Ganz Mähren wird erobert, Brünn wird fest eingeschlossen und wenn es sich nicht ergiebt, so liegt es nur daran, daß die Commandanten dieses Platzes, als ehemalige schwedische Ueberläufer keinen Pardon zu hoffen wagen, alle Schlösser und Städte an der Donau fallen Torstensohn in die Hände und endlich, endlich steht er vor Wien. Ragotzi, der Fürst von Siebenbürgen, für den jedes Unglück des Kaisers ein Glück ist, verband sich mit Torstensohn und die Vereinigung seiner Truppen mit den Schwedischen stand nahe bevor. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, den die schwedischen Einquartirungen auf's Aeußerste brachten, und der vom Kaiser keine Hülfe mehr erwarten durfte, schloß einen Waffenstillstand mit den Schweden, den er von Jahr zu Jahr erneuerte; von ihm hatte Ferdinand also Nichts mehr zu hoffen und konnte billigerweise auch Nichts mehr von ihm fordern. Die französische Armee hatte sich ebenfalls tapfer bewiesen und die Macht Baierns am Rhein und in Schwaben in Schach gehalten. An Freiburg scheiterte freilich ihre Kühnheit, die Baiern hielten sich auf's Standhafteste und zwangen den Herzog von Enghien zum Rückzug. Aber die Baiern

waren durch ihre Anstrengungen doch zu entkräftet, um dem Kaiser Beistand zu leisten, sie konnten nicht einmal die Rheinufer vertheidigen, Speier, Worms, sogar Philippsburg ergaben sich, und auch Mainz unterwarf sich dem Sieger. Aber, wenn den Kaiser nicht seine Freunde retteten, so bewahrten ihn vor dem völligen Untergange seine Feinde. Die Schanze bei der Wiener Brücke, deren sich die Schweden schon bemächtigt hatten, wurde bald wieder verloren; die schwedischen Obersten hatten sie gegen Torstensohns ausdrückliches Geheiß, statt mit alten erprobten Soldaten, mit gefangenen kaiserlichen besetzen lassen, die sich um den geschwornen Eid wenig kümmerten und die erste Gelegenheit zum Wiederabfall wahrnahmen. Die 25,000 Mann, mit denen Ragotzi den Schweden zu Hülfe geeilt war, schadeten ihnen weit mehr, als sie nützten. Roh und undisciplinirt, wie diese Barbaren waren, hatten sie keineswegs die Absicht, Torstensohns Kriegsplan zu unterstützen, sondern verfolgten kein anderes Ziel, als sich die Taschen zu füllen und ihrer angebornen Grausamkeit durch Verwüstungen und Unfug Genüge zu thun. Der Kaiser ließ sich mit Ragotzi in Unterhandlungen ein und dieser, der von Treu und Glauben nicht wußte, der den ersten Gewinn für den besten hielt und den die Rache in sein weitläuftiges abgelegenes Gebiet hinein nicht verfolgen konnte, zog heim. Die Hauptmacht der Schweden aber, die vor Brünn stand und diesen festen Platz nicht aufgeben durfte, ihn aber auch nicht zu bezwingen vermogte, ward in dem langwierigen Lager geschwächt. Torstensohn lenkte die Belagerung selbst, aber er war äußerst angegriffen und einen ganzen Monat bettlägerig krank; unter seinen Soldaten brach in Folge des Genusses unreifen Obstes die Ruhr und manche andere Seuche aus, und als Ragotzi, auf dessen kräftige Unterstützung er sich doch in Etwas verlassen hatte, ihn so plötzlich im Stich ließ, mußte er sich, um nicht in die größte Verlegenheit zu gerathen, zum Rückzug entschließen. Er setzte jedoch, um

sich das Wiederkommen zu erleichtern, Hornenburg und Krems in guten Vertheidigungszustand und ließ noch in mehreren anderen festen Orten eine hinreichende Besatzung zurück; dann nahm er seinen Weg nach Böhmen, von dem Erzherzog Leopold, der jetzt die Kaiserlichen anführte und die östereichischen Gränzen bald wieder von allen Feinden reinigte, gefolgt. Wien und der Kaiser hatten also von Torstensohns Zug Nichts, als die Angst gehabt, aber diese Angst war auch hinreichend, um Ferdinand nachgiebiger und geschmeidiger zu machen, und um auch in seinen Erbstaaten und seiner Residenzstadt, die bis dahin als bloße Zuschauer des Kriegs sehr lau und indifferent geblieben waren, den Wunsch nach einem allgemeinen Frieden zu erregen. Torstensohn, der seinen körperlichen Leiden so lange durch die Kraft seines Geistes ein Gegengewicht gegeben hatte, mußte sich jetzt doch seiner immer wachsenden Krankheit beugen und sich des mit so großem Ruhm geführten Commandos entäußern. Der bisherige Generalfeldzeugmeister Wrangel ward von der Königin zu seinem Nachfolger ernannt.

Auch Wrangel hielt es für das Beste, den Krieg in die Erblande des Kaisers zu verlegen. Aber er schlug einen andern Weg ein, wandte sich nicht nach Böhmen, sondern nach Schwaben und Baiern, wo er mit Bestimmtheit auf nachdrückliche Unterstützung von französischer Seite rechnen konnte. Die französische Armee wurde von Türenne und dem Herzog von Enghien befehligt. Beide Anführer trennten sich eine Zeit lang; da dieß aber eine große Niederlage Türennes, den der bairische General Mercy bei Mergentheim auf's Haupt schlug, zur Folge hatte, so schlossen sie sich wieder an einander an, warfen sich bei Allersheim auf die Baiern, tödteten den tapfern Mercy und verrichteten große Heldenthaten, die freilich theuer genug erkauft wurden und auf den Gang der Ereigenisse wenig Einfluß ausübten. Bald nach der Schlacht bei Allersheim führte Leopold den Baiern Hülfstruppen zu, so daß Türenne, der sich

durch seinen Sieg sehr entkräftet fühlte, sich eilig nach dem Rhein zurück ziehen mußte. Leopold hielt sich für stark genug, auch der schwedischen Hauptarmee unter Wrangel die Spitze bieten zu können. Aber Wrangel wich ihm aus, rückte durch Obersachsen an die Weser, besetzte Höxter und Parderborn, zog dann nach Wetzlar und vereinigte sich mit der Armee des Generals Königsmark. Er wünschte, daß Türenne sich ihm ebenfalls anschließen solle, dieser aber, dem durch den Cardinal Mazarin die Hände gebunden waren, gab vor, er müsse die niederländischen Gränzen des Reichs vertheidigen. Wrangel drang ernstlicher in ihn, und da der Cardinal befürchtete, daß die Schweden bei fortgesetzter Weigerung einen Privatfrieden mit Oestreich abschließen mögten, so gab er Türenne die Erlaubniß zur Vereinigung, die bei Gießen bewerkstelligt wurde. Nun fürchtete Wrangel den Feind nicht mehr. Die Kaiserlichen, die Türenne und Wrangel vergebens aus einander zu halten gesucht hatten, litten großen Mangel und zogen sich, weil sie den Hunger nicht länger zu ertragen vermogten, an die Lahn zurück. Wrangel sah sich hiedurch aufgemuntert, dem Lauf der Donau zu folgen, um an diesem sichern Faden bis nach Wien zu gelangen. Ohne Hindernisse überschritt er Donau und Lech. Augsburg glaubte er im Fluge erobern zu können, auch war die Uebergabe schon nahe, als 25,000 Kaiserliche und Baiern herbei rückten und die Stadt nicht allein entsetzten, sondern die Schweden und Franzosen, die sich nicht hätten verweilen sollen, zurück trieben. Wrangel wandte sich jetzt gegen Schwaben, plötzlich nahm er jedoch eine Gelegenheit wahr, den Lech abermals zu überschreiten. Nun lag ganz Baiern vor ihm offen, und der Lech, an dem er eine hinreichende Truppenzahl aufstellte, war den Baiern selbst, so wie den Kaiserlichen, versperrt. Schrecklich wütheten die Soldaten, das unglückliche Land erseufzte, und Maximilian, der standhafteste unter Oestreichs Anhängern, ward endlich in seinem trotzigen Muth erschüttert.

Acht und zwanzig Jahre hatte der Krieg bereits gedauert und noch war keine Aussicht zum Frieden da, Maximilian glaubte, daß nur der Einfluß der Spanier, die er haßte, weil sie ihn beleidigt hatten, den Kaiser gegen die Noth des Vaterlandes so halsstarrig machte, so Mancher seiner Kurfürstlichen Collegen hatte, um einigermaßen Ruhe zu haben, sich privatim mit dem Feinde verglichen; warum sollte er nicht das Nämliche thun? Er schloß also zu Ulm mit den Schweden einen Waffenstillstand, den er, so hoch der Preis auch war, den er bewilligen mußte, doch immer noch wohlfeil erhielt, wenn man die Verheerungen und Plagen, denen er durch Aufopferung unsicherer Eroberungen und durch Einräumung einiger Vortheile entging, in Erwägung zieht. Jetzt aber hatte der Kaiser auch seine letzte Stütze verloren und der Schwerpunct, den er in sich selbst fand, konnte ihn unmöglich auf den Beinen halten; eine Armee von 12,000 Mann bildete seine ganze Kriegsmacht und für diese hatte er nicht einmal einen General, sondern mußte ihr, trotz seiner Rechtgläubigkeit, einen Calvinisten, trotz seines Stolzes, einen Ueberläufer, den Hessen Melander, zum Befehlshaber geben. Doch eben weil es nur Frankreichs Absicht gewesen war, den Kaiser gänzlich zu stürzen, nicht aber die gefährlichen Schweden steigen zu lassen, und weil es seine Absicht jetzt erreicht wähnte, hörte der Cardinal auf, Wrangel zu unterstützen, wie er hätte unterstützt werden müssen, wenn Ferdinand mit dem Schwert in der Hand zum Frieden auf vorgeschriebene Bedingungen hätte gezwungen werden sollen: Türenne erhielt Befehl, sich von Wrangel unter dem schon früher gebrauchten Vorwand, daß die niederländischen Reichsgränzen geschützt werden müßten, zu trennen, und der gespannte Kriegsbogen, der den Kaiser mit einem Schuß ins Herz bedrohte, ward wieder schlaff und kraftlos, Wrangel, erbittert über die französische Hinterlist, versuchte, was er selbst vermogte. Er drang in Böhmen ein, belagerte Eger und nahm diese wichtige Festung, bevor der

Kaiser, der in eigener Person zum Entsatz herbei eilte, ankam. Die kaiserliche und die schwedische Armee standen sich jetzt nahe genug und hatten beide in dem Mangel, der sie drückte, Aufforderung zu einer Schlacht. Doch, der Kaiser, von dem der Angriff ausgehen mußte, da er der Stärkere war, hatte mit den vornehmen bairischen Generälen, die sich mit Unwillen zur Unthätigkeit verdammt sahen, Unterhandlungen angeknüpft, und wollte nichts Entscheidendes wagen, ehe diese Unterhandlungen, die auf nichts Geringeres, als auf die Verführung des bairischen Heeres zum Abfall von dem Kurfürsten gerichtet waren, ihr Ziel erreicht hatten. Maximilian entdeckte das Complott und kam der Ausführung desselben zuvor; statt jedoch dem Kaiser über einen des höchsten Herrn der Welt so unwürdigen Schritt Vorwürfe zu machen, entschloß er sich, ihm Hülfe zu leisten. Er hatte nämlich eingesehen, daß der von ihm mit dem Feind geschlossene Waffenstillstand, weit entfernt, den Frieden zu beschleunigen, ihn weit eher verzögerte, indem die Alliirten ihre Forderungen immer höher trieben, je ohnmächtiger sie den Kaiser werden sahen: auch hatte er erfahren, daß der Waffenstillstand, der ihn streng in sein Kurfürstenthum einschloß, ihn zwang, mit seinen eigenen Leuten sein Land eben so sehr auszusaugen, als die Schweden und Franzosen, die doch wenigstens nicht ewig in seinem Gebiet verweilen konnten, es nur irgend hätten aussaugen können. Feurig und entschlossen, wie er noch als Greis sich bewies, kündigte er daher den erst so mühsam zu Stande gebrachten Stillstand auf, und sandte dem Kaiser eilig nach Böhmen die nämlichen Regimenter, die derselbe durch Verrath zu sich hinüber zu locken sich umsonst bemüht hatte. Jetzt gerieth Wrangel in Noth. Er zog sich auf's Schnellste aus Böhmen zurück und wandte sich nach Meißen und Thüringen, um Türenne näher zu sein. Er wäre verloren gewesen, wenn vor seiner Vereinigung mit den Franzosen die Kaiserlichen und die Baiern auf ihn gestoßen wären. Der Kaiser hatte auch große Lust, ihn

aufzureiben, aber der Kurfürst befolgte eine andere Politik. Der Friede konnte nur dadurch herbei geführt werden, wenn die einander gegenüber stehenden feindlichen Mächte sich so ziemlich gleich blieben; die Schweden durften den Kaiser nicht völlig zu Boden werfen, eben so wenig der Kaiser die Schweden. Melander, durch die Baiern in seiner Verfolgung Wrangels gehindert, warf sich in's Hessische, und haus'te schrecklich, wurde aber von Wrangel, der dem unglücklichen Lande mitten im Winter zu Hülfe kam, wieder heraus gejagt. Hierauf vereinigte sich Türenne mit Wrangel und Beide eröffneten nun den letzten Feldzug des dreizigjährigen Krieges. Melander konnte ihnen keinen Widerstand thun und sie drangen bis auf die rechte Seite der Donau vor. Die Kaiserlichen und die Baiern mußten ihnen endlich bei Susmarshausen Stand halten und wurden geschlagen. Melander erhielt eine tödtliche Wunde und Gronsfeld, der nach ihm Oberbefehlshaber ward, postirte sich am Lech, um Baiern zu schützen. Aber er konnte Wrangel und Türenne den Uebergang nicht wehren, er konnte für die Rettung seines Vaterlandes bloß, gleich Tilly, sein Leben opfern. Nun überfluteten die Schweden und Franzosen das bairische Gebiet und rächten an den Unterthanen, was der Kurfürst verbrochen hatte. Wrangel und Türenne wollten den Inn überschreiten, um dem Erzherzogthum Oestreich näher zu kommen, aber der Fluß war zum Glücke des Kaisers so angeschwollen, daß alle Versuche, eine Schiffbrücke zu Stande zu bringen, nicht fruchteten. Sie mußten sich sogar aus Baiern wieder zurückziehen, weil sie mit den Lebensmitteln gar zu verschwenderisch umgegangen waren. Sie wandten sich nach der Oberpfalz, wo die Nachricht über den Abschluß des Friedens ihrer kriegerischen Thätigkeit ein Ziel setzte. Der General Königsmark, der in Böhmen stand, vollbrachte die letzte glänzende That des unendlich scheinenden Krieges, der jetzt doch ein Ende fand. Er bemächtigte sich nämlich, durch Verrätherei unterstützt, der kleinen Seite von Prag, welches, obgleich die Altstadt, die ebenfalls

belagert wurde, sich standhaft vertheidigte, auf den Entschluß des Kaisers, den Schritt, den die ganze Welt von ihm erwartete, endlich zu thun, keinen geringen Einfluß übte.

Wenn es mir schwer fiel, in so gedrängter Kürze eine übersichtliche Darstellung der Kriegsereignisse zu geben, so finde ich es durchaus unmöglich, die eben so verwickelten Friedensverhandlungen, die sich durch volle sieben Jahre mit größeren oder geringeren Unterbrechungen hinschleppten, im Vorübergehen anschaulich oder auch nur deutlich zu machen. Dennoch aber darf ich mich dieser Aufgabe, die unter den gegebenen Bedingungen unlösbar ist, nicht ganz entziehen, muß mich jedoch auf das Allgemeinste beschränken und mich begnügen, die hervortretendsten der bei dem schwierigsten aller Friedenswerke thätig gewesenen Personen mit wenigen Zügen zu characterisiren und die hauptsächlichsten der durch einen so langen Kampf gewonnenen Resultate aufzuzählen. Ich halte die Geschichte dieses Friedensschlusses für belehrender und wichtiger, als die des ihm vorhergegangenen Krieges; auch bietet sie meines Erachtens stofflich nicht so viele Schwierigkeiten dar, wie letztere, da trotz aller Uneinigkeit der mit einander streitenden Mächte ihr eine gewisse Einheit, die man bei jener vermißt, nicht völlig abgeht.

Man sollte glauben, die natürlichen Schwierigkeiten, welche der Herbeiführung des Friedens nach einem so langen Krieg im Wege standen, hätten die betheiligten Gesandten oder vielmehr ihre Höfe abgehalten, sie noch durch solche, die nicht in der Sache selbst lagen, zu vermehren. Aber, wenn sich bei irgend einem geschichtlichen Act das Größte mit dem Kleinsten, das Erhabenste mit dem Lächerlichsten mischte, so war es hier der Fall. Es handelte sich um die Beruhigung der Welt, um die Feststellung der religiösen Verhältnisse, um die Bildung eines neu modificirten Staatensystems, genug, um die höchsten Dinge der Gesellschaft; deßungeachtet stritt man sich auf's Heftigste über die Verweigerung eines erbärmlichen Titels, entzweite sich

darüber, ob man mit Vieren oder mit Sechsen fahren solle, und vergaß in dem Aerger über einen ein halbes Stündchen zu spät abgelegten Besuch, daß die armen gequälten Völker solche nichtige Zänkereien mit Blut und Thränen bezahlen mußten. Bei diplomatischen Verhandlungen kann freilich nicht mit jener biederben Gradheit, die so leicht in den Graben geräth, weil sie den Krümmungen des Weges nicht folgen mag, verfahren werden, allein es giebt doch auch für das Entgegengesetzte eine Gränze, und diese, die vielleicht schwer auszumitteln ist, wenn man in corpore seine Condolationen über einen todtgebornen Prinzen abstatten will, sollte doch leicht zu finden sein, wenn man sich mit dem Heil ganzer Nationen beschäftigt.

In ziemlich früher Zeit schon wurde mit den Friedensverhandlungen ein Anfang gemacht; der Gang der Kriegsbegebenheiten hatte auf den Fortgang derselben bald einen fördernden, bald einen hindernden Einfluß. An eine leichte Vereinigung war nicht zu denken, denn die Verschiedenheit der einander entgegen stehenden Interessen war zu groß und die Partheien, welche Befriedigung verlangten, haßten und verabscheuten sich gegenseitig zu sehr. Die Katholiken konnten nicht ohne Entsetzen daran denken, daß Luthers Secte, in der sie eine Pflanzschule des Teufels sahen, für die Ausübung ihres Glaubens völlig gleiche Rechte zugesichert erhalten sollte; die Protestanten aber, sich auf ihr gutes Schwert und den mächtigen auswärtigen Beistand verlassend, wollten nicht mehr von bloßer großmüthiger Duldung hören, sondern ihre Confession neben der katholischen als ebenbürtige Schwester anerkannt wissen. Der Kaiser, der die unbedingte Souverainität der römischen Cäsaren, deren Titel er geerbt hatte, für sich in Anspruch nahm, konnte sich lange nicht entschließen, mit den Reichsfürsten, die er als seine treupflichtigen Unterthanen betrachtete, in Unterhandlungen zu treten, und die Reichsfürsten waren eben so wenig geneigt, von ihren ererbten oder errungenen Freiheiten zu Gunsten des Reichsoberhaupts

auch nur das Geringste wieder aufzugeben. Schweden und Frankreich standen habgierig mit unverschämten Forderungen im Vorgrund und begehrten doppelte und dreifache Erstattung ihrer allerdings nicht geringfügigen Geld- und sonstigen Opfer.

Der Prager Frieden hatte den sehnlichsten Wunsch nach einem allgemeinen in allen Herzen erregt. Aber der Hof zu Wien wollte aus politischen Rücksichten lieber eine Aussöhnung durch einzelne Verträge herbeiführen und bemühte sich auf's Eifrigste, die Schweden von den Franzosen zu trennen. Als sich Oxenstiern jedoch nicht täuschen ließ, mußte der Kaiser sich zuletzt zu allgemeinen Friedensunterhandlungen entschließen. Auf dem Regensburger Reichstag wurde der Grund zu denselben gelegt, und in Hamburg vereinigte man sich (1641) über die Präliminarien. Es wurde bestimmt, daß man zu Osnabrück mit Schweden und zu Münster mit Frankreich tractiren wolle, und daß beide Städte für neutral erklärt werden sollten. Der König Christian der Vierte von Dänemark trat als Vermittler auf. Der Kaiser zögerte lange mit der Ratification, endlich kam sie an. Die Auswechselung der Geleitsbriefe setzte neue Schwierigkeiten, und äußerst langsam trafen die verschiedenen Gesandten und Bevollmächtigten ein. Eine ausdrückliche Einladung abseiten der schwedischen Gesandtschaft bewog die Reichsstände, sich etwas mehr zu beeilen. Aber erst 1645 nahm der eigentliche Friedenscongreß seinen Anfang; bis dahin fehlte es an ernstem Willen und die eine Parthei suchte immer der andern die Schuld der Verzögerung aufzubürden, indem alle, der Geschichte gegenüber, sich ihrer Kleinlichkeit schämten und sich dennoch nicht zum Herrn ihres Egoismus zu machen wußten. Und auch jetzt, nachdem der Anfang wirklich gemacht war, ging noch Alles den Schneckengang.

Der päpstliche Stuhl sandte als Nuntius den Fabius Chigi einen Mann, der alle Geschicklichkeit besaß, die ein so schwieriges Amt erforderte, der sich Katholiken und Protestanten angenehm zu machen und sich später sogar die dreifache Krone zu erheucheln

und zu erschmeicheln verstand. Die Republick Venedig ordnete einen ihrer Edlen ab, den Ludwig Contarini, der sich als Gesandter schon an allen möglichen Höfen bewegt und hinreichende Erfahrungen gesammelt hatte, um in Münster die Interessen seines Mutterstaates zu vertreten. Oestreich sandte die Grafen von Nassau und Lemberg, den Dr. Vollmar, den Johann Krane, den Grafen von Auersberg und den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf. Nassau, Lemberg und Auersberg kamen wenig in Betracht, sie suchten dem Kaiser durch prächtige Aufzüge, durch kostbare Equipagen und Pferde Glanz und Ansehen zu verschaffen. Vollmar und Krane waren sehr gelehrt; der Erstere dabei äußerst gewandt, der Letztere aber pedantisch und unlenksam. Vor allen verdient der Graf von Trautmannsdorf die ehrenvollste Erwähnung. Er war ein Diplomat, wie es ihrer wenige giebt; seinem Hofe getreu, verlor er sich dennoch nicht in die damit so oft verbundene Partheilichkeit, die keinen freien Geschäftsverkehr aufkommen läßt, sondern er hatte die Kühnheit, seinem eigensinnigen Monarchen Opfer zuzumuthen, und er war groß genug, auf die Gefahr hin, Ferdinands Vertrauen und Neigung einzubüßen, dem Heil der Welt den Vortheil seines Regentenhauses unterzuordnen. Nur Trautmannsdorf, nur seinem geduldigen Ausharren und seinem zu Zeiten wieder ungestümen Andringen hat Deutschland es zu danken, daß der Friedenscongreß endlich wirklich seiner Mission entsprach. Frankreich deputierte den Herzog von Longueville und die Grafen von Avaux und von Servien. Der Herzog von Longueville ging für seinen Stand recht offen und ehrlich zu Werke und hätte vielleicht auf die Verhandlungen nicht unvortheilhaft einwirken können; aber der Cardinal Mazarin wollte ihm nicht wohl und behandelte ihn mit einem so beleidigenden Stolz, daß er am Ende, überdrüssig, eine bloße Null vorzustellen, ohne Erlaubniß nach Frankreich zurückkehrte. Avaux und Servien waren beide tüchtige Männer, aber sie

feindeten sich gegenseitig an und traten sich bei jeder Gelegenheit störrisch in den Weg, was natürlich für das Friedensgeschäft üble Folgen hatte. Die spanischen Gesandten kamen nicht sowohl mit der Absicht, den Frieden schließen zu helfen, als vielmehr, Frankreich am Abschließen eines günstigen Friedens zu verhindern; Don Gasper Bracamonte und Don Diego Saavedro Faxardo repräsentirten in ihrer langweiligen Verschlossenheit den echten spanischen Nationalcharacter, ihr College Anton von Brun hatte viel zu thun, sie von der Stelle zu bringen, wenn es nothwendig war. Die schwedischen Geschäfte lenkte von oben herunter der Kanzler Axel Oxenstiern, den wir schon als eine der Hauptpersonen des dreizigjährigen Krieges kennen. Wie Trautmannsdorf die Katholiken, so vertrat er die Protestanten und ließ es sich eifrigst angelegen sein, ihnen möglichst gute Bedingungen auszuwirken. Sein Sohn, Johann Oxenstiern, war Bevollmächtigter zu Osnabrück. Es fehlte ihm nicht an Verstand und an Geschäftskenntniß; er war jedoch gar zu voll von Respect für sich selbst und von Stolz auf seine vornehme Abkunft. Ihm zur Seite stand Adler Salvius, der sich aus dem niedrigsten Stande empor gearbeitet und schon von Gustav Adolph große Auszeichnung erfahren hatte, und der die Gegenparthei des Reichskanzlers unterstützte. Dieß waren die Männer, in deren Hände das Friedenswerk gelegt war und die, obgleich sie ein und dasselbe Ziel mit einander theilten, sich doch auf dem Wege zu diesem Ziel nach Kräften befehdeten und hinderten.

Fast ein halbes Jahr waren die sämmtlichen Gesandten, nebst manchen Deputirten der einzelnen Reichsstädte versammelt, bevor es zur Uebergabe der Vergleichsvorschläge kam. Als die Propositionen zuletzt schriftlich überreicht wurden, erregten sie die größte Verwirrung, indem die Foderungen der einen Parthei denen der andern fast geradezu entgegen gesetzt waren. Der Kaiser verlangte Alles zurück, was der Krieg ihm geraubt;

Frankreich, Schweden und die deutschen Protestanten verlangten Alles zu behalten, was der Krieg ihnen gebracht hatte. Besonders die schwedischen Propositionen waren der kaiserlichen und katholischen Parthei sehr auffallend. Sie waren darauf gerichtet, daß der vorige Zustand des deutschen Reichs in alle Wege wieder herstellig gemacht und daß die uneingeschränkteste Gleichheit beider Confessionen fest gesetzt werden sollte. Den letzten Punct hatten die Katholiken nicht erwartet; ein Beweis, wie wenig man von vorne herein den Versicherungen, womit Gustav Adolph den Reichsboden betrat, Glauben geschenkt hatte. Katholiken und Protestanten standen, was diesen Punct betrifft, einander so schroff gegenüber, daß, wie der Graf von Trautmannsdorf sich ausdrückte, zwischen Himmel und Erde keine größere Kluft befestigt war. Die Schweden und Franzosen, obgleich beiderseits fest davon überzeugt, daß sie zusammenhalten müßten, wären über die Religionsangelegenheiten gleich zu Anfang bald in Streit gerathen; die französischen Gesandten sahen nämlich in den schwedischen Vorschlägen einen offenbaren Versuch, die katholische Kirche anzugreifen und im Fundament zu erschüttern, den sie, da sie selbst dieser Kirche angehörten, natürlich nicht ruhig ansehen durften. Man vereinbarte sich zuletzt einigermaßen; aber von französischer Seite hielt man es doch für nothwendig, die Religionsgleichheit nicht bloß mit Stillschweigen zu übergehen, sondern ihr sogar eine ausdrückliche Erklärung entgegen zu setzen, was den Katholiken zwar recht wohl gefiel, den Protestanten jedoch Besorgniß und Furcht einflößte. Den Kaiser beleidigten in den Propositionen der Schweden vornämlich die Eingriffe, die sie sich in die Verfassung und das Herkommen des Reichs gestatteten, und er äußerte sich über die Vorschriften, die sie namentlich in Bezug auf die Wahl eines römischen Königs gemacht hatten, hart und bitter; mit den Religionssachen verfuhr er ungleich gelassener und nachgiebiger und brachte dadurch die Katholiken, die sich von

ihm als höchstem Kirchenvogt vernachlässigt wähnten, gegen sich auf. Nun gingen die Verhandlungen lange Zeit herüber und hinüber, bis am Ende durch Trautmannsdorfs und des mildgesinnten Bischhofs von Würzburg Bemühungen Katholiken und Protestanten sich einander näherten. Es wurde nach vielen Streitigkeiten festgestellt, daß künftighin im Reich zwei völlig gleichberechtigte Confessionen herrschen und daß Protestanten und Katholiken, was die Religion anlange, gleiche Freiheit genießen sollten. Unter die Protestanten rechnete man sowohl die Lutheraner, als die Reformirten. Doch erstreckte sich diese Religionsfreiheit keineswegs so weit, daß in allen Theilen des Reichs die Wahl und Ausübung des Glaubens ganz und gar in das von der Confession der Landeshohheit unabhängige Belieben der Unterthanen gesetzt wurde. Dieß hatten die Protestanten, und an ihrer Spitze Oxenstiern, verlangt, ohne damit durchzudringen; die katholischen Fürsten, weit entfernt, eine solche Toleranz, die freilich auch noch über jene Zeit hinaus ging, zu zeigen, bestanden vielmehr mit Unerbittlichkeit darauf, daß ihre Untergebenen noch vor dem Huldigungs- und Diensteide den Religionseid schwören müßten. Im Osnabrück'schen Friedensinstrument wurden den Bestimmungen über die Religionsverhältnisse der Passauer Vertrag und der Religionsfrieden zum Grunde gelegt; es wurden sodann die streitigen Puncte des Religionsfriedens entschieden, und zwar, wie es hieß, auf ewig, oder doch auf so lange, bis man sich wegen der Religion selbst vergleichen würde; es sollte keinerlei Protestation, so wenig von geistlicher, als von weltlicher Seite Statt finden können; wenn ein Landesherr zu einer anderen Kirche überträte, so sollte er zwar freie Uebung der neu gewählten Religion genießen, aber nicht befugt sein, in der bisherigen Kirchen- und Schulverfassung seines Landes Aenderungen zu treffen; alle unmittelbaren Stifter sollten ewig in dem Religionszustande bleiben, worin sie sich am

1. Jan. 1624 befunden hatten und es sollte Alles darauf ankommen, ob sie an dem gedachten Tage in katholischen oder evangelischen Händen gewesen seien: der Besitzstand vom 1. Jan. 1624 sollte überhaupt alle Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten entscheiden; Niemanden sollte in Rechtshändeln zugemuthet werden, was nicht mit seinem Glauben und Gewissen in Einklang stände; die evangelischen Unterthanen katholischer Fürsten sollten, wenn sie am 1. Jan. 1624 ihren öffentlichen oder Privatgottesdienst schon gehabt hätten, denselben behalten, im entgegengesetzten Falle aber die Befugniß besitzen, in einer Zeit von drei bis fünf Jahren weg zu ziehen; die Fürsten sollten das Recht haben, den Abzug in der erwähnten Frist zu befehlen, sie sollten ihnen denselben jedoch nicht durch ungebührliche Abgaben, durch Einschränkung im Verkauf ihrer Güter oder durch Versagung der nöthigen Zeugnisse und Kundschaften erschweren; auch sollten die Unterthanen trotz dieses Befehls bleiben und ihre Hausandacht ruhig und ungestört verrichten dürfen. In Bezug auf die östreichischen Erblande galten diese Bestimmungen nicht, der Stolz des Kaisers gestattete hinsichtlich seiner eigenen Unterthanen keine Nachgiebigkeit und er verstand sich bloß zu einigen Bewilligungen für die schlesischen Herzöge, für die Stadt Breslau u. s. w., doch ward der Krone Schweden und den protestantischen Reichsständen das Recht zugesprochen, künftig wegen der Gewissensfreiheit ihrer ihm untergebenen Glaubensgenossen bei dem Kaiser bittweise einzukommen. Was die höchste Gerichtsbarkeit betraf, so wurde verfügt, daß bei Reichsgerichten, Reichsdeputationen und Commissionen immer auf die Religionsgleichheit zu sehen sei, daß auf den Reichstagen aber, wo sich in Ansehung der Stimmen keine Aenderung treffen ließ, bei obwaltender Meinungsverschiedenheit zwischen den katholischen und protestantischen Ständen nicht von der Stimmenmehrheit, sondern nur von gütlicher Vereinigung die Entscheidung abhängen solle.

Eben so schwer war es gewesen, sich über die in der Verfassung des Reichs nöthig gewordenen Modificationen zu verständigen, und in der Abneigung des Kaisers, sich in seiner reichsoberhauptlichen Gewalt Etwas abdingen zu lassen, mogte noch mehr, als in seinen religiösen Ueberzeugungen der Grund liegen, der ihn gegen den Frieden einnahm, daß er in ihm weit eher, als im fortgesetzten Krieg, ein Aeußerstes erblickte. Frankreich und Schweden, Jenes aus Haß gegen das östreichische Haus, Dieses aus Furcht, daß der Kaiser, wenn seine Macht nicht eingeschränkt würde, seine den Protestanten gegebenen Versicherungen und Versprechungen nicht halten mögte, betrachteten es als eine ihrer vornehmsten Angelegenheiten, den Fürsten und Ständen des deutschen Reichs zu einer möglichst unabhängigen Stellung zu verhelfen. Der Hof zu Wien fand sich freilich durch die Schritte, die sie desfalls thaten, nicht wenig gekränkt und ließ sich dieß deutlich merken; aber er befand sich in einem solchen Gedränge, daß er Manches verschlucken und, um nur den völligen Untergang abzuwehren, Vieles einräumen mußte. Man muß den kaiserlichen Diplomaten das Zeugniß geben, daß sie sich auf's Tapferste hielten, und daß ihnen die endliche Niederlage, bei der sie sich ohnehin noch anständig genug zu machen wußten, um so minder zur Schande gereicht, als so wenig das Recht, wie das Glück sich auf ihrer Seite befand. Den Fürsten ward nach langen und heftigen Verhandlungen in ihrem Verhältniß zu auswärtigen Mächten die Souverainität zugesprochen; sie sollten mit denselben Bündnisse und Verträge schließen und Kriege führen können, sie sollten jedoch gegen den Kaiser und das Reich ihre Verbindungen und Kriege nicht richten dürfen. Auch die Reichsritterschaft, die Reichsstädte und selbst einige äußerst unbedeutende Ortschaften erhielten die Bestätigung ihrer Unmittelbarkeit, und dem Kaiser wurden, um ihn doch nothdürftig von den übrigen Fürsten zu unterscheiden, ein Paar Vorrechte, zum Theil wichtiger, zum Theil aber auch lächerlicher Art, vor-

behalten, er durfte z. B. Universitäten errichten und neue Zölle anlegen, er durfte auch adeln und baronisiren. Die Zersplitterung Deutschlands, bisher ein Unglück, ward jetzt gesetzlich.

Nachdem dieses Alles zu Stande gebracht war, reichten die beiden Kronen ihre Rechnungen ein. Die Schweden verlangten zur Befriedigung ihrer Armee zwanzig Millionen und versetzten durch eine so ungeheure Forderung Protestanten, wie Katholiken, in Angst und Schrecken. Sie ließen sich jedoch bis auf den vierten Theil dieser Summe herunter handeln, der, da der burgund'sche, östreich'sche und bairische Kreis nicht mit zahlen wollten, auf die sieben übrigen Kreise vertheilt werden mußte. Die Schweden schienen überhaupt den Grundsatz zu befolgen, daß sie das Unmögliche foderten, um das Mögliche zu erhalten. Sie verlangten als Entschädigung das Herzogthum Schlesien und begnügten sich am Ende mit Vorpommern und einem Theil von Hinterpommern, welchem noch die Insel Rügen, das Erzstift Bremen, das Hochstift Verden und die Stadt Wismar hinzugefügt ward.

Die Schweden hatten es wenigstens zu Anfang mit Deutschland redlich gemeint, sie hatten für die Freiheit der Gewissen gekämpft und ein heiliges Opfer auf dem Schlachtfeld bei Lützen zurückgelassen; ihnen mogte man es gönnen, daß sie für Anstrengungen und Verlüste so mannigfacher Art einige Vortheile davon trugen. Daß aber auch die Franzosen, die immer nur ihr eigenes Interesse im Auge gehabt hatten, die nur, um Beute zu machen, in's Reich eingedrungen waren, den Friedenscongreß mit einem stattlichen Raub verließen, muß ein deutsches Gemüth noch jetzt mit Schmerz erfüllen. Sie erhielten das schöne Elsaß, das Besatzungsrecht in Philippsburg und die feierliche Zusicherung, daß sie im ungestörten Besitz der schon zur Zeit Karls des Fünften eroberten Bisthümer Metz, Toul und Verdün verbleiben sollten.

Brandenburg bekam die Bisthümer Halberstadt, Minden,

Camin und das Erzbisthum Magdeburg. Der Herzog von Mecklenburg erhielt, weil er die Stadt Wismar an die Schweden abtreten mußte, die Stifter Schwerin und Ratzeburg. Die Landgräfin von Hessen bekam die Abtei Hersfeld. Baiern blieb im Besitz der Oberpfalz und der Pfalzgraf am Rhein erhielt zur Entschädigung eine neue Kurwürde und das Erzschatzmeisteramt; der Einzige also, der ein durchaus unbestrittenes Recht auf Ersatz hatte, kam zu kurz.

Die Friedenscongresse gingen erst 1649 (der Osnabrück'sche im März, der Münster'sche im Juni) auseinander und die schwedischen Truppen verließen das Reich nur in dem Verhältnisse in welchem die ihnen ausgelobten Gelder bezahlt wurden. Eine päpstliche Bulle erklärte den Frieden für ungültig.

Geschichte

der

Jungfrau von Orleans.

Bearbeitet

von

Dr. J. F. Franz.

1840.

Geschichte der Jungfrau von Orleans.

Einleitung.

Wenn irgend Etwas der Menschheit wahrhafte Fortschritte verspricht, so ist es das vertrautere Verhältniß, worin sie in neuerer Zeit zu ihrer Geschichte, d. h. zu sich selbst getreten ist. Unendlich lange war die Geschichte für die Masse gar nicht da; dem Bürger war sie Nichts, als ein Mittel, sich die Winterabende zu verkürzen, dem Gelehrten gab sie Gelegenheit, sein Gedächtniß in Uebung zu erhalten. Der Philister, der behaglich hinter dem warmen Ofen saß, las mit langweiligem Vergnügen die Berichte über grausige Schlachten, denn er freute sich, daß er sie nicht mitschlagen durfte. Der Mann der Wissenschaft feierte seinen größten Triumph, wenn er die Namen und Jahreszahlen, die er in seiner Jugend mit unverdrossener Mühe erlernt hatte, noch im Alter, ohne Anstoß zu recapituliren vermogte. Minister und Diplomaten schenkten der Historie ihre Aufmerksamkeit, sobald sie für irgend einen bedenklichen Schritt eines Rechtstitels bedurften; Juristen befaßten sich mit ihr, wenn es galt, für ein Gesetz, das Gegenwart und Zukunft zusammen schnüren sollte, aus den Grüften der Vergangenheit einen sogenannten positiven Grund hervor zu stöbern. Die hochadeligen Herrn kamen, da sie meistens so wenig lesen, als schreiben konnten, gar nicht in den Fall, ihre Sympathieen oder Antipathieen zu äußern. Anecdoten-Erzähler und Chronisten, die mit unvergleichlicher Naivetät das Größte und das Kleinste

in einander mischten, galten für Geschichtsschreiber, und die historische Kritik revidirte, wenn sie sich hoch verstieg, einen mißlungenen Rückzug, oder machte Alexander und Cäsar einige bescheidene Vorwürfe über ihre Unersättlichkeit. Die Völker, als Völker, hatten kaum eine Geschichte, nur die Könige und Helden, nicht der ganze Leib, nur Kopf, Hand und Fuß wurden gemalt.

Ein Volk kann aber nur durch seine Geschichte zur Selbst-Erkenntniß gelangen. Durch den Sturm der Ereignisse im Dunkeln herumgetrieben, kommt einem Volk die Klarheit über sich selbst erst dann, wenn es eine Masse Erfahrungen beisammen hat und diese gegen einander abwiegt. Das Leben ist ein wunderbarer Proceß. Die erste Hälfte geht der Gesammtheit, wie dem Einzelnen, fast immer im Herumtasten und Experimentiren verloren, und wenn der Ausgang sehr gut ist, so dient sie der letzten Hälfte als Dünger, der die noch übrigen ruhenden Keime hervortreibt. Derjenige ist Meister in der Lebenskunst, der in der Gegenwart zugleich sie selbst und das Gesetz der Zukunft erblickt. Eben so ist es mit den Völkern; darum aber beginnt ihre wahre Existenz auch erst mit dem Erfassen ihrer Geschichte, dem Inbegriff ihrer Entwickelungen, dem Spiegel aller ihrer Bestrebungen. So lange sie diesen Punct nicht erreicht haben, sind sie, wie Kinder, oder wie kindisch gewordene Alte, die heute nicht mehr wissen, was sie gestern thaten, und die deshalb immer auf der nämlichen Linie beharren, sich an dem nämlichen Stein stoßen und vor dem nämlichen Gespenst erschrecken.

Griechen und Römer fühlten sich gar nicht als Individualitäten, sie empfanden sich nur im Ganzen und Großen, sie l e r n t e n nicht, sie l e b t e n Geschichte. Da war kein feiges Trennen der einzelnen Interessen von den allgemeinen, kein Hineinschlüpfen in den eigenen Vortheil, der jetzt Manchen für den Untergang einer Welt entschädigen könnte, kein kümmerliches

Begießen des Zweiges, anstatt des Baums. Nur darauf war der Römer stolz, daß die ewige Roma doch auch ihm mit angehörte, daß doch auch er sie, wenn auch nur in der Idee, mit besoß; sie hatte ihn geboren, bloße Schuldigkeit schien es ihm, jeden Augenblick bereit zu sein, für sie zu sterben. Mit dem Ganzen auf innig-unzertrennliche Weise verwachsen, drängte sich auch das Ganze mit all seinen gewaltigen Lebensströmen in der Brust jedes Einzelnen und machte ihm das Außerordentliche, ja das Ungeheuerste, leicht. Das Größte geschah Tag für Tag, denn Keiner hegte den stolzen Gedanken, daß etwas Großes, Etwas, das Pflicht und Bedürfniß übersteige, von ihm ausgehen könne, wie denn ja alles Thun eines Herkules, mögen seine erdgeborenen Stiefbrüder darüber erstaunen, wie sie wollen, für ihn selbst nur Leben, Ausdehnen, Schutzmittel gegen das Einschlafen ist. In jenen glücklichen Zeiten brauchte man keine Geschichtschreiber, obgleich man die vortrefflichsten hatte; ganz von selbst, und ohne Vermittelung ging die errungene geistige Erbschaft über von Vater auf Sohn; der Instinct lehrte, was fest zu halten und fallen zu lassen, was noch zu erobern und was als unnütz oder unerreichbar bei Seite zu werfen war.

Ein beneidenswerther Zustand, der nicht wieder kehren kann und auch nicht wieder zu kehren braucht! Seit die Welt eine Familien-Domaine geworden ist, sind ganz natürlich völlig umgekehrte Existenz-Bedingungen und Gesetze eingetreten. Nur so weit der Einzelne sich von dem Ganzen, das nicht mehr seiner selbst wegen besteht, los zu lösen und sich in seinem Innersten und Eigenthümlichsten heimisch zu machen weiß, ist er glücklich und frei. Die alte und die neue Geschichte — es sind zwei einander entgegen gesetzte, in sich abgeschlossene Kreise, die man nicht vergleichen soll. Beide, die eine als reines Naturgewächs, die zweite mehr als erzwungenes Kunstproduct, haben der Menschheit eine Form gegeben, d. h. einen begränzten,

endlichen Ausdruck für ihren unbegränzten, unendlichen Inhalt. Ob sie eine neue, eine solche, welche die Vortheile von Beiden verbindet und ihre Nachtheile möglichst ausschließt, gewinnen wird, das ist die Frage, die jetzt helle Köpfe und edle Gemüther beschäftigt. Gewiß kann es nur auf dem Wege der Prüfung und Durchforschung des in so manchen mehr oder weniger dumpf vorübergegangenen Jahrhunderten Erlebten und Erlittenen geschehen, und wer dieß in klaren, scharf umrissenen Bildern dem Auge des Volks vorzuführen vermag, der ebnet der neuen Geburt der Zeit die Steige.

In der Geschichte sind es entweder außerordentliche Begebenheiten, oder es sind ungewöhnliche Charactere, oder auch wohl ungeheure vereinzelte Thaten, die für die menschliche Beschauung in den verschiedenen Perioden einen Centralpunct bilden. Die Vergangenheit ist ein unerschöpfliches Bergwerk, in das ein Geschlecht nach dem andern frische Arbeiter hinabsendet; bald wird dieser, bald jener Gang angebrochen, und was die Nothdurft eben erheischt, wird zu Tage gefördert. Das frische glühende Leben umarmt den Tod, oder vielmehr die versteinerte Mumie dessen, was einst lebte; da zucken die erstarrten Pulse noch einmal, da heben sich die müden Augen lieder und Worte der Ermahnung und Belehrung, der Ermunterung und des Trostes gehen aus den schläfrigen Lippen hervor. Gerade die zeugende Vermischung der jüngsten und der ältesten Weisheit, die Reibung und Entwickelung geistiger Potenzen der Gegenwart an Problemen, die Jahrhunderte rückwärts liegen, ist so unendlich kräftigend und segensreich. Aus immer neuen Gesichtspuncten wird das Alte betrachtet; dadurch gewinnt es eine immer neue Gestalt, es wird immer schärfer in seinem Wesen und seinen Motiven, wie in seiner Ausdehnung und seinen Wirkungen erkannt, es entbindet die Geister ihrer verborgenen Lichtströme und bereichert so noch aus dem Grabe heraus die Welt. Der wahren Erkenntniß der Natur, der

wissenschaftlichen Entschleierung ihrer Gesetze gingen phantastisch-mystische Träumereien vorher; ängstliche, gedrückte Geburten der Nacht, die ersten Regungen des schlummernden Seins in einer Finsterniß, die noch nicht weichen wollte. Wie, wenn alles Dogmatisiren und Philosophiren auch nur ein instinctartiger Versuch gewesen wäre, die Geschichte nach einem ahnenden Gefühl des Möglichen und Nothwendigen zu ergänzen und den Ring der Zeit im Voraus zusammen zu biegen? Wenn wir uns früher oder später mit einmal auf einem Punct fänden, wo wir uns're Träume nicht mehr zu realisiren brauchten, weil wir genug erlebt hätten, weil wir uns, statt uns noch erborgter idealer Krücken zu bedienen, ganz auf uns selbst, auf das Wirkliche, Nachhaltige in uns und außer uns stützten? Wer mich versteht, wird jauchzen bei diesem Gedanken. Sobald der Mensch sich selbst zum Object seiner Forschungen und Betrachtungen macht, geht auch keine einzige seiner geistigen Anstrengungen und Bemühungen verloren, denn jede hat schon dadurch, daß sie gemacht ist, einen unverlierbaren Werth und jede zieht schon dadurch, daß sie gemacht wird, Etwas, das bis dahin dunkel und gestaltlos war, in den formenden Kreis des Bewußtseins.

Mancher mag fragen: warum eine so brennende Einleitung zu einer der rührendsten, verschlossensten Mythen der Geschichte? Ich antworte: des Gegensatzes wegen, der als höchstes Gesetz aller Darstellung zum Grunde liegt; keineswegs aber, weil ich mich der geheimnißvollen Passionsblume etwa mit einer Voltairischen Kienspanflamme, vor der ihre zitternden Blätter zusammen schrumpfen, zu nähern gedenke. Wie derjenige, der in einen düstern Wald eintritt, sich zuvor den Stand der Sonne merkt, um sich, wenn er sich dem heiligen Grauen überläßt, welches das nächtliche Sausen und Brausen in ihm erweckt, nicht zu verirren, so wollen auch wir, bevor wir uns in die dämmernde Welt der Ahnungen und Weissagungen, die das

Licht ausschließt und die nicht durch Worte, sondern nur durch Klänge und Töne zu uns redet, gläubig und fromm versenken, mit voller Seele den heitern Tag preisen, der uns aufging, und der freilich mit jeder umschattenden Wolke, die er vertrieb, der Phantasie zugleich einen Vorhang raubte, hinter dem sie ein göttliches Bild aufstellte. Das fehlt noch zur Vollendung des Sieges der neuen Zeit über die alte, daß sie ihre Wahrheit noch nicht zur Schönheit verklärt hat; wir haben den Marmor, aber noch nicht den Gott, der darin schläft, und wenn wir beten wollen, so müssen wir die Ruinen eines Tempels aufsuchen, der längst zerfallen ist.

England und Frankreich.

In alten Zeiten war es weit mehr der Haß, als die Liebe, worin benachbarte Staaten das Bollwerk ihrer Erhaltung, die Stütze ihrer Nationalität erblickten. Je näher der Nachbar, um so gespannter der Argwohn, um so bereitwilliger die Hand, nach dem Schwert zu greifen, sobald sich der geringste Anlaß darbot. Hieraus ergab sich denn auch ganz von selbst, daß diejenigen Eigenschaften, die die eine Nation vorzugsweise aus sich entwickelte, den andern ein Gräuel waren und sie zur trutzigen Ausbildung der entgegengesetzten Anlagen ermunterten. Man wollte Nichts mit einander gemein haben, um sich für alle Folgezeit zu unterscheiden. Der Beispiele giebt es die Menge; man gedenke nur der Spanier und der Portugiesen, der Dänen und der Schweden u. s. w. So erblickt man auch, so weit die Geschichte hinab reicht, England und Frankreich im Zustande natürlicher Feindschaft, beiderseits immer bereit, sich gegenseitig zu befehden und zu schaden. Man traute sich niemals, man bewachte sich mit scheelen, eifersüchtigen Augen. Weil der Franzose zierlich und galant war, so hielt es der Britte für

seine Pflicht, plump und unbeholfen zu sein; weil jener die Farbe, den Glanz und die Heiterkeit liebte, so erwählte dieser den grauen, nüchternen Ernst. Trotz der von früh auf so stark ausgeprägten Antipathie beider Völker, geriethen sie aber sehr bald zu einander in ein wunderliches Lehen-Verhältniß, das, durch sonderbare Umstände entstanden und in den daraus entspringenden Rechten und Verbindlichkeiten von vorn herein unsicher und unbestimmt, bald hier, bald dort in den Machthabern ungehörige Ansprüche hervorrief. Dies Lehen-Verhältniß, aus welchem sich in unendlicher Folge Krieg und Hader entspann, müssen wir in seinem Ursprung näher betrachten, denn die nahe bevorstehende Unterjochung Frankreichs durch England, die nur durch die Erscheinung der Jungfrau von Orleans abgewendet ward, ging mittelbar daraus hervor.

Karls des Großen unwürdige Enkel saßen, sich mühsam gegen ihre mächtige Vasallen aufrecht erhaltend, auf dem Thron von Frankreich, da kamen aus dem kalten Norden, der uralten Heimath tapferer Männer, die Normannen und machten ihren Namen bald auf dem Meer, so wie in allen Ländern gefürchtet. Rollo, einer ihrer spätern Anführer, fiel in Frankreich ein und zwang den damaligen König, Karl den Einfältigen, ihm die Nordküste seines Reichs als ein förmliches Lehen zu übergeben. Seit dieser Zeit zählte Frankreich unter seinen Vasallen auch einen Herzog der Normandie. Anderthalb Jahrhunderte später, als in England König Eduard der Bekenner mit dem Tode abging, behauptete Herzog Wilhelm von der Normandie, er sei, dem letzten Willen des Königs gemäß, rechtmäßiger Erbe der Krone; Frankreichs erste Ritter, seinen glänzenden Hof als die Schule der Helden und zugleich der Minnesänger über Alles hoch haltend, schlossen sich ihm, so wie es galt, sein Recht mit bewaffneter Hand zu verfolgen, gern und freudig an, und bei Hastings kam es zwischen ihm und dem Dänen Harald, der als zweiter Bewerber auftrat, zur blutigen Schlacht, in der er,

nach dem hartnäckigsten Widerstand seines mannhaften Gegners, den Sieg davon trug. Nun war Wilhelm anerkannter König von England, blieb aber immer noch als Herzog der Normandie ein Unterthan des Königs von Frankreich, der, trotz der Krone, die er auf seinem Haupte trug, vor der Majestät desselben wenigstens einmal im Leben das Knie beugen mußte. Dieß war schon an und für sich eine unselige Stellung; sie wurde dadurch noch unnatürlicher, daß die englischen Könige nach und nach in Frankreich immer mehr Besitzungen erwarben, so daß sie zuletzt, ganz von England abgesehen, durch die Macht, die sie allein in Frankreich besaßen, ihrem ursprünglichen Oberherrn hinreichend Trotz zu bieten vermogten. Eine Heirath zwischen Eduard dem Zweiten und der Tochter König Philipps von Frankreich, Isabella, durch die man einen ewigen Frieden zu gründen gehofft hatte, schürte den Brand nur noch mehr, denn als Karl der Schöne bald darauf, der Letzte seines Hauses, ohne männliche Nachkommenschaft starb und die Krone nach dem Salischen, die Weiber ausschließenden Gesetz auf Philipp, den Grafen von Valois, überging, trat Isabellas Sohn, König Eduard der Dritte von England, auf und nahm im Geiste jener Zeit, der die Völker im gemeinsten Sinn dem Erbrecht unterwarf, den erledigten Thron für sich in Anspruch. Philipp von Valois ward jedoch gekrönt, und Eduard III., bei Verlust seiner französischen Besitzungen, dazu aufgefordert, leistete ihm, trotz seines Stolzes und seiner heimlichen Pläne, die Huldigung. Aber acht Jahre später erhob sich Eduard zum Krieg, zerstörte, von den zwischen England und Frankreich in der Mitte stehenden Niederländern unterstützt, an der Scheldemündung die Hälfte der französischen Flotte, und schickte, dadurch übermüthig gemacht, dem „Philipp von Valois,“ wie er den von ihm gehuldigten Monarchen zu nennen beliebte, eine Herausforderung, die dieser für den Fall, daß die Krone von England neben der von Frankreich dem Sieger zu Theil werden solle, von seinem Va=

fallen annehmen zu wollen ritterlich erklärte. Der Zweikampf, damals, wo die Fürstenstühle noch nicht, wie jetzt, auf goldenen Wolken über dem Leben schwebten, gar nicht ungewöhnlich, unterblieb, Eduard setzte seine Feindseligkeiten fort, und Philipp war so unglücklich, daß er vor Schmerz und Gram einen frühen Tod fand. Sein Sohn Johann, weit entfernt, des Vaters Mißgeschick wieder auszugleichen, verlor an den schwarzen Prinzen die Schlacht von Poitiers, gerieth dabei selbst in Gefangenschaft und ging, um seine Freiheit wieder zu erlangen, die schmachvollsten Bedingungen ein. Der Dauphin verwarf, in Gemeinschaft mit den von ihm zusammenberufenen Landständen, den Vertrag; Eduard rückte mit 100,000 Mann in Frankreich ein und verwüstete das Land, sah sich aber zuletzt durch Mangel und Noth gezwungen, zu Bretigny einen gemäßigteren Vergleich, auf gegenseitige Entsagungen und Abtretungen, die indeß von keiner Parthei bestätigt wurden, basirt, einzugehen. König Johann starb nun als freier Mann, versündigte sich aber, bevor er in sein Grab ging, noch einmal gegen das seiner Obhut anvertraute Königreich durch Einsetzung seines vierten Sohnes Philipp als Herzog von Burgund. Karl V., der sich schon als Dauphin um sein Vaterland verdient gemacht hatte, suchte Frankreich möglichst nach innen zu ründen und zu befestigen, während sein Connetable du Guesclin es nach außen wieder geehrt und gefürchtet machte. Mit England kam es auf's Neue zum Krieg, die Franzosen behielten dies Mal jedoch die Oberhand und jagten dem einst so siegreichen Eduard und seinem Heldensohne, dem schwarzen Prinzen, der sich noch vor seinem gebeugten Vater in's Grab legte, fast Alles, was mit Schweiß und Blut in Frankreich von ihnen erkämpft war, wieder ab. Drei Jahre nach Eduard — 1380 — starb Karl V. und hinterließ als Nachfolger seinen zwölfjährigen Sohn, Karl VI. Mit diesem Knaben bestieg Frankreichs personificirtes Unglück den Thron; seine Unmündigkeit erweckte

sogleich unter den Großen des Reichs, die sich über die Vormundschaft nicht vereinigen konnten, Hader und Zwietracht, und leider ward er nur mündig, um wahnsinnig zu werden. Karl, nach erlangter Mündigkeit von dem Herzog von Bretagne gekränkt, erließ — 1392 — gegen denselben eine Kriegs-Erklärung und rückte mit Heeresmacht vor; da, im Walde von Mons, trat ihm an einem heißen Augusttage ein gespensterhaftes Wesen, das die Chronisten, die es nicht gesehen haben, nicht grauenhaft genug zu beschreiben wissen, entgegen, griff in die Zügel seines Rosses und rief ihm zu: nicht weiter, König, Du bist verrathen! Dem König, der durch die Sonnenhitze in seinem Hirn schon angegriffen und verwirrt sein mogte, ward wirr und schreckhaft zu Muthe, und ein Geräusch von Waffen, das, zufällig entstehend, die unheimlichen Worte, die ihm mit heiserer Stimme zugerufen wurden zu bestätigen schien, stürzte ihn vollends in Wahnsinn und Raserei hinein. Er wüthete um sich und sprengte mit gezücktem Schwert durch den Forst dahin; als man seiner wieder habhaft ward, sah man sich gezwungen, ihn zu binden; diejenigen aber, die ihn gebunden hatten und es nothwendig fanden, ihn aus der menschlichen Gesellschaft zu entfernen, konnten sich nicht entschließen, ihm zugleich auch den Zepter aus der Hand zu nehmen, und dreizig Jahre hindurch saß der Wahnsinn, gemißbraucht von Vielen, bemitleidet von Einigen und hinweggewünscht von Allen, am Ruder von Frankreich. Der Herzog von Burgund und der Herzog von Orleans, dieser als Bruder des Königs, jener als Onkel desselben, stritten sich um die Herrschaft und den Vorrang. So lange Philipp lebte, kam es wenigstens nicht zum Blutvergießen, als aber nach seinem Tode sein Sohn Johann ohne Furcht das Herzogthum Burgund antrat, entbrannte der Streit immer heftiger, so daß Johann zuletzt den Herzog von Orleans an einem Abend in den Straßen von Paris durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Nun war die Losung zum Aeußersten gegeben;

Parthei erhob sich gegen Parthei, Stand gegen Stand, alle Elemente des Reichs gährten und tobten durch einander, und wenn der arme kranke König in den ihm spärlich zugemessenen lichten Augenblicken in diese Gräuel hineinschaute, so war es kein Wunder, daß er sogleich in seinen verworrenen Zustand zurücksank. Bisher waren die Engländer durch innere Unruhen an ihren eigenen Boden gefesselt gewesen, als aber der herrliche König Heinrich V., der mit starker und geschickter Hand die getrennten Fäden der Macht in einen einzigen zu verspinnen wußte, zur Regierung gelangte, nahm er den Moment, wo in Frankreich die Anarchie den höchsten Grad erreicht hatte, wahr, um Englands nie aufgegebene Ansprüche durchzusetzen. Er war Anfangs nicht eben glücklich, und bei Azincourt trat ihm ein französisches Heer, dem seinigen dreimal überlegen, entgegen. Leider aber hielten sich die Franzosen, von dem Gedanken an ihre Zahl berauscht, für geborene Sieger, und Heinrich gewann den Tag, der dadurch ein sehr blutiger wurde, daß er alle Gefangenen, die edelsten und vornehmsten nicht ausgenommen, niederhauen ließ. Der Herzog von Orleans mußte Heinrich nach England folgen; trotz der ungeheuren Gefahr jedoch, der ein so großes Unglück das ganze Frankreich aussetzte, vereinigten sich die im Widerstand mit einander begriffenen Partheien nicht, um den Nationalfeind gemeinschaftlich zu bekämpfen, vielmehr setzten sie die inneren Befehdungen fort, ohne Rücksicht auf die bedrohliche Lage des Königreichs zu nehmen. An die Stelle des Herzogs von Orleans trat als Oberhaupt der diesem ergebenen Anhänger, der Graf von Armagnak, und da König Heinrich, an Geld und Mannschaft erschöpft, einstweilen wieder heim zog, so übte Jener, als Connetable und Oberaufseher von Frankreich, besonders gegen den Herzog von Burgund und seine Getreuen tyrannische Gewalt, wodurch er ihn veranlaßte, Heinrich als König von Frankreich anzuerkennen und ein geheimes Bündniß mit ihm abzuschließen. Von noch schlimmeren Folgen war

Armagnaks Verfahren gegen die regierende Königin Isabelle, die Gemahlin des wahnsinnigen Karls VI. Eine Tochter Herzogs Stephan II. von Oberbayern, war sie in früher Jugend, bewundert wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, nach Frankreich gekommen; einem Verrückten vermählt und von jeder Versuchung umgeben, hatte sie der Lust und Leidenschaft nicht lange Widerstand geleistet und so wenig ihre königliche, als ihre mütterliche und weibliche Würde zu bewahren gewußt; sie erregte allerdings allgemeinen Anstoß, aber in jener Zeit des Verderbens war schwerlich eine reine Hand zu finden, der es gebührte, den Stein wider sie aufzuheben. Armagnak beraubte sie mit Zustimmung ihres eigenen Sohnes, des schwachen jungen Mannes, der später als Karl VII. ein Wunder erleben sollte, das er so wenig verdiente, ihrer Güter und setzte sie in gefängliche Haft. Nach Rache dürstend, in ihrem heiligsten Gefühl durch die Frucht ihres Leibes verletzt, warf sie sich dem bisher von ihr gehaßten und bekämpften Johann von Burgund in die Arme, der sie aus Tours entführte und durch ein Parlament zu Troyes, in ihrer Eigenschaft als Regentin, wozu sie schon früher durch den König ernannt war, unwiderruflich bestätigen ließ. Bald bemächtigte sich Burgund auch der Hauptstadt Paris und feierte seinen Einzug durch ein unerhörtes Blutbad, in welchem der Connetable von Armagnak den Tod fand; das Volk erbrach die Staatsgefängnisse und ermordete an einem einzigen Tage funfzehnhundert Gefangene; der Henker wurde eine so wichtige Person, daß, als es ihm einmal beliebte, dem Herzog von Burgund öffentlich seine blutbespritzte Hand zu reichen, dieser sie nicht zurückwies. Auch die Pest stellte sich ein und trieb, in wenigen Tagen funfzehntausend Menschen dahinraffend, das Elend auf den höchsten Grad; mitten in dem allgemeinen Jammer hielt Isabelle, auf einem kostbaren Wagen sitzend und von zwölfhundert Leibwächtern umgeben, ihren Triumphzug, und ließ Siegeslieder von erkauften Kehlen absingen.

Heinrich von England ließ diese Zeit der Auflösung aller Ordnung und alles Rechts nicht ungenutzt vorüber gehen. Er drang durch die Normandie auf's Neue in Frankreich ein und schritt, da sich ihm statt eines Heeres bloß ein päpstlicher Legat entgegenstellte, ungehindert vorwärts. Rouen widerstand ihm lange, mußte aber zuletzt doch capituliren. Nun endlich verglich sich der Herzog von Burgund mit dem Dauphin, Karl VII. Als aber die beiden Fürsten zur Verständigung über streitige Puncte auf der Brücke von Montereau zusammenkamen, fielen die im Gefolge des Dauphins befindlichen alten Anhänger des einst auf Burgunds Anstiften ermordeten Herzogs von Orleans über den Letztern her und tödteten ihn. Der Dauphin war in seinem kaum siebenzehnjährigen Alter gewiß an der schlechten That unschuldig, er mußte sie jedoch büßen, und freilich war es schlimm für seine Sache, daß die Umstände ihm nicht erlaubten, die Mörder aus seiner Nähe zu entfernen. Philipp, zubenannt der Gute, des erschlagenen Herzogs von Burgund Sohn, verband sich auf's Engste mit dem König Heinrich von England, Karl VII. wurde in dem zwischen Beiden zu Troyes abgeschlossenen Vertrag aller seiner Rechte verlustig und Heinrich zum Nachfolger Karls VI. erklärt, Isabelle war die ärgste Verfolgerin ihres Sohnes, und der wahnsinnige König, unwissend, was er that, unterzeichnete eine Urkunde, worin er Heinrich den Erben von Frankreich, seinen Sohn Karl aber einen Mörder nannte. Bald prangte Heinrich, mit Katharina, der liebreizenden Tochter Karls VI., vermählt, zu Paris, während der Dauphin sich nur noch in einigen wenigen Provinzen kümmerlich aufrecht erhielt; es war ihm jedoch nicht vergönnt, die Eroberung Frankreichs zu vollenden, denn er starb plötzlich, mitten in seiner Manneskraft. Sehr schnell folgte ihm sein unglücklicher Schwiegervater in die Gruft. Nun wurde der noch in der Wiege liegende Heinrich VI. in der Kirche von St. Denys als König von England und Frankreich ausgerufen;

der Dauphin erhob dagegen als Karl VII. das Banner des Reichs. Der Herzog von Bedford, während Heinrichs VI. Unmündigkeit zum Regenten ernannt, bot Alles auf, das Kind rasch zum unbeschränkten Herrn von Frankreich zu machen, und vermählte sich, um den Herzog von Burgund für immer an sich zu ketten, mit dessen Schwester. Karls VII. Parthei, so klein sie war, stritt muthig und tapfer, aber die Uebermacht der Engländer war zu groß, als daß der Sieg und der endliche Ausgang irgend hätte zweifelhaft sein können, auch war der junge König leider Nichts, als der Spielball seiner Umgebungen; er folgte Allen und Jedem und wurde zuletzt von seinen Anhängern auch wirklich nur noch als eine willenlose Fahne betrachtet, die man im Winde flattern läßt, und die immer bedeutet, was sie eben bedeuten soll. Die mächtige Stadt Orleans, die Pforte zum Süden des Landes, war der Punct, mit dem Frankreich stand oder fiel; die Getreuen Karls VII. boten ihre höchsten Kräfte auf, sie dem König zu erhalten, die Engländer bemühten sich auf's Aeußerste, sie ihm zu entreißen, der Moment war da, wo die Macht der Feinde sich brechen, oder wo das alte herrliche Reich zur Provinz Englands herabsinken mußte. In solchen schicksalschwangeren Augenblicken, wo zwei mit einander im Kampf verstrickte Partheien gleichmäßig zittern, die eine vor der Gewalt des hereinbrechenden Unglücks, die andere vor dem erdrückenden Uebermaaß des Glücks, das in unmittelbarer Folge oft sein Gegentheil hervorruft; wo die Entscheidung in der Idee schon da ist, aber in der Wirklichkeit doch noch zögert und, dem Zufall Raum gebend und ihn zum Eingreifen auffordernd, langsam und träge herannaht; wo Niemand Recht von Unrecht zu sondern, oder auch nur darnach zu fragen wagt; in solchen Augenblicken hat der schwindelnde Mensch ein Gefühl, als müßte die Gottheit selbst aus ihren Finsternissen hervortreten und mit flammendem Schwert auf den Weg deuten, der gewandelt werden soll. Und sie trat hervor, als es Zeit war,

aber in der zarten, gebrechlichen Gestalt eines jungfräulichen Mädchens, um schon durch das von ihr gewählte Werkzeug anzuzeigen, daß sie, nicht durchaus gebunden in ihrem Wirken durch die allgemeinen Formen und Gesetze der Schöpfung, keiner irdischen Mittel bedarf, um die Zwecke zu erreichen, die sie als nothwendig den Regungen und Bewegungen der Geschichte gesetzt hat. Wer kein Wunder glauben kann, der muß die Welt für den ganz vollkommenen Ausdruck Gottes halten, oder Gott für den Sclaven der Welt, seines Werks; das Eine ist unmöglich, das Andere vermessen!

Johanna von Arc. Ihre erste Zeit.

Zwischen den Provinzen Bar und Lothringen liegt eine fruchtbare Gegend von unbeträchtlicher Ausdehnung, die zu den Erbgütern der Krone gehörte, und deren Einwohner derselben, obgleich sie von lauter Rebellen und feindlich Gesinnten umgeben waren, stets auf's Treuste anhingen. In der Mitte dieses Landstrichs liegt das Dörfchen Domremy, und in diesem wohnte ein fleißiger, gottesfürchtiger Bauersmann Jacob von Arc mit Namen, sammt seiner frommen, keuschen Ehefrau. Beide führten mit einander ein stilles, thätiges Leben; sie rangen der Erde mit Mühe das Wenige ab, dessen sie für sich und ihre nach und nach erzeugten fünf Kinder bedurften, und brachten dem Himmel dafür aus der Fülle eines immer zufriedenen Herzens ihren warmen Dank dar. Von solchen Eltern, die äußerlich arm und innerlich reich mit Freude und Frieden in dem ihnen angewiesenen engen Kreis beharrten und in der Bedingung des Daseins, der Arbeit, zugleich seinen einfachen Zweck erblickten, konnte ein so kindlich-geheimnißvolles Wesen, wie die Jungfrau Johanna, die in rührender Naivetät das Wunderbare und Außerordentliche, welches ihr aus den

Tiefen ihres Innern entgegenblitzte, so betrachtete, als ob es sich von selbst verstände, als ob Niemand daran zweifeln dürfe, ohne sie und den Höheren über und in ihr zu beleidigen, abstammen. Liebe zu König und Vaterland athmete sie mit der Luft ein; so heilige Gefühle mußten sich in ihrem glühenden, treuen Gemüth zum Enthusiasmus steigern, sobald sie mit ihrer entfernteren Umgebung, so wie mit dem Lauf des Schicksals in Conflict geriethen. Die Natur, die sie umgab, in der sie sich als Kind entwickelte, mit der sie als Mädchen in ein näheres Verhältniß trat, war ganz geeignet, Alles, was an dunklen Kräften in Herz und Geist bei ihr schlummerte, zeitig zu erwecken. Von der Hütte ihres Vaters aus, die zu ihrem Gedächtniß noch bis auf unsere Tage erhalten ist, sah sie den mächtigen, schauervollen Eichenhain, eine uralte Waldung, die von Bergeshöhen, wie ein finsteres Geisterrevier, herab nickte. Nicht weit davon entfernt, erhob sich ein seltsamer Baum, dessen Alter Niemand wußte und an den sich Sagen und Mährchen mancherlei Art knüpften. Bogenförmig wölbten sich seine gewaltigen Aeste, sein Schatten war kühl und dicht, und eine Quelle, die in seiner Nähe sprudelte, war heilbringend gegen das Fieber und andere Gebrechen. Im Frühling feierte die Jugend unter ihm das schönste aller Feste, das Maifest, man tanzte und aß und trank in seiner Umdachung, man schmückte ihn selbst mit Blumen und Laubgewinden. Zu jeder Zeit pilgerten zu ihm, der Quelle wegen, die Kranken und Siechen. Aber für die Nacht gehörte dieser Ort der Heiterkeit und des Segens den Feen und Gespenstern, und kein Sterblicher wagte sich heran. Man halte es nicht für gleichgültig, daß es gerade ein solcher Kreis war, worin Johanna erwuchs. Es ist das höchste Glück des Menschen, wenn die Welt außer ihm mit seinem Innern in Einklang steht; Mancher lernt sich in seinem eigentlichen wahren Sein niemals erkennen, wenn der umgekehrte Fall eintritt.

Johanna Arc wurde im Jahre 1410 oder 1411 geboren, man weiß es nicht genau. Ihre Erziehung war den Verhältnissen ihrer Eltern angemessen. Sie brachte es im Nähen und Spinnen und in anderen häuslichen Geschicklichkeiten zur großen Vollkommenheit. Lesen lernte sie nicht, auch nicht Schreiben; ich wollte, es lernten dieß auch jetzt nur die Wenigen, die Etwas zu schreiben haben, die für das, was sie denken und empfinden, zu dem natürlichen wirklich noch des künstlichen Organs bedürfen. Sie stand ihren Eltern in Besorgung der Arbeiten, welche die Jahreszeit mit sich brachte, demüthig und redlich bei, ein großer Ruhm für eine so reiche, tiefe Natur, und zugleich das beste Zeugniß für die Wahrhaftigkeit ihrer Sendung. Bald half sie bei'm Ackerbau, bald hütete sie die Heerde; andächtige Religionsübungen gereichten ihr zur Erholung und Erfrischung. An Tanz und weltlichem Gesang empfand sie kein Behagen; es fiel ihr jedoch nicht ein, sich deshalb über Andere, die nur in einem solchen Elemente zum Genuß ihres Daseins gelangen können, zu erheben, und, wie es wohl geschieht, in einen frohen Kreis als personifizierte Monstranz einzutreten, die nur kommt, um sich verehren zu lassen und um sich im Stillen ein albernes Verdienst aus dem sauertöpfisch-gravitätischen Gesicht zu machen, das sie bei Flöten- und Geigenklang zu behaupten weiß. Als die Engländer, nachdem sie Johanna zu ihrer Gefangenen gemacht hatten, einen Commissarius nach Domremy entsandten, der über ihre Aufführung Erkundigungen einziehen und gegen die Arme, Gemißhandelte, wo möglich, neue Klagepuncte aufstellen sollte, konnte er nicht umhin, zu berichten, er habe über sie Nichts vernommen, als was er über seine eigene Schwester zu vernehmen wünsche. Dieß ist gewiß der schlagendste Beweis, daß sie nicht allein bei den Dorfbewohnern in der höchsten Achtung stand, sondern daß sie auch allgemein beliebt war, denjenigen aber liebt Niemand, der seine Freuden verachtet, eben so wenig, wie denjenigen, der seinen Schmerzen die Theilnahme

versagt, und hierin hat der gesunde Sinn des Volks, der wohl weiß, daß eben das Größte auf dem Menschlichsten ruht und daß das sogenannte „Sichzurückziehen“ der Meisten aus nichtigem, leeren Hochmuth entspringt, unbedingt Recht.

Es heißt, Johannas Mutter habe während ihrer Schwangerschaft geträumt, sie werde einen Donnerkeil gebären. Dieser Traum, wenn er auch wahr wäre, hätte deßungeachtet keine symbolische Bedeutung. Ein Donnerkeil ist ein schlechtes Zeichen für die Heldin Gottes. Sehr anmuthig erscheint uns dagegen die holde Maid in einer anderen Sage. Als sie, wird erzählt, in zartester Jugend die Schaafe ihres Vaters gehütet habe, seien auf ihren Ruf die Vögel aus Wald und Flur herbei geeilt und hätten, zahmen Hausthieren ähnlich, das Brot aus ihrer Schürze gepickt. Leicht mögte es sein, in diesem Bilde ihr ganzes schönes Leben zu erkennen. Wie die Vögel ihrer Kinderstimme, so gehorchten die unsichtbaren Gewalten ihrer hohen, unschuldigen Begeisterung; weil sie nie an sich dachte, nur an das, was ausgerichtet werden sollte, gestaltete sie das Schicksal des gesammten Frankreichs um.

Nahe bei Domremy lag ein anderes Dorf, Marcey. Wie Domremy mit seinen Bewohnern der Parthei des Königs anhing, so hatte sich Marcey auf Burgundische Seite gestellt. Hieraus entstanden natürlich vielfältige Reibungen, die aber, merkwürdig genug, nicht unter den Erwachsenen, sondern unter den Knaben in offenen Flammen ausbrachen. Es fielen unter der Jugend beider Dörfer ziemlich ernsthafte Gefechte vor, aus welchen die Kämpfer nicht selten blutend und schwer verwundet zurückkehrten. Johanna nahm zwar an diesen Fehden persönlich keinen Antheil, die Lage der Dinge, die Spaltungen, die das Königreich in Haupt und Gliedern bis zu den kleinsten Ortschaften herab, zerrissen, werden ihr jedoch eben hiedurch von früh auf nahe gerückt. Es entstand in ihrer Seele ein Haß gegen Burgund und seine Anhänger, der durch die Kunde von den Gräuelscenen

in Paris, deren wir oben gedachten, nur gesteigert werden konnte. Auf solche Weise aufgeschlossen in ihrem ganzen Wesen, im Geiste geweckt, in den Sinnen erhöht, hatte sie den Punct erreicht, wo dem höchsten Waltenden die unmittelbare Anknüpfung möglich war.

Die Gesichte der Jungfrau Johanna Arc.

Der Gegenstand, der jetzt vor mir liegt, ist kaum einer für die Darstellung. Der Zweifel vernichtet ihn, der Glaube läßt ihn gestaltlos. Es bleibt Nichts übrig, als einfache Nach-Erzählung dessen, was Johanna ihren Richtern gesagt hat.

Als sie etwa 13 Jahre alt war und sich zur Mittagszeit an einem warmen Frühlingstage in dem Garten ihres Vaters befand, da traf auf einmal eine außerordentliche Klarheit ihre Augen. Zugleich hörte sie eine Stimme, die sie um so mehr als Gottes Stimme verehren zu müssen vermeinte, als dieselbe ihr weise, fromme Ermahnungen zukommen ließ, sie zum öftern Kirchenbesuch aufforderte und zum Verharren in allem Guten ermunterte. Sie glaubte, für die ihr zu Theil gewordene Offenbarung durch ein schnelles Gelübde, Jungfrau bleiben zu wollen, am besten den Dank abzustatten. Etwas später führte sie ihres Vaters Heerde auf die Weide. Abermals ließ die Wunderstimme sich vernehmen, und plötzlich standen viele herrliche Gestalten, von himmlischem Glanz leuchtend, vor ihr da. Eine von ihnen hatte Flügel an den Schultern; es war, wie sie später erfuhr, der Erzengel Michael. Sie sah dies Alles, wie sie ausdrücklich versicherte, mit ihren leiblichen Augen. Ein heiliges Schrecken kam über sie; der Erzengel aber entfaltete vor ihr in ernster Rede ihre ganze Zukunft, er sagte ihr, daß Gott sich über Frankreich erbarmen, daß sie dem König zu Hülfe ziehen und Orleans von einer Belagerung entsetzen und daß sie Karl VII. das Reich seiner Väter wieder gewinnen werde. Sie erstaunte

und erwiederte dem Erzengel mit Thränen, daß sie ja nur ein schwaches Mägdlein sei und kein Roß zu lenken, geschweige ein Kriegsheer zu leiten verstehe. Aber der Erzengel fuhr fort: sie müsse sich nicht fürchten, sondern sich vor dem Hauptmann, Robert von Bandricourt zu Vaucouleurs stellen; dieser werde sie zum König bringen oder bringen lassen, und die Fahrt werde ohne Hinderniß vor sich gehen. Auch würden die heilige Katharina und die heilige Margaretha, die ihr zu Rath und That vom Herrn erwählt seien, ihr öfters erscheinen; ihnen möge sie vertrauen und gehorchen, denn also sei es Gottes heiliger Wille.

Ich erinnere nicht aus den Proceß-Acten, die mir jetzt nicht zur Hand sind, ob der Umstand gerichtlich ausgemittelt worden ist, wann Johanna über die eben angeführten Visionen zuerst gesprochen hat. Wäre es erwiesen, daß sie es gleich oder doch bald nachher gethan habe, so könnte selbst juristisch nicht an der Wahrheit gezweifelt werden, denn die Belagerung von Orleans, deren der Erzengel Michael gedachte, ereignete sich erst vier bis fünf Jahre später und ließ sich deshalb damals noch nicht in eine lügnerische Erfindung verweben. Die hervortretenden naiven Züge fallen aber auf einer anderen Waage, mit der freilich das Ueberirdische nicht immer gewogen wird, noch viel schwerer in's Gewicht. Dieser kindliche Schluß: das müsse Gottes Stimme sein, die zum fleißigen Kirchenbesuch ermahne; das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit, welches das Mägdlein zum Dank für die ihr zu Theil gewordene hohe Auszeichnung hastig und übereilt darbrachte; ihre Einwendung, sie könne nicht reiten, dies Alles enthält so viel sieghafte echte Natur, daß man, während man lächelt, sich doch zugleich der höchsten Wehmuth nicht erwehren kann, und an die Wahrheit wohl glauben muß, man mag wollen oder nicht.

Die von dem Erzengel Michael verkündigten heiligen Frauen zögerten ebenfalls mit ihrer Erscheinung nicht lange.

So wie sie bei Johanna eintraten, nannten sie ihre Namen. Schön, sanft und demüthig waren nach der Jungfrau Beschreibung ihre Stimmen; glänzende Kronen trugen sie auf den Häuptern und waren von vielen Lichtern umgeben. „Wie es ihnen wohl ziemte,“ setzte sie ernst und einfältiglich hinzu, als sie von diesem Umstand zu ihren Richtern sprach. Sie erschienen stets in der nämlichen Gestalt, aber Johanna sah nur ihre Gesichtzüge, niemals ihre Leiber, zuweilen hörte sie auch bloß ihre Stimmen, wußte aber auch an diesen Eine von der Anderen zu unterscheiden. So oft sie sich nahten, neigte sich die Jungfrau tief; wenn sie es zuweilen im ersten Moment unterlassen hatte, kniete sie beschämt nieder und bat um Vergebung. Wenn sie wieder verschwanden, vergoß sie heiße Thränen, weil sie nicht mitgehen durfte; die heiligen Frauen versprachen ihr jedoch, daß sie sie zum Paradiese geleiten würden, und da sie immer nur das Heil ihrer unsterblichen Seele vor Augen hatte, so gab sie sich gern und leicht zufrieden. Daß die himmlischen Gestalten zu ihr kamen, erregte in ihr hauptsächlich deshalb große Freude, weil sie darin den Beweis erblickte, daß sie in keiner Todsünde befangen sei. Um dieselben ihrerseits zu ehren, wie sie es vermogte, zündete sie vor ihren Bildern geweihte Kerzen an und bekränzte sie mit Blumen. Niemals unter dem Feenbaum, aber an vielen andern Orten hatte sie die Erscheinungen. Je älter sie wurde, um so öfterer ließen sich die geheimnißvollen Stimmen vernehmen, um so ernster und dringender, zuletzt wöchentlich zwei bis drei Mal, wurde ihr der Aufbruch geboten. Sie sprach nicht von dem, was ihr widerfuhr, denn sie fürchtete die burgundische Parthei, die ihre Fahrt hemmen könne, und noch mehr ihren Vater. Aber ganz konnte sie doch nicht alle und jede Andeutungen unterdrücken, und wenn es auch wohl unbekannt ist, ob sie der Belagerung von Orleans schon zu einer Zeit, wo menschliche Voraussicht von dieser noch Nichts wissen konnte, gegen Fremde gedachte, so ist doch durch Zeugen erwiesen, daß sie wiederholt

äußerte, sie werde Frankreich und den König retten. Auch ihrem Vater verkündigte ein ahnungsvoller Traum in schwachem Umriß die Zukunft seiner Tochter; er sah sie mit Kriegsknechten von hinnen ziehen. Doch erweckte der Traum, der vielleicht durch den Eindruck, den das dunkle Wesen seiner Tochter im Allgemeinen auf ihn machte, vielleicht auch durch einzelne räthselhafte Worte, die sie fallen ließ, erzeugt sein mogte, in ihm nur schlimme Gedanken, und er sagte zu seinen Söhnen: „Könnte es wirklich so kommen, wie ich träumte, so wollt' ich lieber, daß ihr sie ertränktet, ja, wenn ihr dieß unterließet, so würde ich selbst es thun."

Wer sieht nicht im Geist das Hirtenmägdlein, wie sie unter den Wundern, die ihr aufgehen, unter dem Geschick, das ihr bevorsteht, fast erliegt, wie sie, bald in Seligkeit, bald in Angst und Grauen dahin wandelt, wie ihre ganze Seele zur Mittheilung an Vater und Mutter gedrängt wird, und wie sie, wohl bekannt mit dem schlichten Sinn der Ihrigen, der auf ihren außerordentlichen Beruf, bevor sie ihn durch die That selbst beurkundet hatte, unmöglich vertrauen und in ihren kühnen Hoffnungen nur Vermessenheit und Selbstüberhebung sehen konnte, sich in Stunden, wo das Herz ihr unwillkürlich aufspringt, scheu und zitternd wieder verschließt, wie sie einfach und still die Aufträge ihrer Eltern ausrichtet, und, während sie die Schaafe auf die Weide treibt, der Zeit gedenkt, wo sie dem unberechtigten König von England die angemaaßte Krone vom Haupt nehmen und sie dem echten, jetzt landflüchtigen und verlassenen Fürsten darbieten soll! Aeußerst naiv und bezeichnend für ihre Natur ist es wieder, daß sie über ihre Gesichte schwieg, weil sie meinte, die Burgundische Parthei sowohl, als ihr Vater, könnten sie in ihrem Unternehmen hindern, die eine aus Glauben an sie, der andere dagegen aus Unglauben, also aus zwei einander völlig aufhebenden Motiven. Psychologen vom Fach, welche die Seele gern zersetzen, wie das Blut, könnten aus diesem Widerspruch

sehr leicht eine Anklage gegen die Wahrhaftigkeit der Jungfrau herleiten; ich sehe darin das reine, spiegelklare Abbild ihres Wesens, das bei aller Kraft und Gespanntheit zum Handeln und Ausführen doch für die Betrachtung ihrer selbst und ihrer großen Aufgabe, nicht den überschauenden und vergleichenden Punct zu erklimmen vermogte, auf dem Mancher stand und Mancher erfror!

Die Belagerung von Orleans.

Kehren wir jetzt, nachdem wir die Auserwählte des Herrn, die mit Kinderhand in die Speichen des Schicksals eingreifen sollte, kennen gelernt haben, zu dem Kriegstheater, wo sie bald auftreten wird, zurück.

Thomas von Montagu, Graf von Salisbury war im Sommer 1428 mit einem bedeutenden Heer nach Frankreich gekommen, um die wenigen Länder, welche Karl VII. noch anhingen, zu unterjochen. Die französischen Städte und Burgen fielen Dutzendweise, eine nach der anderen in seine Hände, der ganze Norden des Reichs war bezwungen, und auch den Süden durfte der Eroberer für unterworfen erachten, sobald er, wie wir oben bereits bemerkten, die Stadt Orleans zur Uebergabe genöthigt hatte. Orleans war dem angestammten König getreu, die Bürger boten Alles auf, sich gehörig zu befestigen und für eine Belagerung mit Lebensmitteln und allem Nothwendigen in Zeiten zu versehen. Sogar die Stände des Reichs, überzeugt, daß von der Behauptung dieser Stadt Alles abhing, legten sich zu ihrer Unterstützung eine Steuer auf, und von allen Seiten zogen edle mannhafte Ritter zu ihrer Hülfe herbei. Die Bürger brannten eine bedeutende Vorstadt ab, die mittelst einer Brücke mit der Stadt zusammen hing, und richteten, da sie wußten, daß der Feind von dieser Seite anrücken würde, ein Bollwerk vor der Brücke auf. Noch waren sie mit

dem Werke nicht ganz fertig, als (am 12. October) Graf Salisbury im Felde erschien. Nun ging es alsbald zum ernsten Kampf. Tag und Nacht beschossen die Engländer mit eisernen Kugeln und Steinblöcken die Stadt. Die von Orleans beantworteten den donnernden Gruß auf gleiche Weise, und schadeten dem Feind nicht weniger durch mehrere heftige Ausfälle, die sie nach einander muthig wagten. Den 21. October begann Salisbury den Sturm; keck und verwegen setzten die Engländer trotz des ununterbrochen feuernden Geschützes ihre hohen Leitern an das Bollwerk, aber unverzagt empfingen sie die französischen Ritter, warfen ihre Leitern zurück und bewillkommten die Emporklimmenden mit Steinen und eisernen Reifen, auch wohl zur Abwechselung mit kochendem Wasser und siedendem Oel, welches Jungfrauen und Weiber in Masse herbei trugen. Der Sturm ward auf solche Weise mit Ungestüm abgeschlagen, aber im Schooß der Erde handthierten die Minengräber, und nur zu bald sahen die Bürger ein, daß das Bollwerk nicht länger zu halten sei. Doch ließen sie sich auch dieß wenig anfechten, zogen sich vielmehr gelassen zurück und errichteten, selbst zwei Bogen der Brücke vernichtend, ein neues Bollwerk, von wo aus sie die Engländer unausgesetzt beschossen. Inzwischen langte in der Stadt zur großen Ermunterung der Belagerten Graf Dunois, genannt der Bastard von Orleans, den der König Karl zum Statthalter ernannt hatte, mit vielen tapferen Begleitern an, und fast zu derselben Zeit fand Graf Salisbury, als er eben von einem Thurm aus zu recognosciren versuchte, durch einen Schuß seinen Tod. Der Herzog von Bedford, der, wie der Leser erinnern wird, in Paris seine Hofstatt aufgeschlagen hatte, sandte schleunigst den Grafen von Suffolk nach Orleans, um den Oberbefehl des durch den so plötzlichen Hinscheid seines tapferen Anführers verwais'ten Heeres zu übernehmen. Suffolk theilte seine Kriegsmacht sogleich in zwei Theile, deren ersten er unter Glacidas bei der Brücken-

burg stehen ließ, indeß er den zweiten über den Fluß hinüberführte, um die Stadt im Rücken anzufallen. Die Bürger erfuhren dieß kaum, als sie mit einer Aufopferung, die ihnen zu Ehren gereichte, augenblicklich beschlossen, ihre sämmtlichen reichen Vorstädte in Flammen aufgehen zu lassen. Das Weihnachtsfest kam heran, und Belagerer und Belagerte vereinigten sich über einen kurzen Waffenstillstand, der freilich nur von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags dauerte. Glacidas ersuchte Dunois, ihm einige Minstrels, mit Trompeten und Klarinetten versehen, in's Lager hinaus zu senden. Dieß geschah; aber die Musik, so lieblich sie sein mogte, hatte doch über den rauhen Engländer nicht so viel Gewalt, daß er den Christo zu Ehren abgeschlossenen Waffenstillstand auch nur um einen halben Tag verlängerte, und der Donner des Geschützes begann auf die Stunde auf's Neue. Auch die Stadt spielte in gleicher Tonart auf, und besonders ein Lothringer, Meister Johann in den Chroniken genannt, der eine Feldschlange befehligte und sich sowohl durch Standhaftigkeit, wie durch seine Geschicklichkeit hervorthat, fügte durch Schießen dem Feind großen Schaden zu. Es characterisirt die Kriege und kriegerischen Unternehmungen jener Zeit, daß, wenn sich jetzt nur Automate gegenüberstehen, die, durch den Befehl eines Einzigen in Bewegung gesetzt, auch selten weiter gehen, als es mathematisch genau mit dem Inhalt der Ordre übereinstimmt, damals oft Einzelne aus der Masse hervortraten und zuweilen dem ganzen Kampf eine andere Gestalt gaben, jedenfalls aber eine willkommene Unterbrechung in die Einförmigkeit brachten. So forderten zwei Gascogner aus der Schaar la Hires zwei Engländer auf die Lanze heraus, die sich auch stellten, und wovon der Eine aus dem Sattel gehoben ward, während der Andere seinem Gegner stand.

Scharmützel reihte sich an Scharmützel, ohne daß etwas Besonderes ausgerichtet wurde; eine belagerte Stadt verliert jedoch durch jeden Tag, den die Belagerung dauert, unmittelbar,

und es durfte als ein sehr freudenreiches und wichtiges Ereigniß betrachtet werden, daß man gleich nach Neujahr 400 Hämmel und 950 Schweine, die den Bürgern besser zu Statten kamen, als wenn es eben so viele Soldaten und Ritter gewesen wären, in Orleans hineinschaffte. Der Admiral von Frankreich, Ludwig von Culon, drang an der Spitze von 300 Kriegern mit offener Gewalt durch das englische Lager und warf sich in die Stadt, was natürlich, abgesehen von der ansehnlichen Hülfe, die er brachte, schon an sich den Jubel der in ihrer Nationalität darniedergetretenen Franzosen laut und stürmisch hervorrief. Angriffe und Ausfälle wechselten mit einander ab, die in Orleans hielten sich gleichmüthig tapfer, aber bald trat Mangel, zunächst an Munition und Kriegsbedürfnissen, endlich nicht minder an Lebensmitteln ein, und dagegen hilft kein Muth und keine Mannhaftigkeit. Der Raum erlaubt nicht, die Belagerung in allen einzelnen kleinen Zügen zu verfolgen, obgleich die Chroniken mit größter Ausführlichkeit über den Gang, den sie nahm, berichten. Monat nach Monat ging hin, die Noth ward in der Stadt immer größer, und die Entscheidung blieb fern. Auf dem Grafen Clermont, der zu Blois ein Heer zum Entsatz sammelte und zu dem sich der Connetable von Schottland mit seinen Schotten gesellte, beruhte ihre letzte Hoffnung. Zu der Zeit, wo Clermont mit seiner Kriegsmacht nach Orleans ziehen wollte, sandte der Herzog von Bedford von Paris aus unter Fastolfs Befehl 300 Wagen mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen an Suffolk. Clermont beschloß, seine Thaten im Felde mit dem Auffangen dieses Zuges zu beginnen, und der Bastard von Orleans, von seinem Vorhaben unterrichtet, verließ die Stadt, um ihm hiebei Hülfe zu leisten. Dunois war zuerst zur Stelle und sah, wie Fastolf unbesorgt in größter Unordnung dahergezogen kam. Er hätte gern angegriffen, und gewiß mit Erfolg, doch Clermont sandte einen Boten nach dem andern, mit dem Befehle, bis zu seiner Ankunft, die er nichts

desto weniger nicht gehörig beschleunigte, zu warten. Fastolf merkte nun die Gefahr, schlug eine Wagenburg auf, rammelte Pfähle ein und erwartete, gelassen und sich dem Schutz Gottes empfehlend, die Dinge, die da kommen sollten. Weil die Franzosen sich noch immer ruhig verhielten, wurden zuletzt die Engländer übermüthig und ließen jene durch ihre Bogenschützen necken. Nun hielt sich Dunois mit seinen Gefährten nicht länger, aber, so wie sie wuthentbrannt zum Kampfe stürmten, entstand unter ihnen eine große Verwirrung. Diesen Augenblick benutzte Fastolf, machte einen Ausfall aus seiner Wagenburg und zerstreute die Stürmenden mit außerordentlichem Verlust. Dunois wurde schwer verwundet, doch wagten la Hire und Xaintrailles das Aeußerste, die völlige Niederlage abzuwenden und, obgleich ihrer nur sechzig waren, den Feind aufzuhalten, ja wieder zum Stehen zu bringen. Jetzt endlich erschien Clermont; sein Heer war stark genug, um die erlittene Schmach der Andern zu rächen, auch hatte er, abgesehen von Gewissen und Pflicht, noch eine persönliche Aufforderung, dem Fastolf seine Stärke zu zeigen, denn er war an demselben Tage zum Ritter geschlagen worden; er zog es jedoch, erbittert wegen der Hintansetzung seines Befehls, vor, ohne Schwertstreich den Platz zu verlassen, und sich Orleans, statt, wie er hätte können, mit einem Ueberfluß von Proviant, mit einer Armee Hungriger und Durstiger zu nähern. Spät am Abend zogen die Geschwader, die unter Dunois die Stadt am Morgen verlassen hatten, wieder ein. Aber, welche Heimkehr, verglichen mit dem Auszug! Schweigend und blutig, vom traurigen Licht der Fackeln beleuchtet, nicht im Stande, jene stolze Gleichmüthigkeit auf dem Gesichte hervorzurufen, hinter der sich so lange die Furcht und das Herzklopfen eines Mannes zu verbergen weiß, ritten sie auf ihren ermüdeten Rossen daher und scheuten sich, den Blicken der Ihrigen, die aus ihren Mienen Leben oder Tod herauszulesen suchten, zu begegnen. Wehklagend rannten Männer,

Weiber und Kinder durch die Gassen, man sah den allgemeinen Untergang vor Augen, man pries die Todten glücklich, man verwünschte sich, daß man noch lebte.

Dunois, obgleich an seinen Wunden darniederliegend, war der Einzige, der den Muth nicht sinken ließ und den der Andern wieder erhob. Auch hatte sich durch Clermonts Ankunft die Gestalt der Dinge merklich verändert, und durch einen Ausfall der jetzt so starken Besatzung wären die Engländer wohl in's Enge zu treiben gewesen. Doch es war keine Eintracht da, und Clermont, dem es in der verhungernden Stadt, die ihn wegen seines elenden Benehmens an dem Tage, der leicht ein entscheidender hätte werden können, laut verwünschte, nicht behagen konnte, brach nach sehr kurzem Verweilen, ohne auch nur zu versuchen, ob sich Etwas ausrichten lasse, wieder auf; er versprach freilich bei'm Abzuge das Allerbeste, er hielt aber gar Nichts und nahm noch dazu viele der tapfersten Ritter und Krieger mit sich fort.

Mehrmals hatten die Bürger sich durch Boten an ihren kriegsgefangenen Herzog gewandt und ihn um Vermittelung der Neutralität ersucht. Es war ohne Erfolg geblieben. Jetzt fiel ihnen ein letztes Auskunftsmittel ein. Sie schickten am 15. Februar an den Herzog von Burgund eine Gesandtschaft, mit der Bitte, er möge, weil ihr Herr, der Herzog von Orleans, seit der Schlacht bei Azincourt in England gefangen liege und seine Stadt nicht vertheidigen könne, dieselbe einstweilen so lange in seine Obhut nehmen, bis es unter den streitenden Partheien entschieden sei, wem die Krone von Frankreich rechtlich gebühre. Die Gesandten blieben über zwei Monate aus, und der Kampf ging inzwischen fort, wie bisher. Der Herzog von Burgund, durch des Herzogs von Orleans langwierige Gefangenschaft verletzt und ohnehin edelmüthig, hätte gern in das Begehren der Bürger gewilligt, doch der Herzog von Bedford, der nun schon zu lange auf dem Regentenstuhle saß, um sich noch an Heinrichs V.

weise Ermahnungen zu kehren, verweigerte hart und rauh seine Beistimmung. „Er wolle die Netze nicht stellen," sagte er, „während ein Anderer die Vögel herausnehme." Der Herzog von Burgund wurde durch den Uebermuth des stolzen Engländers empört und befahl allen seinen Leuten, die mit vor Orleans standen, auf der Stelle heimzukehren. Dieß geschah; es half den Belagerten freilich wenig, weil die Feinde schon zu sehr die Uebermacht gewonnen hatten, das Zerwürfniß war jedoch für den spätern Gang der Ereignisse von gewichtigem Einfluß. In der Stadt erreichte die Noth nun den höchsten Grad, man hatte keine Hoffnung mehr, man durfte von der Zukunft nicht das Geringste mehr erwarten, und der Grimm der Engländer, der natürlich durch die Hartnäckigkeit des Widerstandes, den sie, die an steten Sieg und unbedingte, demüthige Ergebung Gewöhnten, hier gefunden hatten, fort und fort gesteigert war, ließ sie das Schrecklichste fürchten. Zu diesem Allen entstand jetzt noch ein Gerücht von einer inneren Verschwörung, das die Gemüther so beängstigte, wie etwa den Ermüdeten, der gerne einschlummern mögte, das Rascheln einer Schlange in dem dürftigen, harten Strohlager, worauf er ruht.

Orleans aber war der Zeiger für das ganze, dem König Karl VII. noch treu gebliebene Frankreich; je gewisser es wurde, daß die Stadt, trotz ihrer heldenmüthigen Standhaftigkeit, am Ende doch dem Feind in die Hände fallen müsse, um so mehr sank allgemein der Glaube an das Glück des angestammten Fürsten, und Karl selbst, der den ruhigen unerschütterlichen Mittelpunct in der Verwirrung um ihn her hätte abgeben sollen, schwankte und wankte am meisten. Der Geschichtschreiber kommt bei Darstellung dieser Vorgänge in eine Verlegenheit eigener Art. In der Hirtin, die von Gottes unsichtbarer Hand auf den rollenden Kriegs- und Schlachtenwagen hinaufgehoben ward, tritt ihm das unbedingteste vollkommenste Vertrauen in die Rechtmäßigeit der Sache, die sie verfocht, entgegen; der

König aber, wegen dessen sich dies Alles ereignete, wußte sich nicht vor Zweifel und Verzweiflung zu retten, was man ihm immerhin, wenn man das Zerrinnen der Schwäche in muthlose Thränen, ihr feiges Zurückweichen in Nichts, mit den Meisten für etwas Gutes, Tugendliches hält, zur Ehre anrechnen mag, was jedoch, wie nicht zu läugnen ist, ein seltsames, ja grauenhaftes Licht auf die wunderbarste Begebenheit, deren die Geschichte gedenkt, werfen muß, indem ganz von selbst die Frage entsteht: konnte, wenn in der Jungfrau Johanna etwas Uebernatürliches erwachte, in dem König, um dessen willen das Außerordentliche geschah, die Natur, deren Stimme hell, wie Glockenton, durch alle Betäubung der Welt hindurchdringt, schlafen? Ich will nur fragen, nicht antworten. Grund genug hatte Karl freilich zum Zweifeln der bedenklichsten Art, sein Vater war wahnsinnig gewesen, seine Mutter hatte sich jede Ausschweifung gestattet, und wahrscheinlich hatten eher ihre Fehltritte die natürlichen Folgen gehabt, als die Umarmungen ihres verwirrten Gemahls. Der König entschloß sich in dem Drang der Umstände dazu, wozu die Jämmerlichkeit, wenn sie durch das Leben auf die Probe gestellt wird, sich am liebsten und am leichtesten entschließt, nämlich zum resignirenden Nichtsthun, zur Flucht nach Schottland oder Spanien, um dort bei seinen Verwandten seine Krone zu vergessen und durch lyrische Gedichte, die er leidenschaftlich liebte, wenn er sie selbst machte, die Herzen zu erobern, statt durch ein gezogenes Schwert die rebellischen, abtrünnigen Städte. Er sah in dem Unglücke, das der Himmel ihm schickte, nicht eine Aufgabe, die er lösen und durch die er zum Mann werden sollte; er sah darin nur eine Last, die er möglichst schnell abwerfen müsse, und wenn er sich nicht wirklich aus seinem Königreiche in die reine Lyrik zurückzog, so unterblieb es einzig und allein, weil seine Geliebte, die schöne Agnes Sorel, die zwischen ihm und seiner Gemahlin stand, ihn für diesen Fall zu verlassen und zu dem Feind überzugehen drohte.

Sie erzählte ihm nämlich, ihr habe in ihrer Jugend ein Astrolog geweissagt, einer der tapfersten und herzhaftesten Könige der Christenheit werde sie lieben und ihr dienen; bisher habe sie geglaubt, er sei dieser König, jetzt aber, da sie sehe, wie wenig er seiner männlichen und königlichen Pflicht nachkomme, überzeuge sie sich, daß der Herrscher Englands, der ihm Stadt nach Stadt raube, der rechte sei, und den wolle sie aufsuchen. Hierauf versprach ihr Karl, ein Held zu werden. Man will diese Sage bezweifeln, unter Anderen auch Charmettes, dessen ausführliches Werk, was die Data anlangt, dem meinigen zu Grunde liegt. Mir däucht, mit Unrecht. Denn, mag auch die Erzählung der Sorel aussehen, wie erfundene Poesie — Karls unvergleichliche Antwort bürgt für die Wahrheit, sie konnte nur aus seiner Individualität so gestempelt hervorgehen, nicht aus dem Munde eines Dichters.

Karl, von seinen Feinden spottweise der kleine König von Bourges genannt, hatte in seinem Schatz nur noch vier Thaler, die ihm und seinem Schatzmeister gemeinschaftlich gehörten; er hielt sich noch mit Mühe auf dem nördlichen Ufer der Loire, dachte aber schon an einen Rückzug in's Delphinat. Er war einem Wanderer zu vergleichen, der während eines furchtbaren Gewitters durch einen Wald dahin schreitet. Baum nach Baum wird vom Blitz zerschmettert, und mit jeder Minute erwartet er den Schlag, der ihn selbst treffen soll!

Johannas Reise zum König.

Johanna hatte ihren Wohnort auf eine kurze Zeit mit einem andern vertauschen müssen. Burgundische Truppen waren in's Land eingedrungen und plündernd auch nach Domremy gekommen. Die Hirten und Ackerleute hatten sich, um dem Raub und der Mißhandlung zu entgehen, mit ihren Heerden und be-

weglichen Gütern nach der Stadt Neufchatel, die damals befestigt war und unter Lothringische Hoheit gehörte, geflüchtet; Jacob von Arc war mit den Seinigen natürlich nicht zurückgeblieben und hatte bei einer ehrbaren Frau, die eine Art von Wirthshaus hielt, ein Unterkommen gefunden. Der Aufenthalt dauerte im Ganzen nur drei oder fünf Tage; dennoch gab Johannas zufällige, auf die angeführte Weise durch die Noth veranlaßte Aufnahme in einem Wirthshause später Mißwollenden zu dem Gerede Anlaß, daß sie lange Zeit in einer Kneipe als gemeine Dienstmagd zugebracht habe. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese gezwungene Flucht, so wie der öde Zustand, worin sie bei der Wiederkehr das Dorf Domremy antraf, sie zur endlichen Ausführung des Vorhabens, welches so lange vor ihrer Seele schwebte, ohne daß sie einen der sich ihr darbietenden Momente zu ergreifen wagte, angespornt hat. Aber auch jetzt trat ihr wieder ein Hinderniß in den Weg. Ein von ihr abgewiesener junger Freier, der sie heftig liebte, klagte sie bei dem Tribunal zu Toul an, sie habe ihm ein Eheversprechen gegeben, und bestand gerichtlich auf dessen Erfüllung. Vielleicht haben ihre Eltern den jungen Mann selbst zu einem so sonderbaren Schritt veranlaßt oder ihn wenigstens dabei unterstützt, um durch eine frühe Ehe ihrer Tochter, deren Schicksal sie ängstigen mogte, die Pforte, die weitere und höhere Lebenskreise aufschloß, für immer zu verriegeln. Aber Johanna, bis dahin ein Muster in kindlichem Gehorsam, widersprach entschieden, und der Freier ward ohne Weiteres abgewiesen. Nun richteten sich ihre Gedanken vorerst darauf, das väterliche Haus ohne Aufsehen verlassen zu können. Sie bat deshalb ihren Oheim Laxart, der zwischen Domremy und Vaucouleurs angesessen und dessen Frau schwanger war, er möge sie von ihrem Vater zur Pflege der Letztern während ihrer Niederkunft begehren. Laxart war hiezu gern bereit, auch gaben die Eltern unweigerlich ihre Einwilligung, und Johanna verließ Domremy.

Kaum aber war sie acht Tage bei ihrem Oheim, als sie diesen in ihr großes Geheimniß einweihte. Er staunte und erschrak, als sie davon sprach, daß sie zu dem Dauphin ziehen müßte, um ihn krönen zu lassen. Aber sie erinnerte ihn an eine uralte Prophezeihung, daß Frankreich durch ein Weib in's Elend gestürzt, durch eine Jungfrau dagegen wieder errettet werden solle, sie deutete auf die Königin Isabelle und auf sich. Wohl mag sie mit jener heiligen Beredtsamkeit gesprochen haben, die sich nicht erlernen läßt, die nicht einmal dem Talent, nur der Wahrheit und der Unschuld in ihren höchsten Momenten eigen ist, dann aber auch ihre Wirkung niemals verfehlt. Der zähe, ungläubige Oheim ward umgestimmt, er beschloß, sich allein nach Vaucouleurs zu dem Hauptmann Baudricourt zu verfügen und diesem über Johanna die erste Mittheilung zu machen. Aber, die Begeisterung muß keine Boten senden wollen, denn das Feuer hat Niemand, der von ihm zeugt, es muß selbst von sich zeugen. Der Hauptmann gab Laxart den Bescheid: er möge seiner Nichte ein Paar Ohrfeigen geben, und wir wollen ihn deshalb nicht roh und unritterlich nennen, obgleich seine Antwort etwas rauh klingt. Johanna ließ sich dieß nicht anfechten, sondern machte sich selbst auf den Weg nach Vaucouleurs, Anfangs in ihres Oheims männlicher Tracht, die sie aber auf seinen Wunsch mit weiblichen Kleidern wieder vertauschte. Sie drang auch bis zu der Person des Hauptmanns Baudricourt vor und sagte ihm: sie sei von ihrem Herrn an ihn gesendet, damit er den Dauphin ermahne, tapfer zu widerstehen, ohne daß er jedoch den Feind zur Schlacht herausfordere; in der Fastnachtswoche werde ihr Herr ihm Hülfe senden. „Das Königreich — fügte sie hinzu — gehöre dem Dauphin nicht, sondern ihrem Herrn; aber ihr Herr wolle, daß der Dauphin König werde und das Reich für ihn verwalte, auch werde er, allen seinen Feinden zum Trotz, König sein, und sie müßte ihn zur Krönung führen." „Wer ist dein Herr?" fragte Robert

lakonisch. „Der König des Himmels!" versetzte sie ernst und feierlich. Robert schickte sie fort, wie er ihren Oheim fortgeschickt hatte, ohne auf ihr Gesuch einzugehen.

Johanna war auf dreimaliges Abweisen durch ihre Stimmen vorbereitet. Aber ihrer naiven Natur gemäß, die gewiß unbewußt mit Gott darüber haderte, daß er ihr in dem verhärteten Herzen des alten Soldaten nicht besseren Glauben geweckt hatte, empfand sie schon das zweite Fehlschlagen sehr schmerzlich. Sie blieb in Vaucouleurs bei einer achtbaren Frau, die sie auf der Stelle liebgewann, und der sie in der Zeit, welche die Andachtsübungen ihr übrig ließen, in ihren häuslichen Geschäften treulich beistand. Aber die höchste Ungeduld bemächtigte sich ihrer, die vielleicht eben so sehr aus der Furcht, von ihrem Vater mit Gewalt in das elterliche Haus zurückgeführt zu werden, hervorging, als aus dem Drang, jetzt endlich in das Geschick der Völker thätig einzugreifen. Sie sprach gegen Jedermann von ihrer göttlichen Sendung und gewann durch den Inhalt ihrer Worte und durch die Anmuth, die sie zugleich in dieselben zu legen wußte, mehr und mehr das Vertrauen der Einwohner von Vaucouleurs. Nur Baudricourt verharrte in seinen Zweifeln und veranlaßte ihren Beichtvater, sie in seiner Gegenwart zu beschwören, ob ein guter oder böser Geist in ihr wohne. Daß er dieß that, beweiset, daß auch er in seinem Innersten von der Gewalt und Wahrheit ihrer Reden getroffen war, daß er aber, als ein Mann, für den Vieles auf dem Spiele stand und der, wenn er voreilig ein Weib an den Hof sandte, welches dort nachher keinen Glauben fand, sich bei seinen sämmtlichen Kameraden für immer lächerlich gemacht hätte, sich Zeit zur Prüfung nahm. Meine Vorgänger hätten dieß bedenken, sie hätten nicht vergessen sollen, daß es leichter ist, nach vier Jahrhunderten an eine historischen Erscheinung, die sich festgestellt hat, zu glauben, als in dem Augenblick, wo sie zuerst aus der Dunkelheit hervortritt; dann würden sie Robert von Baudricourt

manchen Vorwurf nicht gemacht haben. Johanna versuchte, um zum Zweck zu gelangen, Vielerlei, einmal machte sie sich sogar zu Fuß auf den Weg zum König, begleitet von ihrem Oheim und einem andern Mann. Unterwegs erklärte sie aber ihren Gefährten, es sei doch nicht wohl anständig, auf solche Weise an den Hof zu kommen, und kehrte nach Vaucouleurs zurück. Es ist zu verwundern, daß ihre engländischen Richter diesen Schritt später nicht als einen Anklagepunct gegen sie heraushoben. Sie wich ja ganz offenbar, indem sie ihn that, von Gottes Gebot ab, der sie ausdrücklich an Robert von Baudricourt gewiesen hatte; auch zeigte sie sich unbedachtsam und inconsequent, indem sie einen Entschluß halb ausführte und ihn dann als unschicklich zurücknahm. Hoffentlich entgeht es meinen Lesern nicht, daß ich solche Einwendungen nur mache, um ein Beispiel jener erbärmlichen Kritik zu geben, vor welcher sich so wenig Geschichte, als Poesie, nicht Gott, noch Natur, retten kann, die das Universum, das nur durch den Widerstreit im Großen und im Kleinen besteht, auf ein Rechen-Exempel zurückführen will, und die ein hohler nichtiger Spuk ist, der in einem versengten Hirn gaukelt und das schöne, fruchtbare Leben des Gedankens nachspielt.

Jetzt machte sie in Vaucouleurs eine Bekanntschaft, die ihr zu großer Förderung gereichte. Ein im Lande hochgeachteter Edelmann, Johann von Metz, sah sie bei ihrer Wirthin und fragte sie, was sie denn dort schaffe. Sie sagte: „ich kam zu des Königs Burg und begehrte, daß Robert von Baudricourt mich zum König bringe. Aber der achtet nicht auf meine Worte. Und dennoch muß ich noch vor der Mitte der Fasten bei'm König sein, und sollt' ich mir auch die Füße bis an's Knie ablaufen. Denn Niemand in der ganzen Welt, nicht Könige, nicht Herzöge, nicht die Königstochter von Schottland, nicht alle die Anderen, können das Königreich Frankreich wiedergewinnen, und es giebt dabei keine Hülfe, als durch mich, obschon ich lieber bei meiner armen Mutter spinnen mögte. Denn Jenes ist gar meines

Thuns nicht. Aber dennoch muß ich gehen und es ausrichten, weil mein Herr es haben will!" „Wer ist Euer Herr?" fragte auch Johann von Metz. „Gott!" erwiederte sie ihm, wie einst Robert. Der Ritter, ergriffen, wie noch Keiner, gelobte ihr mittelst Handschlags, daß er sie unter Gottes Schutz zum König geleiten wolle. Als er sie fragte, wann sie die Reise anzutreten wünsche, versetzte sie: lieber heute noch, als morgen. Zugleich erklärte sie, daß sie gern Mannskleider anziehen mögte. Johann von Metz ließ ihr das Gewand eines seiner Diener reichen, und sie legte es alsbald an. Daß dieser würdige Ritter ihr nicht allein Glauben schenkte, sondern sich ihrer sogar auf's Thätigste annahm, erwarb der Jungfrau großen Anhang, und Mancher erbot sich ihr jetzt zum Begleiter. Sie wollte jedoch nicht gern ohne einen Beglaubigungsbrief des Hauptmanns Baudricourt abgehen.

Die Erscheinung und das wirkliche Auftreten der Jungfrau entsprach allerdings einer in ganz Frankreich bekannten alten Prophezeihung; es war daher kein Wunder, daß der Ruf von ihrer Sendung und ihrer Erleuchtung durch den Geist des Herrn, sich schnell nach allen Seiten verbreitete. Auch der Herzog Karl von Lothringen, der an einer schweren Krankheit darnieder lag, hörte von ihr und ließ sie zu sich rufen, weil er dachte, daß ihm von ihr Hülfe kommen könne. Sie kam auf seinen Wunsch in ihres Oheims Gesellschaft. Höchst edel und würdevoll war ihr Benehmen. Sie hatte noch nie mit Herzögen verkehrt, aber sie verlor in der neuen, glänzenden Umgebung, in die sie so plötzlich hineingerissen ward, auch keinen Augenblick sich selbst. Auf Karls Frage nach ihrer Sendung antwortete sie, da sie bei ihm entschiedenen Unglauben voraussetzen mußte, nur das Allerallgemeinste. Eine Gauklerin hätte sich an einem so vornehmen Krankenbett ein Ansehen zu geben gesucht; sie erklärte dem Herzog einfach, daß sie kein Heilmittel für ihn wisse, und fügte hinzu, er könne gar nicht genesen, so

lange er fortfahre, sich gegen seine tugendhafte Gemahlin ungebührlich zu betragen. Der Herzog entließ sie unbefriedigt. Mittlerweile waren ihre Eltern, die nun endlich von Johannas Vorhaben Kunde erlangt hatten, höchst bekümmert, ja verzweiflungsvoll nach Vaucouleurs geeilt. Sie hatten sich aber bald, wahrscheinlich durch Johann von Metz, der schon seinem Stande nach den einfachen Bauersleuten imponiren mußte, beruhigt, in ihre Heimath zurückbegeben. Johanna sandte nun an ihren Vater ein schriftliches Gesuch um Verzeihung ihrer Flucht. Einer ihrer Brüder überbrachte ihr diese und blieb fortan ihr zur Seite.

Auf einmal erklärte sich Robert von Baudricourt bereit, sie an den Hof zu senden. Vermuthlich hatte er bei dem König vorher angefragt, ob er es thun dürfe, denn nach der Aussage Johanns von Metz befand sich in dem Reisegefolge der Jungfrau ein Königsbote. Die Chronisten haben für Roberts Sinnesänderung einen Grund, der Manchem vielleicht besser gefällt, der aber wohl unerwiesen ist. Es heißt, Johanna habe zu Robert gesagt, es sei unrecht, daß er so lange zögere, ihren Wunsch und Gottes Gebot zu erfüllen; eben jetzt (an dem Tage, da sie so sprach) habe der Dauphin von Orleans einen großen Unfall erlitten, und ihm stehe noch Schlimmeres bevor, wenn sie nicht bald zu ihm geführt werde. Bald darauf sei die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht zwischen Dunois und Fastolf, dessen wir oben erwähnten, eingelaufen, und nun habe der Hauptmann nicht länger zweifeln können.

Die Einwohner von Vaucouleurs vereinigten sich nun gemeinschaftlich zu Johannas Ausrüstung. Sie ließen ihr ein Mannskleid nebst Halbstiefeln verfertigen. Ihr Oheim schenkte ihr ein Roß, Robert von Baudricourt ein Schwert. Am Sonntag, den 13. Februar 1428, brach sie auf. Man befragte sie, wie sie eine solche Fahrt zu einer Zeit, wo das ganze Land von Feinden durchstreift werde, als eine zarte Magd wagen könne. Sie erwiederte: „ich werde den Weg frei finden und

fürchte die Feinde nicht. Und so mir ja welche begegnen sollten, so ist mein Herrgott bei mir, der wird mir die Bahn zum Dauphin öffnen, denn dazu bin ich geboren.“ Ihr Bruder, Peter von Arc, Johann von Metz und mehrere andere Personen begleiteten sie. Keiner von Allen hatte, als es nun wirklich zum Aufbruch kam, rechtes Vertrauen auf den Erfolg, die Geringen hielten sie für eine Hexe oder eine Verrückte, und man berieth sich Anfangs sogar, ob es nicht wohl gethan sei, sie bis auf's Weitere in einen festen Platz abzuliefern. Robert von Baudricourt hatte ihnen jedoch einen Eid abgenommen, daß sie die ihrem Schutz Anvertraute gut und sicher zum König bringen wollten. Auch wirkte bald die stille Hohheit ihrer Erscheinung auf Jeden bis zur völligen Umkehr der Gesinnung ein, so daß man anfing, fest an ihre Sendung zu glauben, und sie, in der Mancher zuerst wohl nur ein schönes wunderliches Mädchen erblickte, als ein geweihtes, höheres Wesen zu verehren.

Die Reise war mit den größten Schwierigkeiten und Mühseligkeiten verbunden. Da man durch lauter Gegenden zog, die von Engländern und Burgundern besetzt waren, so mußte man allerhand Schleichwege wählen, um nur durchzukommen. Johanna hatte unterwegs keine andere Angst, als diejenige, welche die Versäumung der Messe ihr einflößte. Als einige ihrer Begleiter, um ihren Muth auf die Probe zu setzen, sich heimlich von dem Zug entfernten und sie dann, verkleidet und unkenntlich zurückkehrend, mit Geschrei überfielen, rief sie den Uebrigen, welche, im Einverständniß mit den Andern, sich stellten, als ob sie fliehen wollten, unerschrocken zu: „Fliehet nicht! bei meinem Gott, sie werden uns kein Leid thun!“ In Fierbois, einem Dorf, welches nur noch fünf oder sechs Stunden von Chinon, dem damaligen Aufenthaltsort Karls VII., entfernt lag, hielt sie an; es stand dort eine Wallfahrtskirche zur heiligen Katharina, die sie, ihrer himmlischen Beschützerin und Rathgeberin zu Ehren,

besuchte, auch konnte sie, nun sie dem Ziel ihrer Reise so nahe war, die letztere für beendigt halten. Sie sandte von Fierbois aus an den König einen Brief, worin sie ihm anzeigte, daß sie, um ihm zu Hülfe zu eilen, über hundertundfunfzig Stunden zurückgelegt habe; sie fügte hinzu, sie habe ihm viele angenehme und fröhliche Dinge kund zu thun und wünsche zu wissen, ob sie in die Stadt, wo er sich befinde, einziehen dürfe. Des Königs Antwort lautete günstig, und am 24. Februar traf Johanna in Chinon ein. Karl war nicht unvorbereitet. Noch kurz vor Johannas Erscheinung war eine Frau als Weissagerin zu ihm gekommen und hatte ihm gesagt: ihr seien in einer Vision viele Waffenstücke gezeigt worden, und sie habe dabei großes Schrecken empfunden, weil sie vermeint hätte, sie solle dieselben führen. Aber sie habe bald vernommen, die Waffen seien nicht für sie, sondern für ein Mägdlein bestimmt, das nach ihr kommen werde, um Frankreich von allen seinen Feinden zu befreien. Dennoch ward es dem König schwer, daran zu glauben, daß, was den tapfersten, muthvollsten Rittern mißlungen war, der Tochter eines Hirten glücken sollte, und es war ihm nicht zu verdenken. In seinem Rath ward lange und heftig darüber hin und her gestritten, ob es seiner Würde und Majestät gezieme, die unbekannte Prophetin anzuhören. Es ward beschlossen, sie durch die Prälaten zuvor über ihr Wesen und ihr Wollen befragen zu lassen. Dies Verhör hatte geringen Erfolg, denn Johanna erklärte, daß sie sich nur dem König offenbaren könne. Mehrere Tage vergingen, zuletzt fühlte Karl sich veranlaßt, ihr die begehrte Audienz zu bewilligen, vorzüglich wegen der großen, beschwerlichen Reise, die sie aus Liebe zu ihm gemacht hatte. Als sie eben in das Schloß eintrat, um ihm vorgestellt zu werden, ward ein Mann zu Pferde ihrer ansichtig und spottete unehrbarer Weise über sie. „Ha," rief sie aus, „du verleugnest Gott und bist deinem Tode so nah'!" Keine Stunde verstrich, und der Mann ertrank.

Es war Abend, als die Jungfrau in den von funfzig Fackeln erleuchteten Königs-Saal trat. Dreihundert Ritter von hoher Geburt, zum Theil prächtiger gekleidet, wie der König selbst, waren versammelt. Karl hatte sich in unscheinbarem Gewande auf die Seite gestellt, um sie zu versuchen, ob sie den auch kennen würde, an den sie, ihrem Vorgeben nach, eine himmlische Botschaft auszurichten hatte. Aller Augen waren auf sie gerichtet, aus wenig Gesichtern mogte sie entgegenkommendes Vertrauen begrüßen, aber mit ruhiger Sicherheit schritt sie vor, mit demüthigem Selbstbewußtsein sah sie sich in dem glänzenden Kreise um. Sie war damals 16 oder 17 Jahr alt. Ihre Gestalt war kräftig, ihr Wuchs schlank und für ihr Geschlecht ausnehmend hoch. Die weiße Farbe ihres Halses und die trotz der von Jugend auf von ihr verrichteten harten Arbeit zart und zierlich geformten Hände mit feinen, länglichen Fingern, verriethen keine Hirtin. Schöne, kastanienbraune Haare wallten in herrlicher Fülle über Nacken und Schultern herunter, und mit Freude und Wehmuth verweilte der Blick des Beschauers auf ihrem süßen, rührenden Angesicht mit den dunklen, tiefen Augen.

Durch die anspruchslose Kühnheit, womit sie unverwirrt und ungeblendet sich dem König näherte, bewies sie, daß sie gewürdigt worden war, die Heiligen und die leuchtenden Engel des Himmels zu erblicken. Sie ließ sich auf ihren Knieen vor ihm nieder und sprach: „Gott verleihe Euch ein glückliches Leben, edler König!“ Karl, auf einen der Umstehenden deutend, sagte: „ich bin nicht der König, dort steht er!“ „Im Namen Gottes — versetzte Johanna mit Nachdruck — Ihr seid es, und kein Anderer.“ Nun trat Karl mit ihr auf die Seite, unterhielt sich lebhaft mit ihr, und wurde, wie sein Antlitz zeigte, sichtlich von ihren Reden erfreut. Ausgemacht ist es, daß sie den König gleich in diesem ersten Augenblick bis zur Besiegung auch des letzten kleinen Zweifels von der Wahrheit ihrer

Sendung zu überzeugen wußte. Es heißt, sie habe ihm die geheimsten Dinge, namentlich ein Gebet, das nur Gott wissen konnte, geoffenbart.

Aber nun entstand eine andere Frage. Nach dem Glauben jener Zeit konnten nicht bloß himmlische Gewalten, es konnten auch die Dämonen des Abgrunds die Tiefen der Natur und der Menschenseele aufschließen. War Johanna von einem guten oder bösen Geist getrieben? Dieß mußte erst ausgemittelt werden, bevor ein christlicher König sich ihrer Hülfe bedienen konnte.

Johannas Prüfungen und Verhöre.

In Chinon wußte man Nichts mehr gegen das gottbegeisterte Mägdlein vorzubringen, man mußte sich ihr auf Gnade und Ungnade gefangen geben. Da beschloß der König, sie nach Poitiers, dem Sitz des Parlaments, dem Aufenthaltsort vieler gelehrter Doctoren, zu senden, um dort eine neue Untersuchung anstellen zu lassen. Bischöfe und Erzbischöfe, Theologen und Juristen traten zu diesem Zweck in Poitiers zusammen und legten ihr in corpore die Fragen, die sie schon zehn Mal beantwortet hatte, zum elften Male vor. Meister Wilhelm Aimery fragte: „Du behauptest, Gott wolle Frankreich erretten; ist dem also, was braucht es der Wappner, die du begehrst?" Stark und klar versetzte Johanna: „Die Wappner werden kämpfen, und Gott wird den Sieg verleihen." Meister Wilhelm erklärte sich zufrieden gestellt, viel schärfer setzte ihr Bruder Séguin zu. „In welcher Sprache reden die Engel zu Euch?" fragte er unter Anderm. Unwillig erwiederte sie: „in einer besseren, als die eurige." Zuletzt foderte er von ihr ein Zeichen, und die Versammlung stimmte ihm hierin eifrig bei, sie aber entgegnete mit Würde: „nicht in Poitiers werde sie Zeichen thun, sondern in Orleans, man möge sie dahin senden, und es werde an Zeichen nicht fehlen." Sie entließ die Herren mit folgenden vier

Prophezeihungen, die alle zu ihrer Zeit eingetroffen sind. Erstlich, die Engländer würden die Belagerung von Orleans aufgeben und abziehen; zweitens, der König werde zu Rheims Salbung und Krone empfangen; drittens, die Stadt Paris werde sich ihm unterwerfen; viertens, der kriegsgefangene Herzog von Orleans werde aus England zurückkehren. Die Geistlichen und Gelehrten setzten ihre Prüfungen unablässig fort, indem sie theils entweder in Masse oder einzeln zu Johanna kamen, theils aber sie im Stillen scharf beobachteten und beobachten ließen. Als merkwürdig und bedeutend darf es wohl herausgehoben werden, daß der Jungfrau Niemand, der von ihr nur gehört und sie noch nicht mit Augen erblickt hatte, sich ohne das entschiedenste Mißtrauen näherte, daß aber auch Niemand ohne einen eben so entschiedenen Glauben an sie wieder von ihr fortging. Johanna fügte sich Allem mit Langmuth und Geduld, nur zuweilen sagte sie, es sei nun hohe Zeit zu Thaten. Man zog mittlerweile auch Erkundigungen über ihr früheres Leben in Domremy ein, und da man nur das Beste erfuhr, da selbst der Bischof von Castres laut erklärte, er halte sie für die Gottgesendete, auf die alte Weissagungen deuteten, so vereinigten sich am Ende alle Stimmen dahin, sie für die berufene Retterin Frankreichs und des Königs anzuerkennen.

Characteristisch genug ist es, daß jetzt gerade in Karls VII. Seele der Zweifel aufstieg, ob Johanna auch wohl wirklich eine reine Jungfrau sei. Er übergab sie deshalb seiner Schwiegermutter, der Königin von Sicilien, und anderen vornehmen Damen zur Untersuchung, und erst, als er den Beweis von ihrer anatomischen Unschuld erhalten hatte, beschloß er, sie nach Orleans zu senden. Dieses Alles bestätigt Aeneas Sylvius, der nachherige Papst Pius II. Wie froh war Johanna, als sie von dem Mann, der dem Untergang nahe war, nun endlich die Erlaubniß erhielt, ihm die rettende Hand zu reichen!

Johanna vor der Stadt Orleans.

Einstweilen sollte Johanna nach dem Beschluß des Königs und seines Raths sich begnügen, einigen Proviant in Orleans hinein zu schaffen. Der Herzog von Alençon ward nach Blois vorausgeschickt, um die Zufuhr in den Stand zu setzen. Für Johanna ward eine Art von Hofhalt, wie er die Heerführer jener Zeit zu umgeben pflegte, angeordnet. In Johann Pasquerel fand sie einen Beichtvater, wie ihn ihr frommes Gemüth bedurfte, ihre Stimmen zeigten ihr an, wo das von Gott für sie bestimmte Schwert zu finden sei. Sie bat, man möge in der Katharinenkirche zu Fierbois an dem Altar nachgraben lassen, dort werde man die mit fünf Kreuzen bezeichnete heilige Waffe antreffen, die sie führen solle. Es geschah, und man fand das Schwert an der von ihr angegebenen Stelle. Auch eine Fahne ließ sie jetzt für sich verfertigen; in weißem, von Lilien durchwobenen Felde erblickte man auf derselben den Erlöser des Menschengeschlechts, an der Seite las man die Worte: Jesus Maria! Diese Fahne trug sie meistens selbst und gab als Grund dafür in schöner Weiblichkeit an, es geschehe, weil sie ihr Schwert im Kampf nicht gern schwingen und Keinen damit durchbohren mögte. Ein berühmter deutscher Dichter, der Johanna zum Gegenstand eines Dramas machte und das Naive ihrer Natur in einem See von Sentimentalität ertränkte, legt ihr auf der anderen Seite einen förmlichen Trieb zum Würgen und Morden in die Seele, der sich nicht, wie es psychologisch gewesen wäre, bei dem Anblick des ersten Bluts, das sie vergoß, in sein Gegentheil umwandelt, sondern der sich erst bricht, als sie sich plötzlich, mitten im Gewühl der Schlacht und in der Hitze des Kampfes, in einen der Feinde verliebt. Leider ist dies Drama, in Deutschland wenigstens, bekannter geworden, als Johannas wirkliche Geschichte, die dasselbe doch an echter Poesie, wenn Poesie anders im Erfassen des Kerns der Dinge und nicht im

hohlen Ueberpinseln der Wahrheit mit idealer Schminke besteht, unendlich übertrifft.

Bevor die Jungfrau abzog, verkündigte sie dem König voraus, daß sie vor Orleans von einem Pfeil, jedoch nicht tödtlich, werde getroffen werden. Erwiesen ist es, daß die Prophezeihung der Verwundung wenigstens drei bis vier Wochen vorher ging.

Das Gerücht von Johannas Unternehmung ging aus in alle Welt, und die Herzen der Menschen waren gestimmt, das Wunderbarste und Außerordentlichste gläubig aufzunehmen. Die ganze Christenheit seufzte, denn das heilige Grab war wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen, und der Halbmond hatte das Kreuz verdrängt. Die Türken hatten dem griechischen Kaiser den Fuß auf den Nacken gesetzt. Alle Länder fast waren in Unordnung und Verwirrung. Grauenhafte Mißgeburten, die damals nicht als Abnormitäten des Zeugungsprocesses, sondern als böse Vorzeichen der Dinge, die da kommen sollten, betrachtet wurden, flößten Angst und Schrecken ein. Selbst die Natur schien sich in ihren innersten Tiefen zu schütteln und umzukehren. Der Himmel war immer gewittervoll, Blitz und Donner hörten kaum auf. Durch dies Alles wurden die Gemüther im Tiefsten geweckt. Man glaubte, das Ende der Welt nahe heran, und prophetische Erscheinungen, mit Flammenzungen zur Buße und Unterwerfung unter den Herrn ermahnend und auf die Geheimnisse der nächsten Zukunft deutend, traten auf. Vor Anderen verdient der Bruder Richard, ein Barfüßermönch, dessen Reden den ungeheuersten Eindruck machten, Erwähnung.

Der Herzog von Alençon that in Blois, was er irgend konnte. Mehrere unterstützten ihn, doch ging die Rüstung nur langsam vorwärts, denn der König und seine kleine Parthei waren von Mitteln gar zu entblößt. In Orleans harrte man der Jungfrau mit der größten Sehnsucht. Am 21. April begab Johanna sich nach Blois. Sie mußte hier noch drei Tage ver-

weilen, erließ aber in dieser Zeit an die Engländer eine Aufforderung, aus Frankreich abzuziehen, die wir, sowohl ihrer Form, als ihres Inhalts wegen ganz mittheilen müssen, da sie die Stellung, die die Jungfrau, den Feinden ihres Vaterlandes gegenüber, von vorne herein annahm, besser, wie alle Beschreibung, deutlich macht. Die Ueberschrift des Briefes lautete: „Vernehmt die Botschaft von Gott und der Jungfrau! Dem Herzoge von Bedford, der sich einen Reichverweser nennt für den König von England.“ Der Inhalt war nachfolgender:

† Jesus Maria †.

„König von England, und Ihr, Herzog von Bedford, der Ihr Euch einen Regenten von Frankreich nennen lasset; — Ihr Wilhelm de la Poule (Poole) Graf von Sulford (Suffolk), Johann, Herr von Talebot (Talbot) und Ihr Thomas, Herr von Scales, die Ihr Euch Statthalter des erwähnten Herzogs von Bedford nennen lasset:

„Thuet Sein Recht dem Könige des Himmels!

„Der jetzt von Gott, dem Könige des Himmels, gesendeten Jungfrau gebet heraus die Schlüssel aller der guten Städte, welche Ihr in Frankreich eingenommen und überwältigt habt. Denn die Jungfrau ist gekommen, im Namen Gottes wieder das Königliche Blut zu erhöhen. Sie ist gern bereit, Euch den Frieden zu entbieten, dafern Ihr das Recht ihr entbieten wollet, so wie es Frankreich Euch auferlegen wird, welchem Ihr vergüten möget, was Ihr ihm schuldet. Und Ihr allzumal: Bogenschützen, Kriegsgenossen, Edle und Andere, die Ihr vor der Stadt Orleans gelagert seid, machet Euch mit Gott von hinnen fort in Euer Land: und wenn Ihr dem nicht also thut, so erwartet neue Kunde von der Jungfrau, die binnen Kurzem kommen wird, Euch heim zu suchen zu Eurem großen Schaden.

„Und, König von England, wenn Ihr dem Euch nicht fügt, so bin ich Kriegshauptmann, und wo ich irgend Eure

Leute in Frankreich antreffe, werde ich sie hinausschaffen, mögen sie wollen, oder nicht. Wenn sie nicht nachgeben, muß ich sie Alle umbringen lassen. Ich bin hieher von Gott, dem Könige des Himmels, gesendet, um Euch aus ganz Frankreich zu verdrängen. Wer aber nachgeben wird, den werd' ich in Frieden annehmen. Und bestehet nicht auf Eurem Willen. Denn Ihr werdet nie von Gott, dem Könige des Himmels, dem Sohne der heiligen Maria, dies Königreich empfangen; vielmehr wird es König Karl als rechter Erbe empfahen. Denn Gott, der König des Himmels, gebeut es also und hat es durch die Jungfrau ihm offenbaret. Welcher wird einziehen zu Paris in wackrer Genossenschaft.

„Wollt Ihr aber den Kunden von Gott und der Jungfrau nicht glauben, so wisset:

„Wo wir Euch in Frankreich antreffen, wollen wir einbrechen auf Euch, und ein solches Ach und Weh anrichten, daß dergleichen seit tausend Jahren nicht in Frankreich gewesen ist: dafern Ihr uns nämlich unser Recht verweigert.

„Und glaubt zuversichtlich: der Herr des Himmels wird der Jungfrau weit mehr Kraft verleihen, als Ihr vermögtet, aus all Euren Städten ihr und ihren guten Kriegsmännern entgegen zu führen. Und bis zum Aufgang und zum Niedergang soll man erfahren, ob irgend Jemand mehr vermöge, als der König des Himmels.

„Ihr, Herzog von Bedford, die Jungfrau bittet Euch und heischt von Euch, daß Ihr nicht die mindeste Verharrung mehr zulaßt. Wenn Ihr Euch ihrem Recht fügen wollt, könnt Ihr noch in ihre Genossenschaft gelangen, wo alsdann die Franzosen die schönste Waffenthat vollbringen werden, welche noch je für die Christenheit gelungen ist.

„Und sendet Antwort, wenn Ihr eine friedliche zu ertheilen gedenket, nach der Stadt Orleans. Und wenn Ihr dem

nicht also thut, so möget Ihr Eures großen Nachtheils in Kurzem eingedenk werden.

„Geschrieben Sonnabend in der heiligen Woche, am 26. März 1428.“

Wahrscheinlich hat Johanna diesen Brief, den sie, als er ihr später vor Gericht vorgelegt wurde, bis auf ein Paar Stellen als den ihrigen anerkannte, einem ihrer Begleiter dictirt. Trotz der stylistischen Verworrenheit trägt er ein sehr bestimmtes Gepräge; das Fallenlassen des Hauptpuncts über Einzelheiten, die sie mehr sich selbst, als den Feinden ausmalt, und das hastige Wiederaufnehmen desselben stehen völlig in Einklang mit ihrem Wesen.

Am 27. April brach sie mit ihrem Zuge von Blois nach Orleans auf. Der König hatte ihr den obersten Befehl ertheilt, und sie gebot, man solle einen solchen Weg nehmen, daß man an der rechten Seite der Loire vor die Stadt gelange. Da gerade an dieser Seite unter Suffolk die englische Hauptmacht stand, so waren die Obersten, welche Johanna begleiteten, mit ihrer Anordnung keineswegs zufrieden, aber sie stellten sich, als ob sie sich fügten. Die Bedeckung, welche sie mit sich führte, betrug ungefähr 5000 Mann. Die gemeinen Soldaten hatten zu Anfang sehr geringes Vertrauen. Da sie, statt auf ihr gutes, scharfes Schwert, auf den Segen Gottes verwiesen wurden, so mogte ihnen einfallen, daß sie diesen wenig verdienten. An der Spitze des Zuges befanden sich die Priester, die mit lauter Stimme alte Kirchenlieder, besonders das Lied: Veni Creator Spiritus, absangen. Hinter ihnen folgte die Jungfrau mit ihrem Stab, dem sich auch der tapfere la Hire (durch seine Mannhaftigkeit sowohl, wie durch sein Gebet: „lieber Gott, thu du für la Hire, was du mögtest, daß la Hire für dich thäte, wenn la Hire Gott wäre, und du la Hire,“ bekannt) angeschlossen hatte. Dann folgte der Trupp. Seltsam mogte den alten, bärtigen Kriegern, die gewohnt waren, ihre Züge, statt mit

Singen und Beten, mit derben Flüchen zu eröffnen, zu Muthe sein, wenn sie in ihrer Mitte, wo sonst ein General, für dessen Heldenkraft und Mannessinn ein halbes Dutzend Narben das stumme Zeugniß ablegte, ein Mädchen mit unschuldigen Augen und jugendlich-gerötheten Wangen erblickten. Es war Frühling, der Mai kleidete die Welt in neuen Glanz, und der Zug bewegte sich feierlich durch die fruchtbaren Gefilde der Loire, die man den Garten Frankreichs nennt. Johanna entzündete bald auch in den rohesten Gemüthern Ehrfurcht und heilige Liebe, sie ermahnte mit einem Ernst, der gerade von ihren kindlichen Lippen um so eindringlicher ertönen mußte, zur Buße und zum Vertrauen auf Gottes grundlose Barmherzigkeit; sie genoß unter freiem Himmel in der Mitte der Soldaten das Abendmahl und veranlaßte durch ihr Beispiel, daß die Meisten zur Beichte gingen.

Am dritten Tage erblickte sie die Stadt Orleans, zugleich aber erkannte sie auch, daß ihre Begleiter sie betrogen hatten, daß sie sich, anstatt am rechten, am linken Ufer der Loire befand. Sie zürnte, aber es war zu spät. Bald zeigte es sich, daß man besser gethan hätte, ihrem Befehl zu folgen. Nirgends führte eine Brücke über den Fluß, und er war so seicht, daß man nur an einer einzigen Stelle bei der Stadt die Vorräthe von den Wägen in die Schiffe hätte abladen können. Gerade an der Stelle jedoch befand sich eine englische Veste. Johanna gebot nun, die Veste anzugreifen. Aber auch dieß schien den Rittern nicht rathsam. Zuletzt beschloß man, den Fluß zwei Stunden aufwärts zurückzugehen, um bei dem Schlosse Chezy, wo eine französische Besatzung lag, die Ueberfahrt zu bewerkstelligen. Das Wetter war sehr stürmisch, Johanna sagte, es werde sich schleunig ändern, und fast, wie sie es aussprach, geschah es. Die Lebensmittel wurden nun auf die angegebene Weise glücklich in Orleans hineingeschafft und der großen Noth war einstweilen abgeholfen.

Am Abend zog Johanna selbst in die Stadt ein. Sie saß auf einem weißen Roß, ihre Fahne ward vor ihr her getragen. Das Volk strömte zusammen, man drängte sich, sie, oder auch nur ihr Roß zu berühren. Sie begab sich zuerst nach der Hauptkirche, wo sie Gott in tiefster Demuth für seinen Schutz den Dank abtrug. Von der Kirche geleitete man sie mit großen Ehrenbezeugungen in ein zu ihrer Aufnahme in Bereitschaft gesetztes Haus. Den Bürgern war, als seien sie schon gerettet, freilich hatten sie auch durch die in die Stadt gebrachten Lebensmittel schon einen sehr realen Beweis für den Eintritt eines Wendepuncts aller Verhältnisse empfangen. Am nächsten Morgen ward bei Dunois Kriegsrath gehalten. Johanna drang auf augenblickliche Bestürmung der englischen Verschanzungen. La Hire und noch ein Ritter war auf ihrer Seite, die Uebrigen meinten, man müsse sich bis zur Ankunft des königlichen Heeres ruhig verhalten. Die Gründe und Meinungen für und wider wurden ausgetauscht, heftig, immer heftiger. Johanna berief sich auf des Königs ausdrücklichen Befehl Ergrimmt erhob sich Johann von Gamache, Oberjägermeister von Frankreich, der es nicht mit seiner Ehre verträglich fand, im offenen Kriegsrath einem Mädchen, in dem er nicht mehr noch weniger, als ein Kind, sah, zu weichen. „Soll die Stimme dieses Weibes — rief er zornig aus — mehr gelten, als die eines Ritters, wie ich, so entsage ich meinem Panier und will Nichts sein, als ein armer Knappe.“ Er reichte Dunois seine Fähnlein und wollte sich entfernen; dieser, über den Zwiespalt, der sich hervorzuthun drohte, erschreckt, suchte zu vermitteln und brachte es auch dahin, daß Johanna dem Ritter Gamache ihre Wange zum Kusse darreichte. Doch war so wenig sie, als er, im Herzen wahrhaft ausgesöhnt.

Stimmenmehrheit entschied die Frage, und zu Johannas großem Verdruß ward beschlossen, daß man warten wolle. La Hire theilte ihren Unwillen und machte seinen Gefühlen durch

einen Ausfall Lust, den er an der Spitze seiner Mannschaft gegen die Belagerer wagte. Johanna sandte jetzt noch eine zweite schriftliche Aufforderung an die Engländer, Frankreich zu verlassen. Hatte sie bei ihrem König nur nach langem Zögern und vielfältigen Prüfungen Glauben gefunden, so war es wohl natürlich, daß die Feinde an ihrer göttlichen Bevollmächtigung zweifelten, und ihre Zuschriften, die das Unerhörteste verlangten, mit Wuth und Spott aufnahmen. Sie behielten Einen der beiden Wappenherolde, die sie dies Mal mit ihrem Briefe sandte, zurück und ließen den zweiten nur deshalb frei, damit er ihr das Schicksal seines Gefährten ansage. Offenbar war das die größte Beleidigung, die ihr persönlich zugefügt werden konnte, denn die Herolde waren in jener Zeit, der Uebereinkunft aller Völker gemäß, unverletzlich und heilig, wie die Personen der Könige, welche sie vorstellten. Johanna ward hiedurch keineswegs beunruhigt, sondern sagte: Meinem Herold wird kein Leid widerfahren. Hierauf forderte sie die Engländer, vom Bollwerk zum schönen Kreuz zu ihnen hinüberrufend, in eig'ner Person zum Abzug auf. Die Feinde, in großer Menge zusammenlaufend, antworteten durch Drohungen und Schmähungen, Glacidas fing sogar an, zu schimpfen. „Du lügst — erwiederte Johanna glühend — und ihr mögt wollen, oder nicht, so werdet ihr von hinnen zieh'n. Aber Du wirst es mit Deinen Augen nicht mehr sehen und auch Viele Deiner Krieger werden zuvor ihr Leben lassen!" Dieses inhaltschwere, mit göttlicher Zuversicht ausgesprochene Wort schien mit einem Male den Feind in Haupt und Gliedern zu lähmen. Wenn die Franzosen durch das Belagerungsheer hinsprengten, wurden sie trotz der Ueberzahl der Gegner, von keinem Schuß beunruhigt. Die Lippen verhöhnten die Wunder-Erscheinung, die Tod und Verderben verkündigte, aber die Herzen zitterten vor ihr, die Haare sträubten sich bei dem Gedanken, daß aus ihrem Munde ein Höherer reden könne.

In Orleans hielt sich die Jungfrau eingezogen und still,

nachdem sie einmal dem ungestümen Verlangen des Volks nachgegeben und die Straßen durchritten hatte. So lange sie die Soldaten den Weg zum Sieg noch nicht führen durfte, suchte sie ihnen den Weg zum Himmel zu zeigen. Man enthielt sich in ihrer Gegenwart des Fluchens, das doch, wie das Trinken, zum Handwerk gehört. La Hire, der seine schlimme Gewohnheit nicht völlig zu bezwingen vermogte, schwur, ihr zu Gefallen, nur noch bei seinem Stock, da er doch vorher nicht das Geringste betheuern konnte, ohne die Hölle in ihren Tiefen erzittern zu machen und eine Legion böser Geister als Zeugen herbeizurufen. Gewiß war dieß nicht der kleinste Triumph, den Johanna feierte. Mit großer Sehnsucht, mit eben so großer Sicherheit aber auch, erwartete sie das Heer, das von Blois heranrücken sollte. Dasselbe kam bald und rückte in die Stadt ein, ohne daß, was man kaum begreift, die Engländer es zu verhindern suchten. Als Dunois ihr an dem Tage, wo dieß geschah, seinen Besuch abstattete, meldete er ihr, der feindliche Hauptmann Fastolf gedenke den Belagerern in Kurzem wieder Proviant zuzuführen. Sie freute sich dessen, weil sie darin eine Gelegenheit zu einer entscheidenden That erblickte, zugleich aber erinnerte sie sich, wie oft sie schon von den mißtrauischen und ungläubigen Befehlshabern getäuscht worden war, und im Vollgefühl der ihr von Gott und König übertragenen Gewalt rief sie aus: „Bastard, ich befehle dir, daß du bei der ersten Meldung von Fastolfs Annäherung mich sogleich darum wissen lassest. Wahrlich, wenn er durchschlüpft, ohne daß ich's erfahre, so lasse ich dir das Haupt abschlagen." Dunois gelobte ihr ehrerbietig Gehorsam.

Vielleicht wirft Einer oder der Andere die Frage auf, warum denn Johanna es nicht gleich durch ihre Stimmen erfuhr, wenn man sie hinterging oder hintergehen wollte. Die Antwort ist leicht. Nichts Wahrhaftiges geht weiter, als es nothwendig gehen muß, und am wenigsten die Gottheit, wenn sie in einem außerordentlichen Fall zur unvermittelten Offenbarung

ihres Willens sich entschließt. Was Johanna durch Aufmerksamkeit und Umsicht erfahren konnte, das brauchten ihr die Heiligen des Himmels nicht zu verkündigen.

Gleich nach Dunois' Fortgang legte die Jungfrau sich ermüdet zum Schlummer nieder. Plötzlich fuhr sie auf und weckte mit großem Lärm Alles, was um sie her schlief. Befragt, was denn begegne, erwiederte sie, ihr sei geheißen, gegen die Engländer auszurücken, doch wisse sie nicht, ob gegen die Basteien oder gegen Fastolf. „Wappnet mich, wappnet mich" — rief sie erschreckt aus — „das Blut der Meinigen rinnt über die Erde!" Sie war schnell gerüstet und sprengte fort. Wie sie gesagt hatte, fand sich's bestätigt; einige Hauptleute hatten, zu vermessen und keck, ohne Dunois' Wissen einen Haufen Volk gegen die Verschanzung des Feindes geführt und waren mit Verlust zurückgedrängt worden. Jetzt stürmte Johanna mit ihrem Haufen gegen die Verschanzung an, und nach hartnäckigem Widerstand ward selbige von den Engländern geräumt. Diese glänzende Waffenthat, die dadurch noch um so mehr gehoben ward, daß sie, als die Soldaten sie ohne die Jungfrau versuchten, mißlang, befestigte bei den Franzosen das Vertrauen, bei den Engländern die Furcht; man kann sie wohl als das eigentliche Fundament alles dessen betrachten, was Johanna später ausrichtete, denn nun hatte sie das Zeichen, das sie zu Poitiers verweigerte, gegeben, nun hatte sie zugleich ihre prophetische Begabung und ihre Tapferkeit, so wie die verheißene Unterstützung von oben, bewährt.

Am folgenden Tage, dem Feste der Himmelfahrt Christi, ruhte Johanna. Die Kriegshauptleute aber hielten einen Rath und beschlossen, Tags darauf einen falschen Angriff, nach der Seite der Beauce zu, zu machen, um die Belagerer dahin zu locken, dann aber mit aller Macht gegen die Sologne hin auf der andern Seite des Flusses loszubrechen. Seltsam genug fanden, als Einige der Jungfrau diesen Plan mittheilen wollten,

die Meisten es bedenklich, ihr, als einem Mädchen, ein solches Geheimniß anzuvertrauen. Als sie in der Versammlung erschien, machte man sie demzufolge nur mit der Hälfte des Beschlossenen bekannt; sie aber hatte scharfe Augen und merkte wohl, daß man ihr etwas verheimliche. Unwillig auf und nieder wandelnd, rief sie aus: „sagt mir Alles, ich kann wohl höhere Dinge verschweigen, als das!“ Dieß geschah nun, und sie bemerkte, der Gedanke sei ganz gut, nur komme es freilich darauf an, ob er auch ausgeführt werde. Sie erließ hierauf einen Befehl, daß Niemand am anderen Morgen eher aus der Stadt gegen die Basteien ziehen solle, bevor er gebeichtet habe, und daß Jeder die schlechten Weibsbilder von sich entfernen oder dieselben doch zum Wenigsten abhalten müsse, sich der Jungfrau, der sie ein Gräuel waren, zu nahen. Am Abend dieses Tags sandte sie den Engländern durch einen Pfeilschuß ihren dritten und letzten Friedensbrief.

Am nächsten Morgen zeigte es sich sogleich, daß Johanna Recht gehabt hatte, wenn sie an der Ausführung des von dem Kriegsrath gefaßten und von ihr gebilligten guten Beschlusses zweifelte. Man dachte jetzt nur noch darauf, die Bastei Saint Jean le Blanc durch raschen Anfall zu erobern, um sich einen neuen Stützpunct zu gewinnen, und auch hiemit erklärte sie, die von jedem eitlen Widerspruch entfernt war, sich zufrieden. Kaum bemerkt Glacidas, daß die Franzosen gegen Saint Jean le Blanc anrückten, als er diese Verschanzung, ohne zu versuchen, ob sie sich nicht halten ließe, in Brand steckte, und sich in die Bastei der Augustiner, so wie in die Tournellen zurückzog. Die französischen Kriegshauptleute meinten, man könne die von den Feinden zerstörte Bastei nicht so rasch in Stand setzen, um eine Besatzung darin aufzustellen, und wollten ihre Schaaren sogleich nach Orleans zurückführen. Dieß war Johanna aber keineswegs recht, sie beschloß im Gegentheil, den Feind tapfer zu verfolgen, und stellte sich zu Fuß an die Spitze der Truppen. Schon

hatte sie am Fuß des feindlichen Bollwerks ihre Fahne aufgepflanzt, als auf einmal das Gerücht entstand, die Engländer kämen in großer Zahl vom rechten Ufer des Flusses herüber. Nun wich Alles, was der Jungfrau bis dahin gefolgt war, hastig und unordentlich zurück, sie selbst mit fortdrängend. Die bisher eingeschüchtert in der Bastei gebliebenen Feinde fielen triumphirend aus, hieben mit Macht ein und schmähten die Franzosen und ihre Anführerin. Als Johanna dieß hörte, konnte sie Niemand am Wiedervordringen hindern. Die Gegner wurden in die kaum verlassenen Verschanzungen zurückgetrieben, Johanna pflanzte abermals vor der Bastei ihre Fahne auf, und ein blutiges Gefecht entstand. Gegen die Vesperstunde drangen die Franzosen in die Bastei ein. Wenige von der Besatzung waren im Stande, sich zu retten. Die Sieger bezeigten Neigung, sich mit Plündern und Beutemachen aufzuhalten und dadurch dem Feind Gelegenheit zu geben, umzukehren und sich des verlorenen Postens wieder zu bemächtigen. Johanna aber befahl unerbittlich, daß die Verschanzung mit allen darin befindlichen Vorräthen und Kostbarkeiten sogleich in Brand gesteckt werde. Ihr Befehl wurde auf der Stelle ausgeführt.

Noch den nämlichen Abend schlossen die Franzosen die Tournellen und die diesen zunächst gelegenen Bollwerke der Engländer ein. Das Blatt hatte sich ganz und gar gewendet; aus den Belagerten waren Belagerer geworden. Johanna wollte mit aller Gewalt selbst mit draußen bleiben, und wenn sie sich zuletzt doch bereden ließ, sich nach Orleans zurück zu wenden, so geschah es des Anstands und der Sitte wegen, die sie mit peinlicher Aengstlichkeit beobachtete. Wie sie in ihrer Herberge anlangte, fühlte sie sich so ermattet, daß sie, obgleich sie gewohnt war, an den Freitagen zu fasten, sich entschließen mußte, von ihrer Regel abzuweichen. Sie aß und trank also; es war ihr zwar sehr leid, aber sie that es doch und zeigte hiedurch, daß sie mit richtigem Sinn, trotz ihrer Rechtgläubigkeit, wohl zwischen

den unbedingten und den bedingten Vorschriften ihrer Kirche zu unterscheiden wußte.

Gleich, nachdem sie gespeis't hatte, ließ der versammelte Kriegsrath ihr sagen: er erkenne die bisherigen Siege als eine Gnade Gottes an, meine aber, daß es bei jetziger guter Verproviantirung gerathen sei, sich so lange ruhig zu halten, bis erneuerte Hülfe vom König anlange, und daß man zum Wenigsten für den folgenden Tag keinen Ausfall unternehmen müsse. Johanna, noch glühend von der so eben errungenen Victorie und mit Recht in ihrem Gefühl durch einen ohne ihre Beistimmung gefaßten einseitigen Beschluß verletzt, erwiederte: „Des Herrn Rathschlag hält und wird besteh'n, der Menschen Rath wird untergeh'n!" Dann wandte sie sich zu ihrem Kapellan und sagte: „Steht morgen mit der ersten Dämmerung auf, noch früher, wie heut'. Spannt Eure besten Kräfte an und haltet Euch immer in meiner Nähe, denn für mich wird morgen viel zu schaffen sein, weit mehr, als bisher. Blut wird morgen aus meinem Körper über die Brust fließen, vor der Bastei des Brückenkopfs werde ich verwundet werden!" Nun begab sie sich zur Ruhe, hatte aber einen sehr unruhigen Schlaf. Früh vor Anbruch des Tages stand sie auf, feierte nach ihrer frommen Weise den Gottesdienst und legte ihre Rüstung an. Als sie eben aus dem Hause treten wollte, kam ein Mann mit einem frisch gefangenen Fisch. Sie hatte noch nicht gegessen. „Johanna," — sagte ihr Hauswirth, der sie gern zurückgehalten hätte — „esset, bevor ihr geht, mit mir diesen Fisch!" „Verwahrt ihn bis zum Abend," — versetzte sie — „dann werd' ich einen Engländer mitbringen, der soll sein Theil davon verzehren!" Nun ritt sie, vom Volk und vielen Kriegsleuten begleitet, bis an das Burgunder Thor. Der Herr von Gaucourt, ein starrer, unbeugsamer Mann, der hier die Wache hatte, verweigerte, sich auf den Schluß des Kriegsraths berufend, die Passage. Das Volk ward erbittert und drohte, Johanna gebot Schweigen, ritt

grade vorwärts und sagte zu Gaucourt: „Ihr seid ein schlimmer Mann, doch Ihr mögt wollen oder nicht, die Kämpfer werden durchdringen und den Sieg erfechten, wie das vorige Mal.“ Hierauf ward das Thor geöffnet. Einige berichten, von der Menge, Andere, von Gaucourts Wappnern selbst.

Eben ging die Sonne auf, als Johanna mit den Ihrigen über die Loire setzte. Sie beschloß mit den vor dem Tournellen-Fort stehenden Hauptleuten einen ernsten Sturm auf das früher verloren gegangene Inselbollwerk, dessen Besitz von der höchsten Wichtigkeit war. Um zehn Uhr Vormittags bliesen die Trompeten zum Angriff.

Der Sturm begann, und sowohl die Angreifer, als die Abwehrenden bewiesen die höchste Tapferkeit und machten die größten Anstrengungen. Schon war es Ein Uhr Nachmittags, und noch war Nichts entschieden; jener Moment, wo man auf beiden Seiten erschöpft ist, und wo diejenige Parthei zu gewinnen pflegt, die noch einen letzten, unerwarteten Hebel in Bewegung zu setzen hat, trat ein. Johanna war allerwärts, keine Furcht beschlich sie, und doch waren alle Geschosse des Feindes nach ihrer auffallenden Erscheinung gerichtet, kein Zweifel am Gelingen stieg in ihr auf, und dennoch war der Tag schon zur Hälfte verstrichen. Sie führte die Weichenden in's Gefecht zurück, sie ermunterte die im Kampf Begriffenen zum ferneren Ausharren. „Jeglicher habe nur frischen Muth,“ — rief sie aus — „Jeglicher halte fest an dem Vertrauen auf den Herrn! Denn die Stunde naht, wo die Englischen erliegen müssen, und wo Alles zum fröhlichen Ziel gelangt!“ Wie der Blitz sprengte sie durch die Reihen dahin, wie der Blitz zündete sie in jedem Herzen die erlöschende Flamme der Hoffnung wieder an. Um das Aeußerste zu versuchen, sprang sie selbst in den Graben, ergriff eine Sturmleiter und setzte sie an dem Bollwerke an. Nun traf sie der von ihr vorausverkündigte Pfeilschuß zwischen Hals und Schulter. Halb ohnmächtig sank sie nieder, und die Engländer,

begierig, sie und mit ihr das Glück Frankreichs zu fangen, drangen auf sie ein. Augenblicklich weckte die Gefahr sie aus ihrer Ohnmacht wieder auf, halb knieend richtete sie sich empor und vertheidigte sich mit geschickten Klingenhieben gegen ihre Gegner. Schnell kam ihr Johann von Gamache, der sie früher, wie wir wissen, geringschätzig behandelt hatte, zu Hülfe, streckte mit seiner kräftig geschwungenen Streitaxt ein Paar der Feinde zu Boden und zerstreute die Uebrigen. Dann bot er ihr sein Roß dar und sagte: „Empfangt diese Gabe, muthige Ritterin, und tragt mir nichts Uebles nach. Ich bekenne mein Unrecht, wenn ich je Arges von Euch dachte." Sie versicherte ihn in freundlichen Worten auch ihrer veränderten Gesinnung. Durchaus wollte sie im Graben bleiben, und fast mit Gewalt mußte man sie hinwegtragen. Fern vom Gewühl des Kampfes setzte man sie in's Gras und entkleidete sie ihrer Rüstung. Der Pfeil war ihr beinahe einen Fuß lang durch den Hals gefahren. Als sie dieß zuerst bemerkte, fing sie an zu weinen; schnell aber sich ermannend, rief sie aus: sie sei getröstet, und zog mit eigener Hand den Pfeil aus der Wunde. Man fragte sie, ob sie an der Wunde sterben werde. Sie antwortete: „Daß ich eines Tages sterben muß, weiß ich wohl, aber ich weiß nicht, wo, noch wann, noch wie; wenn Ihr daher ein Heilmittel für mich zu bereiten versteht, so mögte ich wohl geheilt werden." Man legte ihr nun einen Verband auf, und sie begann zu beichten. Als Einige das Besprechen des Bluts versuchen wollten, wies Johanna sie mit Entrüstung zurück. Eine Ueberlieferung meldet, sie habe gesagt: „Es ist nicht Blut, es ist Ruhm, was aus dieser Wunde fließt." Dieß ist gewiß nicht wahr, eine so prahlerisch-thörigte Aeußerung konnte nicht aus ihrem Munde kommen.

Die Verwundung der Jungfrau erregte bei den Ihrigen große Bestürzung. Man hielt es für gerathen, den Sturm für heute aufzugeben, Dunois ertheilte den Befehl zum Rückzug,

schon bliesen die Trompeten. Johanna ward hiedurch auf's Tiefste erschüttert, und allerdings war es ein Moment, in dem sie irre an sich selbst hätte werden können, denn sie hatte den Sieg prophezeiht und an den Sieg fest geglaubt. Sie suchte augenblicklich Dunois auf und bat ihn flehentlich, doch nur noch ein ganz klein wenig auszuharren. Dunois gewährte ihren Wunsch, er ließ die Krieger etwas ruhen und sich an Essen und Trinken erquicken. Nach kurzer Weile gab sie ihr Banner Einem aus ihrem Gefolge zu halten, begehrte ihr Roß und schwang sich so leicht und sicher hinauf, als ob sie gar nicht verwundet sei. Der Wappner war inzwischen mit ihrer Fahne vor das feindliche Bollwerk getreten; sie rief einem Edelmanne zu, er möge Acht geben, ob die Spitze der Fahne sich nach dem Wall neige. Der Edelmann sagte wenige Minuten später: „Die Fahne berührt den Wall!“ Da rief sie, gegen das Bollwerk ansprengend, mit starker Stimme: „Euer ist Alles, dringt in die Schanze!“ Freudig gingen die Franzosen auf's Neue an ihr schweres Tagewerk, die Engländer dagegen ergriff Schauder und Entsetzen, es war ihnen, als ob Alles ringsum mit Volk bedeckt sei, ja, als ob selbst in der Luft sich Jünglinge auf stralenden Rossen zeigten. Aber auch jetzt galt es noch ernsten Kampf. An der einen Seite erstieg der Komthur der Kreuzritter von St. Johann in Jerusalem zuerst das Bollwerk, an der andern die Jungfrau. Sie ließ ihr siegreiches Banner im Winde wehen und rief: „Glacidas, Glacidas, ergieb dich, ergieb dich dem Könige des Himmels! du hast mich geschmäht, aber ich habe großes Mitleid mit deiner Seele!“ Glacidas ward von Angst und Grauen gepackt, er wollte sich mit den Seinigen in die Burg retten, aber die dahin führende Brücke brach unter der Last der Vielen, die sich herzu drängten, ein, und Glacidas stürzte mit den Meisten seiner Gefährten in den Strom, wo ihre schweren Rüstungen sie sogleich zu Boden zogen.

Johanna brach in glühende Thränen aus, als sie nun

mit eigenen Augen sehen mußte, wie das, was der Geist des Herrn durch ihren Mund voraus verkündigt hatte, sich an dem stolzesten englischen Ritter und seinen wilden Kriegskameraden erfüllte. Sie begleitete in ihren Gedanken diese vielen unvorbereiteten Seelen vor den Thron des ewigen Richters, sie hörte den furchtbaren Spruch, der nie zurückgenommen wird, erschallen, sie sah in den düstern Zustand endloser Qual hinab, der Diejenigen so schnell verschlang, die kaum zuvor noch unzertrennlich mit dem Leben verwachsen schienen.

Alle Glocken wurden geläutet, als die Jungfrau wieder in Orleans einzog. In den Kirchen ward das te Deum angestimmt. Vor jedem Altar lagen Gerettete in überströmender Dankbarkeit auf den Knieen. Alle fühlten und erkannten, daß das Schicksal Orleans' durch diesen Tag entschieden war.

In der Nacht hielten die Engländer einen Kriegsrath und faßten den Beschluß, die Belagerung aufzuheben. Noch vor Sonnenaufgang ließen Suffolk und Talbot, knirschend vor Zorn, daß die Dinge eine so unerhörte Wendung nahmen, die Truppen aus den Zelten ausrücken. Zwei Heergeschwader wurden gebildet, die, trotz der gehabten bedeutenden Verlüste noch immer so zahlreich waren, daß sie, aufgestellt, sich bis an die Wallgräben der Stadt erstreckten. Die Franzosen, einen Sturm erwartend, machten sich bereit, dem Anfall zu begegnen. Johanna, rasch geweckt, ritt aus dem Thor und ordnete die Schaaren, dem Feind nahe gegenüber, verbot jedoch den Ihrigen, dem heiligen Sonntag zu Ehren, den Kampf anzufangen. „Wollen sie ziehen — sagte sie — so ist es Gottes Wille, ihnen dieß zu vergönnen. Greifen sie euch aber an, so wehrt euch tapfer und zweifelt nicht, daß Gott euch den Sieg verleihe." Hierauf ließ sie auf freiem Felde einen Altar erbauen; sie, nebst dem ganzen Heer und der Bürgerschaft, fiel auf die Kniee, zwei Messen wurden in tiefster Stille gelesen, und kein Feind wagte es, den Gottesdienst zu unterbrechen und zu stören.

Nach Beendigung der zweiten Messe befahl sie, hinzusehen, ob die Engländer noch mit dem Gesicht gegen die Franzosen gewendet ständen. Da man ihr berichtete, sie hätten sich umgekehrt, rief sie aus: „Bei meinem Gott, sie ziehen von hinnen! Das ist genug, verfolgt sie nicht!" Dieß war den Soldaten nicht ganz recht, aber Johanna blieb bei ihrem Befehl. Die Engländer zogen nun wirklich ab, zwar in guter Ordnung, aber doch mit Hinterlassung vieler Kriegsvorräthe. Ungefähr sechs bis achttausend Mann hatten sie vor Orleans eingebüßt, die kostbare Zeit ungerechnet.

Jetzt wurden den Bewohnern der Stadt Orleans die feindlichen Verschanzungen, die so lange Verderben und Tod durch das donnernde Geschütz gegen sie ausgespieen hatten, Quellen des Segens, Speicher, wo sie allen ihren Bedürfnissen in reichlichem Maaß abhelfen konnten. Jubelnd stürzten sie hinein, machten die Basteien dem Erdboden gleich und schleppten fort, was sie brauchten.

In acht Tagen hatte Johanna dies Alles vollbracht. Der achte Mai, an welchem die Befreiung beendigt worden war, wurde von Orleans' Bürgern bis auf neuere Zeiten zum Ehrengedächtniß der Jungfrau alljährlich dankbar gefeiert. Gleich am nächsten Morgen nach Abzug der Engländer verließ sie die Stadt. Daß die heißesten Segenswünsche aller Herzen ihr folgten, versteht sich von selbst.

Ich habe diese erste und glänzendste Waffenthat der Jungfrau mit allen Einzelheiten, all den kleinen Zügen, die so sehr zur Colorirung des Ganzen beitragen, erzählt. Der beschränkte Raum erlaubt mir nicht gleiche Ausführlichkeit für das Folgende, auch ist sie nicht nöthig. Der Umstand mit der Fahne, die sie so lange wehen ließ, bis dieselbe den Wall, der gestürmt werden sollte, berührte, ist für den Psychologen wohl der allermerkwürdigste. Er zeigt, daß Johanna, trotz ihres unbedingten Vertrauens auf die Hülfe von oben, doch zugleich jene kleinen Kunstgriffe nicht

verschmähte, die der bevorzugte Geist, der Masse gegenüber, oft mit so großem Erfolg verwendet.

Die Krönung Karls VII. zu Rheims.

Johanna wußte durch ihre Stimmen, daß ihre Laufbahn nur eine kurze sei. Auch mogte sie sich in manchen Stunden, wo ihre Kräfte nachließen und ihre Ideen, die sonst ihr Wesen in steter Gespanntheit erhielten, einschlummerten, aus dem Gewirre der Welt in die Einsamkeit, aus der ein dunkles Geheiß, dem sie wohl folgen, das sie aber nicht begreifen konnte, sie fortgedrängt hatte, zurücksehnen. Deshalb trieb sie fort und fort zur Eile und verlangte von Karl, als sie bei ihm ankam, mit Eifer, daß er ungesäumt zur Krönung nach Rheims aufbrechen solle. Aber der König zögerte, wie Einer, der an sein eigenes Glück nicht glauben kann, und wenn er sich selbst kannte, so hatte er allerdings Grund genug, daran zu zweifeln, daß der Himmel sich seinetwegen in Bewegung gesetzt habe. Er hielt eine Rathsversammlung nach der anderen ab, er hörte die Meinungen aller Welt, er that nicht allein selbst Nichts, er verhinderte auch seine Getreuen, Etwas zu thun. Wohl nicht bloß in ironischem Sinn darf man es als einen Beweis für die göttliche Sendung Johannas anführen, daß sie den König sah und nicht augenblicklich laß und müde ward. Nicht genug, daß sie das Schwert war, sie mußte auch der Sporn sein. Ruhelos, weil ihr zu viel Ruhe vergönnt wurde, wandelte sie umher; „ich kann" — rief sie aus — „nur ein Jahr dauern, man sollte dies Jahr gut zu benutzen trachten!" Als Karl einmal mit zwei Geistlichen in verschlossenem Gemach seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Rathschlagen, oblag, klopfte Johanna ungeduldig an die Thür. Ihr ward geöffnet, sie trat ein, kniete vor dem König nieder und sprach: „edler Dauphin, haltet nicht mehr so

viele und so lange Rathsversammlungen, sondern zieht recht bald nach Rheims und setzt Euch die Krone auf!“ Der Bischof von Castres fragte sie hierauf, ob ihr diese Worte von oben her eingegeben sein. Sie versetzte: „ja wohl, und sehr werde ich um dieser Sache willen angetrieben.“ Nun forderte er sie, wahrscheinlich aus arglistiger Neugier, auf, die Art und Weise anzuzeigen, wie die himmlischen Stimmen sich ihr vernehmbar machten. Auch der König sprach den nämlichen Wunsch aus, und sie erwiederte: „So oft es mich schmerzt, daß man mir die Dinge nicht glauben will, die ich doch nur im Namen Gottes vorbringe, begebe ich mich in die Einsamkeit, bete zu Gott und frage ihn, weshalb man meinen Worten keinen Glauben schenkt. Und hab' ich dann mein Gebet vollendet, so höre ich eine Stimme, die zu mir spricht: Tochter Gottes, geh! geh! geh! — Und wenn ich diese Stimme höre, so freue ich mich sehr, und, wünsche, daß mir immer so zu Muthe sein mögte!“

Sie war, wie verzückt, während sie dieß vorbrachte und machte auf alle Anwesende einen Eindruck, der für immer haften blieb. Und wahrlich, nirgends tritt das Verhältniß, worin sie zu Gott und Welt stand, so deutlich hervor, wie in dieser Aeußerung. Sie verwünscht, wie ich es schon oben ausdrückte, die Welt, weil sie nicht an das glaubt, was Gott durch sie verkündigen läßt; sie schmollt mit Gott, weil er sie nicht nachdrücklich genug unterstützt. Sie ist ganz ein Kind, das wegen der überschwänglichen Liebe, die es zum Vater hegt, sich auch etwas Weniges herausnehmen zu dürfen vermeint; sie zieht sich in die Einsamkeit zurück, sie betet, sie fragt ungestüm an, warum man ihr keinen Glauben schenkt. Die menschlich-einfachsten Empfindungen und Gedanken vermischen sich in ihr mit den wunderbarsten, über Begriff und Bewußtsein hinausgehenden Anschauungen, und bringen sie nicht selten bei sich selbst in's Gedränge.

Die Rathgeber des Königs meinten jedoch, man müsse,

bevor man den bedenklichen Zug nach Rheims wage, zuvor die Normandie wieder erobern, weil sich gerade in dieser Provinz der Haß gegen die Engländer am lebhaftesten rege. Vor Allen unterstützte der Herzog von Alençon diese Ansicht, weil seine eig'nen Besitzthümer in der Normandie lagen und die Klagen seiner Unterthanen ihn längst gerufen hatten. Johanna aber verstand sich nicht zur Nachgiebigkeit; an die wirkliche Krönung des Königs knüpfte sie unmittelbar sein Glück und und Gedeihen; sobald er gesalbt sei — wiederholte sie bei jeder Gelegenheit — werde die Macht seiner Gegner mehr und mehr abnehmen, und Niemand werde ihm fürderhin noch zu schaden vermögen. Man sieht, auf's Strengste hielt sie sich an die ihr zu Theil gewordenen Offenbarungen und gestattete so wenig sich, als Anderen Deutungen und Umdeutungen irgend einer Art. Nur des Ziels wegen machte sie den Weg, und hielt sich nicht berechtigt, all die kleinen Vortheile, die schon der Letztere, wenn man ihn verlängerte, ihn in's Krumme und Weite zog, hätte darbieten mögen, aufzulesen. Daß sie sich derjenigen Mittel, die menschlichem Ermessen nach am ersten zum Zweck führen mußten, durchaus nicht bedienen wollte, daß sie die in allen anderen Fällen löbliche Vorsicht, die keinen Schritt vorwärts thut, ohne sich zuvor den Rücken gedeckt zu haben, hartnäckig verschmähte, ist ein neuer Beweis für ihre Wahrhaftigkeit. Ich sammle diese Beweise nicht etwa deshalb, weil ich damit, wie mit Nägeln, ihr schönes Bild in frostigen Seelen, die es nicht mit entgegenkommendem Glauben umfassen und festhalten, anzuspießen gedenke; ich sammle sie, weil gerade bei abweichenden Erscheinungen jede Uebereinstimmung mit dem Gewöhnlichen so wohlthuend und beruhigend ist, und weil das Wunderbare seine schönste Wirkung eben da erst äußert, wo es sich wieder mit dem Allgemein-Menschlichen verflicht, ja sich, als aus diesem entsprungen, darstellt.

Johannas Beharrlichkeit siegte zuletzt über allen Wider-

streit, die Fahrt nach Rheims wurde beschlossen, doch sollten die Engländer zuvor noch aus den festen Plätzen, die sie an der Loire, oberhalb und unterhalb Orleans' inne hatten, vertrieben werden. Von vielen Seiten strömten nun Ritter und Edle mit ihren Dienstleuten herzu, um unter dem Banner der Jungfrau gegen die Feinde des Reichs zu streiten. Unbegränzt war die Ehrfurcht des Volks vor Johanna, fast abgöttisch die Art und Weise, wie es dieselbe zu erkennen gab. Ehrwürdige alte Frauen knieten vor ihr nieder, man bat sie, ihre Hände und Füße zu zeigen, um sich zu überzeugen, ob sie auch wirklich von Fleisch und Blut sei, man küßte ihre Kleider, ja, wenn man nur ankommen konnte, sogar die Beine ihres Rosses. Die Masse, wenn für sie Etwas geschieht, hat es zu allen Zeiten für ihre Schuldigkeit gehalten, durch die unwürdigste Selbst-Erniedrigung, — der dann nur all zu schnell wieder die noch grundlosere Selbst-Ueberhebung folgt, zu beweisen, wie wenig sie das Geschehende verdient; sie hat eben hiedurch auch zu allen Zeiten die hervorragenden Geister verlockt, ja gezwungen, aus ihren Erlösern ihre Tyrannen zu werden. Johanna ängstigte sich in ihrem Herzen darüber, daß ihr das zu Theil wurde, was nur Gott gebührte; es war ihr jedoch nicht zuzumuthen, daß sie durch Aeußerungen ihres Unwillens die übertriebenen Aeußerungen verdienter Liebe und Dankbarkeit zurückschrecken solle, und sie mußte sich entschließen, jetzt das Hosiannah-Schreien und Weihrauchstreuen zu erdulden, wie später die Mißhandlungen im Kerker, die Rohheiten ihrer Richter und Wächter und die Flammen des Holzstoßes.

Der König wollte dem Herzog von Alençon den Oberbefehl des Heeres übergeben, aber die Herzogin wollte ihren erst vor Kurzem mit schwerem Lösegeld aus englischer Gefangenschaft befreiten Gatten nicht wieder ziehen lassen. Johanna hieß die Herzogin gutes Muthes sein; sie versprach ihr, den Herzog in gleichem oder noch besserem Wohlsein zurückzubringen, und die

Herzogin, den Worten der Jungfrau vertrauend, gab sich zufrieden.

Hören wir, bevor wir, Johanna auf ihrem neuen Kriegszug begleiten, eine Stimme aus jener Zeit über sie. Der Ritter Guy von Laval, der eben damals an den Hof gekommen war, schrieb, nachdem er sie am Abend zuvor gesehen hatte, an seine Mutter und Großmutter unter Anderm Folgendes:

„Am Montag bin ich mit dem König abgereis't, um gen Selles in Berry zu gehen, und ließ der König die Jungfrau, die schon vorher in Selles war, vor sich kommen: Einige sagten, es sei dieses mir zu Liebe geschehen, damit ich sie sähe. Und nahm die besagte Jungfrau mich und meinen Bruder sehr wohl auf, die war in vollständiger Rüstung, den Kopf ausgenommen, und führte eine Lanze in der Hand. Und nachdem wir nach Selles hinab gekommen waren, ging ich in ihre Wohnung, sie zu besuchen, und ließ sie da Wein kommen und sagte mir: sie würde mich bald davon in Paris trinken machen. Und es scheint wahrhaft etwas Göttliches aus ihrem ganzen Wesen hervor zu leuchten, wenn man sie so sieht und hört. An diesem Montag ist sie von Selles wieder abgereis't und hat sich gen Romorantin um drei Stunden genähert, und mit ihr sind gegangen: der Marschall von Boussac und ein großer Haufe von adeligen Kriegsleuten und gemeinem Kriegsvolke. Und habe ich gesehen, wie sie zu Rosse stieg. Sie war da ganz gewappnet, außer am Kopf, eine kleine Streitaxt in der Hand, und ein großes schwarzes Roß, das an der Hausthür gewaltig unruhig war und sie gar nicht aufsitzen lassen wollte, und da sagte sie: führt es dort zu dem Kreuze hin, das vor der Kirche stand am Weg, und da stieg sie auf, ohne daß es sich gerührt hätte, gerade, als ob es gebunden gewesen wäre. Und dann wandte sie sich mit dem Gesicht gegen die Thür der Kirche hin, und sagte mit einer rechten Frauenstimme: Ihr Priester und Geistlichen, stellet Processionen und Gebete zu Gott an! Dann kehrte sie sich

wieder um nach ihrem Weg, indem sie sprach: zieht vorwärts! zieht vorwärts! Und so ritt sie von dannen mit offenem Banner, das ein anmuthiger Edelknabe trug, und hatte sie ihre kleine Streitaxt in der Hand; und Einer ihrer Brüder, der seit acht Tagen gekommen ist, ritt auch mit ihr in voller Rüstung. . . . Die Jungfrau hat mir in ihrer Wohnung, als ich sie besuchte, gesagt, sie hätte Euch, meine Großmutter, vor drei Tagen einen kleinen Goldring geschickt, es wäre das aber eine gar geringe Sache, und sie hätte Euch in Betracht Eures Ansehens gern etwas Besseres gesandt."

Dieser Brief ist, wie ein Holzschnitt, einfach, ohne Zierrathen und Schmuck, aber er stellt auch, wie ein Holzschnitt, in den bedeutendsten Zügen das Bild der Jungfrau Johanna, ihr Walten und Wesen, so wie es sich der unbefangenen Seele des Ritters eingedrückt hatte, vor uns hin.

Johanna begab sich zum Heer, und am 9. Juni (1429) brach man gegen Jargeau auf. Wiederum entstand der alte Streit, ob man rasch angreifen oder ob man sich erst verstärken solle. Auf welcher Seite die Jungfrau war, wissen meine Leser. Am 11. Juni schritt man zum Angriff. Man hatte die Vorstädte durch den ersten Anlauf einzunehmen und sich dort für die Nacht festzusetzen gehofft. Aber Suffolk rückte den Franzosen entgegen und schlug sie Anfangs zurück. Furcht und Verwirrung drohten schon einzureißen, da ergriff Johanna ihre Fahne und sprengte, ihr Roß muthig spornend, in's wildeste Getümmel hinein. Nun dachte Keiner mehr an's Weichen, um sie zu schützen, warf man sich wieder auf die Feinde, und da sie immer weiter, immer ungestümer vordrang, erkämpfte man den Sieg. Bald waren die Vorstädte erobert, die Nacht bildete die natürliche Pause; am nächsten Morgen aber fuhr man das schwere Geschütz gegen Jargeau auf und ließ die Kriegsmaschinen gegen die Mauern spielen. Die Besatzung der Stadt war entschlossen, lieber zu sterben, als sich zur Uebergabe bereit finden zu lassen. Die Bürger=

schaft, den Engländern treulich anhängend, theilte diesen Entschluß, und das Kanonen-Ungewitter von außen ward mit einem gleichen von innen erwiedert. Aber Johanna, eine ganz außerordentliche Kenntniß im Gebrauch der Artillerie zeigend, fügte der Stadt in Kurzem großen Schaden zu. Auf einmal sagte sie während des gegenseitigen Feuerns zu dem die Außenwerke betrachtenden Herzog von Alençon: „Entfernt Euch von da, oder jenes Geschütz" — sie deutete auf ein feindliches, das vom Wall herunterspie — „erschlägt Euch!" Alençon that, wie sie ihn hieß; kaum hatte er den Ort verändert, als ein plötzlicher Schuß einen Edelmann, der an die von dem Herzog verlassene Stelle getreten war, zerschmettert zu Boden streckte. Man kann sich leicht denken, wie ein solches Ereigniß, mogte es nun in der Inspiration oder, wie mir natürlich erscheint, in dem sichern Auge der Jungfrau seinen Grund haben, auf die Soldaten und Heerführer wirken, wie es sie begeistern und in ihrem Vertrauen auf die Gottgesandte bestärken mußte. Deßungeachtet hätte ein Gerücht, daß Fastolf mit Lebensmitteln und vielen Streitern zu Suffolks Unterstützung heranziehe, die Franzosen fast veranlaßt, die Belagerung einstweilen wieder aufzugeben und dem Fastolf in den Weg zu treten. Johanna aber fand es schimpflich, eines bloßen Gerüchts wegen alle errungenen Vortheile wieder aufzuopfern; sie redete mit einer Flammenzunge zu den Hauptleuten, und es gelang ihr, sie umzustimmen. Am dritten Tage, nachdem bereits der mächtigste Thurm des Platzes zusammengestürzt und die Mauer stark beschädigt war, hielt Suffolk um einen vierzehntägigen Waffenstillstand an, sich anheischig machend, die Stadt zu übergeben, falls innerhalb dieser Frist kein Entsatz anlange. Der französische Kriegsrath faßte diesmal einen kurzen Schluß; man bewilligte Nichts, als den ungehinderten Abzug, und da diese Bedingung nicht angenommen wurde, befahl Johanna den allgemeinen Sturm. Gewaltig wurde gerungen und gekämpft, die Gräben füllten sich mit Trümmern und Leichen, aber auch

die Besatzung verlor in kaum vier Stunden fünfhundert Mann. Jetzt erschien Suffolk auf dem Wall und begehrte eine Unterredung mit Alençon. Doch es war, als ob Einer in den Orkan hinein schreit, er wurde nicht gehört; Johanna, ihre Fahne schwingend, bestieg eine Sturmleiter und rief den Ihrigen zu, ihr zu folgen; ein Engländer schleuderte einen schweren Stein nach ihr, der ihren Helm streifte und, ohne sie zu verletzen, sie doch durch seine Wucht zu Boden warf. Die Feinde jubelten, da sie die Jungfrau fallen sahen, aber wie entsetzten sie sich, als sie sich augenblicklich wieder empor richtete und mit starker durchdringender Stimme ausrief: „Hinan, Freunde, hinan! Der Herr hat die Engländer verworfen, unser sind sie allesammt!“ Nun war den Franzosen nicht mehr zu widerstehen, die Brustwehr wurde erklommen, die Besatzung nieder gehauen oder zurückgedrängt, und mit allen seinen Schrecken zog der Krieg, keinen Pardon bewilligend, plündernd und mordend, durch die offenen Straßen der Stadt. Suffolk zog sich mit wenigen Uebriggebliebenen gegen den Brückenkopf hin, Wilhelm Regnault, ein junger Edelknecht aus Auvergne verfolgte ihn. Suffolk sah, daß er erliegen müsse, und rief dem Jüngling zu: „bist Du ein Ritter?“ „Noch nicht!“ versetzte dieser, fortwährend durch die Streiche seines Schwerts beweisend, daß er es zu sein verdiene. „So tritt näher!“ Der Jüngling that es, Suffolk gab ihm den Ritterschlag und überreichte ihm dann geziemend dasselbe Schwert, womit er ihm diesen ertheilt hatte. Wie hoch bei den Anhängern Karls VII. die Wuth gestiegen war, zeigt der gräßliche Umstand, daß sogar noch die Kriegsgefangenen, die schon nach Orleans abgeführt werden sollten, angegriffen und zum Theil niedergemetzelt wurden. Johanna fand, um Suffolk und and're vornehme Engländer vor gleichem Schicksal zu schützen, kein anderes Mittel, als daß sie dieselben auf einem großen Fahrzeug einschiffen und zu Wasser nach Orleans schaffen ließ. Noch am selbigen Abend traf sie selbst in dieser Stadt ein.

Das Bruchstück eines Briefes, den der Herzog von Bedford aus Paris an den jungen König von England schrieb, und den man noch zu London aufbewahrt, zeigt deutlich, daß die Engländer es gleich von Anfang an für gut fanden, die Heldenthaten der Jungfrau dem Teufel auf die Rechnung zu setzen, um ihr für den Fall der etwaigen Gefangennehmung kurzen Proceß machen zu dürfen. Damit dem Gemälde jener Zeit neben dem Licht auch der Schatten nicht fehle, will ich das kleine Fragment hier mittheilen.

„Es ging — heißt es darin — Alles für Euch auf's Beste, bis die Belagerung von Orleans, Gott weiß, auf wessen Anrathen unternommen ward. Zu selbiger Zeit, nach dem Geschick, welches meinen Vetter Salisbury, dem Gott gnädig sein wolle, betraf, ist aus Gottes Hand, wie es scheint, ein großes Schrecken auf alle Eure dort zahlreich versammelten Leute gefallen. Die Veranlassung lag großentheils, wie ich meine, in dem trüben Glauben und der eitlen Furcht, die sie vor einer Schülerin und Lockruthe des Feindes aller Menschenkinder, die Jungfrau geheißen, empfanden, welche sich falscher Zaubermittel und Hexereien bediente. Diese Zufälle und ungünstigen Ereignisse verminderten nicht nur bedeutend die Anzahl Eurer Kriegsleute in diesen Landen, sondern auch der Uebrigen Muth ward sehr niedergeschlagen, wogegen Eure Widersacher und Feinde kühn genug wurden, sich in immer größerer Menge zu versammeln."

Es war den Engländern nicht zu verdenken, daß sie die Ehre, sie besiegt zu haben, lieber dem allgemeinen Feind, dem Teufel, als ihrem besondern Feind, den Franzosen gönnten. Der Jungfrau aber machten sie dadurch gewiß ein gehöriges Zugeständniß, daß sie öffentlich aussprachen, das, was sie in's Werk richte, könne unmöglich von ihr selbst, sondern nur von über- oder unterirdischen Mächten ausgehen.

Orleans war jetzt gewissermaßen ein Waffenplatz geworden.

Wer irgend dem rechtmäßigen König anhing, oder wem bei der Wendung der Dinge schwül um's Herz ward, der eilte dahin, um unter Johannas siegreicher Fahne seinen Eifer zu zeigen. Zunächst ward nun zur Belagerung von Baugenci geschritten, einer Stadt, die von Orleans etwa sechs Stunden entfernt lag. Mit sechs bis sieben tausend Mann zog die Jungfrau aus, viel Geschütz und ein großer Vorrath von Lebensmitteln ward ihr nachgeführt, Karl VII. begab sich nach Sully, um, wenn auch nicht Anführer, so doch Zuschauer bei der Unternehmung zu sein. Die Brücke von Menn wurde schnell genommen, auch Baugenci, nach geringem Widerstand, bis auf die feste Burg, die die Engländer noch zu halten suchten. Jetzt auf einmal erschien der Graf Artus, Herzog von Richemont und ehemaliger Connetable von Frankreich, an der Spitze seiner Edlen, und mit zwölfhundert Gewappneten und achthundert Bogenschützen, um die Erlaubniß bittend, sich mit dem Königlichen Heer vereinigen zu dürfen. Johanna und die Feldherrn geriethen durch dies Gesuch in keine kleine Verlegenheit. Denn der Graf hatte sich durch seinen Stolz und Uebermuth die Ungnade des Königs zugezogen, und dieser hatte ihm entbieten lassen, er solle umkehren, wofern er nicht mit der Gewalt der Waffen angegriffen und zurückgeworfen zu werden Verlangen trage. Der Graf hatte kurz erwiedert: was er thäte, geschehe zu des Reichs und des Königs Bestem, und er wolle den sehen, der ihn angreife; er war demgemäß eilig weiter marschirt und stand nun mit einer Macht, die, wenn man ihr die Freundschaft versagte, ihre Feindschaft hinreichend fühlbar machen konnte, vor Baugenci. Wie immer entstand hartnäckiger Zwist darüber, was am rathsamsten sei. War es bedenklich, den drängenden Grafen abzuweisen, so war es doch auch nichts Geringes, den ausdrücklichen Befehl des Königs hintan zu setzen. Der Herzog von Alençon erklärte, er werde, wenn man den Grafen aufnehme, sich augenblicklich vom Heer entfernen. Johanna sprach den nämlichen

Entschluß aus. Die entgegengesetzte Parthei erwiederte ihr höhnisch: wenn sie den Grafen zu bestreiten gedächte, so würde sie wohl Einen finden, der mit ihr zu reden verstände, und sie würde bald erfahren, daß es Leute gäbe, denen der Graf mit seiner Mannschaft lieber wäre, als alle Jungfrauen des Königsreichs. Die Noth, die sonst nicht leicht willkommen ist, kam der Jungfrau in dieser schwierigsten aller Situationen erwünscht, weil sie den Streit rasch entschied. Talbot führte eine ansehnliche Kriegsmacht heran; jetzt auch noch den Grafen Artus gegen die Königliche Armee, die zu unterstützen er sich auf den Weg gemacht hatte, aufzureizen, ihn vielleicht zur Verbindung mit dem Feind zu veranlassen, hieß Alles auf die Spitze treiben. Johanna überzeugte also den Herzog Alençon, daß man in einem so wichtigen Moment sich der angebotenen Hülfe bedienen müsse, und ertheilte dem Grafen Artus die gewünschte Erlaubniß, jedoch nur unter der Bedingung, daß er vor ihr und den andern Herrn schwöre, dem König stets als treuer Unterthan zu dienen und nie Etwas zu sagen oder zu thun, was ihm zuwider sei. Als der Graf Artus mit ihr zusammen kam, sagte er zu ihr: „Johanna, man hat mir gesagt, Ihr hättet gegen mich kämpfen wollen. Ich weiß nicht, ob Ihr von Gott seid, oder nicht. Seid Ihr von Gott, so fürchte ich Euch nicht, denn Gott kennt meinen guten Willen; seid Ihr vom Teufel, so fürchte ich Euch noch weniger.“ Gleich am nächsten Tage ergab sich auch die Besatzung von Baugency, zugleich kam ein neuer Bote mit der Nachricht vom Anzug des Feindes. „O, rief da die Jungfrau dem Grafen Artus zu, Ihr seid zwar nicht um meinetwillen angelangt, weil Ihr aber doch einmal hier seid, so seid uns willkommen.“ Der Herzog von Alençon ließ das Heer in Schlachtordnung aufstellen, dann fragte er die Jungfrau, was man nun weiter beginnen solle. „Habt Ihr alle gute Sporen?“ versetzte Johanna lakonisch. „Sollen wir denn dem Feinde den Rücken zeigen?“ rief die Versammlung. „Nein, erwiederte

Johanna, aber Ihr werdet die Sporen gebrauchen, um den Engländern nachzujagen, wenn sie das Feld räumen!" „Dieser Sieg wird dem Königlichen Heer nur wenig Blut kosten!" setzte sie hinzu.

Bald zogen die Engländer, von Talbot, Scales und Fastolf angeführt, heran. Es waren ungefähr viertausend Mann. „Brecht nur getrost auf sie ein" — rief Johanna, als ihr dieß gemeldet ward — „sie werden sich nicht lange besinnen, vor Euch zu fliehen!" Jetzt begannen die Hauptleute, den Angriff vorzubereiten, ohne ihn jedoch abzuwarten, wich der Feind zurück, weil er gedachte, den Brückenkopf von Meun vor Ankunft der französischen Armee rasch zu nehmen. Die Franzosen folgten aber sogleich, und die Engländer zogen in die Stadt Meun selbst ein, wie es schien, um sich dort zu befestigen. Bald indeß verließen sie Meun wieder und begaben sich nach Janville in der Beausse. Als im königlichen Heere der Abmarsch des Feindes bekannt wurde, hielt Mancher das Tagewerk für gethan, auch hatten die Meisten, die sich an Azincourt u. s. w. erinnerten, keine besond're Neigung, sich mit den Engländern in offenem Felde zu messen. Die Jungfrau aber hielt den Moment für eine entscheidende Schlacht geeignet und trieb die Uebrigen mit heldenhaftem Ungestüm an. „Nur kühn vorgerückt! — rief sie — Zweifelt nicht, wir werden sie bezwingen! Und hingen sie in den Wolken, wir faßten sie! Der König wird heute den größten Sieg erhalten, seit langer Zeit her, und meine Berathung verkündigt mir, daß sie alle in uns're Hand gegeben sind." Noch immer schwankte und zweifelte man. Jetzt war Graf Artus der Erste, der sein Banner fliegen ließ und vorrückte. Nun folgte Alles, und Jeder suchte durch übertriebenen Eifer sein Zögern wieder gut zu machen. Aber der Feind hatte einen bedeutenden Vorsprung, und schon hatte man ihn fünf Stunden verfolgt, ohne ihn zu treffen. Allgemeiner Mißmuth entstand, man fürchtete, eine falsche Richtung eingeschlagen zu haben, und

Nichts ist so verdrießlich, als wenn das Feuer umsonst in allen Adern aufgelodert ist. Da sprang plötzlich vor den Blänkern ein junger Hirsch aus dem Dickigt auf und rannte gen Nordwest in's Gehölz. Ein lautes Halloh begrüßte das scheue Thier, und man merkte schnell an der Vielheit der Stimmen, daß es nicht von einigen lustigen Jägern, sondern von den Engländern ausgestoßen ward. Man folgte der Richtung, woher das Gelärm drang und sah sich dafür sogleich belohnt, indem man die Nachhut des Feindes, die, die drohende Gefahr nicht ahnend, sich in sorgloser Lustigkeit erging, erblickte. Augenblicklich concentrirte sich das französische Heer, so weit die Oertlichkeit es gestattete.

Lange hatten die Engländer Nichts gemerkt. Fastolf hatte von vorne herein gerathen, sich einstweilen mit der Besitznahme einiger Plätze zu begnügen und die siegestrunkenen Gegner nicht heraus zu fordern. Talbot dagegen meinte, ein Feldherr müsse Nichts von Rücksichten wissen, und wenn die eine Armee schlagen wolle, so müsse die andere sich finden lassen. Endlich kamen die Franzosen so nah', daß sie nicht länger unbemerkt bleiben konnten. Nun stellten die Engländer sich auf, zwischen Hecken und Gebüschen, in der Nähe des Dorfes Patey. Gern hätten sie sich verschanzt oder doch umhegt, dazu war aber keine Zeit mehr. Die französische Vorhut, la Hire und Xaintrailles an der Spitze, drang wüthend ein. Fastolf wollte lieber ein schlechter Soldat, als ein schlechter Prophet sein; er hatte vorher verkündigt, daß die Engländer die Franzosen nicht bestehen könnten, und um seine Prophezeiung wahr zu machen, brauchte er sich bloß auf die Flucht zu begeben. Dieß that er denn auch, ohne sich zu bedenken, und seine Truppen folgten ihm. Ein gräßliches Gemetzel entstand, von den Franzosen fand nur ein Einziger den Tod, die Engländer wurden abgeschlachtet, wie eine Heerde, die keinen Widerstand leisten kann. Talbot mußte zähneknirschend vor Xaintrailles oder einem seiner Bogenschützen die Waffen strecken. Auf der Flucht erlitten die Engländer noch den größten

Verlust, vorzüglich deshalb, weil die Stadt Janville, in die sie sich retten wollten, ihnen ihre Thore verschloß. Man sagt den Bürgern nach, sie hätten dieß aus schändlichem Eigennutz mehr, wie aus loyalem Patriotismus gethan, sie hätten nämlich die ihnen von Vielen der Engländer bei'm Auszug anvertraueten Gelder und Kostbarkeiten nicht wieder heraus zu geben gewünscht. Fastolf begab sich zum Herzog von Bedford nach Paris. War er der Letzte unter den Streitern gewesen, so konnte er doch noch immer der Erste unter den Unglücksboten werden. Höchst ungnädig ward er empfangen und verlor den Hosenbandorden. Was that's! hatte er doch sein Leben behalten, und dieß war noch lang genug, um den Orden durch Dienstleistungen bei Hofe wieder zu gewinnen, was ihm später auch wirklich gelang. Als Talbot vor die Jungfrau und den Herzog von Alençon geführt ward, redete der Herzog ihn höhnisch an: „wie nun, Sir? Ihr dachtet's wohl heut' Morgen nicht, daß es so mit Euch kommen sollte?" „Kriegsglück", entgegnete ruhig und groß der gefangene Held und besiegte so den in diesem Augenblick kleinlichen Sieger. Die Jungfrau war, wie im Kampf ganz ein Mann, nach demselben, als sie über das Schlachtfeld dahin zog, nicht weniger ganz ein Weib. Sie ließ das Schwert sinken, um mit zitternder Hand und weinenden Augen Wunden zu verbinden. O wie schön, wenn der in allen Tiefen seines Wesens aufgeregte Mensch so schnell sich selbst wieder zu finden weiß! Wahrlich, man kann sagen: Johanna war ein von Gott emancipirtes Weib, und daß sie dieß war, zeigte sie nicht dadurch, daß sie dem männlichen Geschlecht, dessen Kleider sie nur trug, um sich vor ihm zu schützen, seine Privilegien abzudisputiren und sich von den sanften untergeordneten Pflichten des ihrigen zu dispensiren suchte, worin man jetzt den Triumph der Weiblichkeit zu erblicken glaubt; sie zeigte es dadurch, daß sie, wenn der Geist, der das Ungeheure von ihr verlangte, sie, nachdem sie es ausgerichtet hatte, befriedigt verließ, sich schüchtern und eilig in das Innerste

ihrer keuschen, stillen Natur wieder hinein flüchtete und daraus, wie aus ihrer sichern Burg, erst dann erröthend wieder hervorkam, wenn die Noth es erheischte. Uns're emancipationssüchtigen Weiber (es giebt ihrer Gottlob nur wenige, in Deutschland zur Zeit gar keine, und sie sind bekannt, ja berühmt, was recht gut ist, da sie nun doch aus Unwissenheit Keiner heirathen kann) würden große Thaten höchstens darum vollbringen, damit sie davon reden, ja sie beschreiben könnten! O über die Närrinnen, die glauben, es gäbe sechstausendjährige Irrthümer der Geschichte! und über die Thoren, die in der Krankheit eine Lebensquelle sehen!

Die Niederlage von Patey verbreitete in Paris Schrecken und Bestürzung. Es heißt, daß in der von dem Herzog von Bedford abgehaltenen Rathsversammlung sogar geweint worden sei. Es wurde beschlossen, an den Herzog von Burgund, den man, wie wir berichteten, früher fast wegwerfend behandelt hatte, eine feierliche Botschaft zu senden und ihn um Rath und That anzusprechen. Herzog Philipp, mild von Natur und das, was seine Widersacher bereuten oder doch zu bereuen schienen, gern vergessend und vergebend, nahm die Gesandten freundlich auf, und versprach bald mit Hülfe in Paris zu erscheinen. In England hatte der Kardinal von Winchester für einen Kreuzzug ein Heer gesammelt. Der Herzog von Bedford wußte es dahin zu bringen, daß dieses Heer eine andere Bestimmung erhielt, daß es beordert ward, nach Frankreich zu ziehen, um ihm Beistand zu leisten. Die Franzosen nutzten inzwischen den Sieg, wie sie konnten. Sie nahmen mehrere kleine Plätze an der Beauce fast ohne Widerstand ein. Der Connetable, Graf Artus, war der thätigste von Allen. Da auf einmal wiederholte der König seinen strengen Befehl, daß er abziehen solle. „Er wolle lieber ungekrönt bleiben, als in seiner Anwesenheit die Krönung empfangen." Artus, im Begriff, aus den Blumen des Siegs sich einen Kranz zu flechten, ließ sich jetzt zu Bitten und Demüthigungen herab.

Umsonst; Karl wollte zum ersten Male beharrlich, denn er wollte das Verkehrte. Der Graf verweilte, noch immer auf eine Vermittelung hoffend, bei Orleans. Hiedurch ließ der König sich abhalten, diese getreueste der Städte, deren Bürger doch wohl Gruß und Dank verdient hätten, zu besuchen, als er in ihre Nähe kam. Er schlug seinen Hofhalt in Sully auf, dorthin kam Johanna mit den Hauptleuten. Xaintrailles bat um die Erlaubniß, den tapfern Talbot ohne Lösegeld in Freiheit setzen zu dürfen, was der König bewilligte. Johanna suchte den König mit dem Connetable auszusöhnen. Es gelang ihr nicht, Karl war ja nicht mehr ein Bettler, der Eigensinn, dieser elende Stab, auf den die Characterlosigkeit, die sich ihrer selbst schämt, sich gern stützt, erlaubte ihm nicht länger, vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben. Doch, hierüber wollen wir mit ihm nicht hadern, jeder Mensch hat das Recht, zu hassen, wie die Pflicht, zu lieben, warum sollte nicht auch ein Schwächling von König es haben. Aber, Johanna drang auch mit ihren Bitten nicht durch, als sie sich bemühte, ihn zum Besuch der Stadt Orleans zu bewegen. Dieß war sehr häßlich, um so häßlicher, als es zugleich sehr schwach war. Denn er ging nur deshalb nicht nach Orleans, weil der Connetable sich noch dort befand, und weil er sich wahrscheinlich nicht die Kraft zutrauete, so hart und gebieterisch, wie seine papiernen Stellvertreter, seine Briefe und Befehle, reden zu können, wenn sein Feind ihm etwa persönlich in den Weg käme.

Die Jungfrau, erkennend, daß der Herzog von Burgund jetzt das Gewicht sei, das, in welche Waagschaale es auch geworfen werde, sie sinken machen müsse, erließ an diesen ein demüthiges Schreiben, worin sie ihn ermahnte, unter das Banner seines Herrn und Königs zurückzukehren. Aber in vollen drei Wochen erhielt sie so wenig Antwort, als auch nur irgend Nachricht über den von ihr gesendeten Herold. Sie war in dieser Zeit meistentheils in Orleans, hielt Heerschau über die Truppen und

that Alles, was in ihren Kräften stand, um den Zug nach Rheims vorzubereiten. Gien wurde zum Mittelpunct für die Kriegsmacht bestimmt, dahin ließ sie denn die einzelnen Abtheilungen ziehen und die Vorräthe und Lebensmittel bringen. Oft auch eilte sie nach Sully zu Karl zurück, damit er nicht wieder einschlafe. Wenn sie mit Recht seine Seele genannt werden kann, so muß man leider umgekehrt ihn ihren Leib nennen, und wohl noch nie hatte eine so feurige Seele einen so ungeschickten, hölzernen Leib.

In Gien, wohin der König sich nach geraumer Weile ebenfalls begab, wurde zunächst von ihm die Frage entschieden, ob seine edle Gemahlin, aus dem Hause Anjou, ihn zur Krönung begleiten solle. Es gefiel ihm, sie von dieser ihr gebührenden Ehre auszuschließen, und auf's Tiefste gekränkt zog sie, die schon vorwärts geeilt war, sich wieder zurück.

Am 28sten Juni — 1429 — brach Johanna mit ihren Reisigen auf, am 29sten Juni folgte ihr der König, von all seinen Getreuen umgeben. Das Unternehmen war übrigens der Art, daß nur die Begeisterung es leicht finden konnte. Rheims, so wie alle Städte und Burgen in Picardie, Champagne, Isle de France, Brie, Gastinois und Auxerre standen noch fortwährend unter englischer Botmäßigkeit. An achtzig Stunden waren zurückzulegen, und das Heer war so wenig wohl versorgt, als gut bezahlt. Aber die Jungfrau hatte schon so viel gethan, daß an dem guten Fortgang und der glücklichen Vollendung des Angefangenen Niemand mehr zu zweifeln wagte.

Zuerst rückte der König vor Auxerre. Die Stadt verschloß die Thore. Johanna und mit ihr viele Befehlshaber riethen zum Sturm, Karl jedoch bewilligte den Abgeordneten der Stadt für einige Lieferungen die Neutralität bis zu dem Tage, wo Troyes, Chalons und Rheims sich erklären würden, deren Beschluß sich Auxerre dann auch fügen wolle und solle. Johanna tadelte sehr, daß Karl mit den ersten aufsätzigen Unter-

thanen, die seiner Person offenen Widerstand entgegensetzten, sich in so unkönigliche Verhandlungen einließ und dadurch das ganze große Unternehmen gleichsam mit eigener Hand brandmarkte.

Die Stadt Saint-Florentin unterwarf sich unweigerlich, Troyes aber bot Trotz. Als die Franzosen heran nahten, fielen 600 Engländer und Burgunder gegen sie aus, die sich indeß in Unordnung zurückziehen mußten. Nun lagerte sich das Königliche Heer rings um die Stadt und schnitt ihr die Zufuhr ab. Doch, drinnen gab es an Lebensmitteln weit mehr, als draußen, und während die Belagerten von Wohlsein glänzten, kamen die Belagerer bald so weit herunter, daß sie Gespenstern glichen und jenen zum Spott dienten, statt ihnen Furcht und Schrecken einzuflößen. Ein Paar ergiebige Bohnenfelder, die man endlich entdeckte, entfernten den Hunger wieder auf eine Zeit lang, hielten jedoch, wie sich von selbst versteht, nicht sehr lange vor.

Nun berief Karl abermals einen Kriegsrath und zwar ohne die Jungfrau, da er sehr wünschte, daß der Rückzug beschlossen werden mögte. Die Meisten sprachen sich in seinem Sinn aus; endlich kam die Reihe an Robert la Masson, einen alten, ehrwürdigen Greis. Das Alter war diesmal dazu bestimmt, die Jugend zu beschämen; er erklärte: über einen so wichtigen Punct müsse man sich mit Johanna bereden; da sie den Zug angerathen habe, so werde sie auch wohl wissen, wie er fort zu setzen sei. „Als der König — sagte er — die Fahrt beschloß und antrat, geschah das nicht, weil etwa eine Menge von Wappnern ihn damals umgeben hätte, oder weil große Geldsummen zur Soldzahlung bereit gewesen wären, oder sonst um anscheinender Leichtigkeit der Reise willen, es geschah, weil die Jungfrau uns den Beistand des Höchsten versprach. Spricht nun Johanna dasselbe, was ihr Alle sprecht, so will auch ich mich der Gesammtmeinung fügen, und den Rath, daß der König und sein Heer sich zurückwenden müssen, für den besten erachten."

Der Streit war sehr lebhaft geworden, da klopfte Johanna

an die Thür des Saals und ward eingelassen. Sie neigte sich vor dem König. Der Reichskanzler erhub nun auch gegen sie seine Klagen über die Noth und die Sorge des Augenblicks, dann forderte er sie auf, zu reden. „Wird man mir glauben, wenn ich spreche?“ fragte sie mit leuchtenden Augen den König. „Das weiß ich nicht“ — erwiederte Karl — „wenn Ihr Vernünftiges und Nützliches vorbringt, so will ich Euch gern vertrauen.“ „Wird man mir glauben?“ fragte sie zum zweiten Mal. „Ja — versetzte der König — aber es kommt darauf an, wie ihr reden werdet.“ „Edler Herr — sagte sie nun — gebietet Eurem Heer vorzurücken, haltet nicht mehr so lange Berathschlagungen, sondern belagert die Stadt. Denn im Namen Gottes, ehe drei Tage vergehen, werde ich Euch in Troyes hinein führen, sei's nun gütlich oder durch Gewalt, und groß wird die Bestürzung des falschen Burgund sein!“ „Johanna — erwiederte der offizielle Repräsentant des Zweifels, der Kanzler, — wären wir gewiß, daß die Stadt in sechs Tagen unser würde, wir wollten gern warten, aber wer weiß, ob ihr Wahrheit gesprochen habt!“ „Zweifelt nicht — rief Johanna — morgen werdet Ihr Herr der Stadt sein!“ Man weiß kaum, worüber man mehr erstaunen soll, ob über die Langmuth und Geduld der Jungfrau, die doch durch so deutlich an den Tag gelegtes Mißtrauen stark auf die Probe gesetzt ward, oder über ihre gränzenlose Zuversicht.

Sie bestieg nun ihr Roß, ergriff ihre Fahne und führte die Krieger zu den Gräben der aufrührerischen Stadt. Ihre Hände und ihr Kopf mußten für ihren Mund einstehen. Ritter und Knappen, Alle ohne Unterschied, mußten Reisbündel, Balken, Thüren, Fenster und was sich sonst auftreiben ließ, herbei schleppen, um die Gräben zu füllen und die Schutzdächer und Schanzen zum Sturm aufzuführen. Die ganze Nacht hindurch betrieb sie die Zurüstungen, so daß Dunois ihr später das Zeugniß gab, kein Kriegsmann habe so viel, geschweige mehr, zu thun vermogt.

Gleich am Morgen ließ sie zum Sturm blasen. Als aber die Bürger von Troyes die schmetternden Trompeten, die sie dräuend an die Trompeten des Weltgerichts mahnten, vernahmen, als sie die Jungfrau mit ihrem wehenden Banner erblickten, da entsank ihnen der Muth zum Kampf, sie erinnerten sich, daß ihre Sache keine gerechte sei, sie entschlossen sich zur Unterwerfung. Eine zahlreiche Gesandtschaft, aus den vornehmsten Hauptleuten und Bürgern bestehend, der Bischof an der Spitze, zog in's Lager und ward von dem König mit Milde und Freundlichkeit aufgenommen. Er sicherte der Stadt völlige Amnestie zu und vergönnte Engländern und Burgundern ungehinderten Abzug mit Haab und Gut, er vergaß, und es gereichte ihm zur Ehre, daß er gerade in den Mauern von Troyes vor acht Jahren durch seine Mutter des Thrones verlustig erklärt worden war, und daß die Bürgerschaft eine bedeutende Niederlage seines Heers durch ein jährliches Fest gefeiert hatte. Als die Besatzung abzog, gefiel es ihr, auch die gefangenen Franzosen mit zu ihrem „Haab und Gut" zu rechnen. Johanna, am Thor stehend und diese Frechheit bemerkend, rief mit lauter Stimme aus: die sollen nimmermehr mit! Die fremden Soldaten wollten aber nicht von ihrer lebendigen Kriegsbeute ablassen, und Karl, um dem Hader ein Ende zu machen, lös'te die Gefangenen ein.

Am 10ten Juli wollte der König seinen Einzug in Troyes halten. Johanna eilte ihm vorauf und ordnete den Zug. Der Bruder Richard, jener Barfüßer Mönch, der durch seine Reden so viele Aufmerksamkeit erregt hatte, kam ihr, von den Einwohnern, die sich vor ihr scheuten, zur Ermittelung ihrer göttlichen Sendung beauftragt, entgegen, machte, indem er sich ihr näherte, das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprengte Weihwasser vor sich hin. „Kommt nur immer dreist heran — sprach sie lächelnd — ich fliege euch nicht davon." Von Stund an entschied sich Bruder Richard für sie und den König. Mit

vieler Pracht und Herrlichkeit zog Karl in Troyes ein, Johanna hielt dort ein Kind zur Taufe. Chalons war die nächste Stadt, die der König auf seiner Fahrt berührte. Die Einwohner kamen ihm entgegen und huldigten ihm. Hier war Johanna ihrer eignen Heimath nicht mehr fern und erlebte die Freude, vier ihrer Landsleute zu sehen und zu sprechen. Einer von diesen fragte sie, ob sie sich vor all den großen Gefahren und blutigen Schlachten denn nicht fürchte. Sie erwiederte: „ich fürchte Nichts, als den Verrath!"

Karl näherte sich Rheims immer mehr, immer größer ward aber auch wieder seine Zaghaftigkeit. Johanna ermuthigte ihn, wie sie konnte. „Zweifelt doch nicht — rief sie ihm zu, als er über seinen Mangel an Geschütz und Kriegsmaschinen klagte — die Bürger von Rheims werden Euch die Huldigung entgegen bringen. Bevor Ihr der Stadt noch nahe kommt, werden die Einwohner sich Euch ergeben. Schreitet vorwärts, seid kühn und sorgenfrei! Denn, wenn Ihr Euch nur mannhaft erweis't, so werdet Ihr Euer ganzes Königreich gewinnen!"

Endlich erblickte der König die Thürme von Rheims. Eine Stunde von der Stadt hielt er an und schlug im Schlosse Sept-Saulx sein Hauptquartier auf. Die Kunde von seiner Nähe beunruhigte in Rheims sowohl die Garnison, als die Bürgerschaft. Jene fühlte sich zu schwach, den Platz zu halten, und doch war es schimpflich, ohne Schwertstreich abzuziehen. Der englische Befehlshaber, Herr von Chatillon sur Marne, berief eine Versammlung der Bürger, und fragte diese, ob sie gutes Muthes seien, sich zu wehren. Die Bürger fragten dagegen, ob die Kriegsleute glaubten, die Stadt behaupten zu können. Die Antwort war verneinend, aber der Befehlshaber versprach für den Fall, daß die Bürgerschaft sich etwa sechs Wochen vertheidige, Entsatz. Die Bürgerschaft gab keine bestimmte Erklärung, und die Besatzung zog ab, ohne zu wissen, ob jene dem König Karl Widerstand leisten wolle, oder nicht.

Kaum jedoch waren die Engländer und Burgunder fort, als die Stadt dem König durch Gesandte weltlichen und geistlichen Standes ihre Schlüssel zu Füßen legen ließ. Abends zog der König in Rheims ein. Alle seine Ritter und Helden begleiteten ihn, aber kein Einziger zog so viel Aufmerksamkeit auf sich, als Johanna, die wunderbare Hirtin. Nun wurde, ganz dem uralten Herkommen gemäß, die Krönung vollzogen. Am Vor-Abend vor der Feier bestieg der König mit den Großen seines Reichs ein Gerüst in der Kirche und zeigte sich dem versammelten Volk. Am Morgen darauf begaben sich vier Paire zu der Abtei von St. Remigius und baten um die Lampe mit dem heiligen Oel. Nachdem dieses unter den üblichen Ceremonien in die Domkirche gebracht worden war, erschien der König mit den Reichsfürsten, ging zum Altar und kniete nieder. An der Spitze der Geistlichkeit trat der Bischof vor ihn hin und sprach zu ihm: „wir fordern Dich auf zu geloben, daß Du uns und den uns anvertrauten Kirchen ihr kanonisches Vorrecht, das schuldige Recht und Gerechtigkeit bewahren, und vertheidigen wollest, wie es die Pflicht eines Königs in seinem Reich gegen jeden Bischof und die ihm anvertraute Kirche erheischt.“ Der König erwiederte hierauf: „Im Begriff, durch Gottes Gnade zu einem König von Frankreich gesetzt zu werden, gelobe ich vor Gott und seinen Heiligen an dem Tage meiner Weihe, daß ich das kanonische Vorrecht, Recht und Gerechtigkeit, gegen einen Jeden von Euch Prälaten bewahren und Euch beschirmen werde nach meiner Macht, mit Gottes Hülfe, wie von Rechts wegen ein König in seinem Reich jeden Bischof und die ihm anvertraute Kirche beschirmen soll. Ich verspreche in Jesu Christi Namen dem mir untergebenen christlichen Volk folgende Dinge: erstens, daß ich alles christliche Volk der Kirche bewahren werde und den wahren Frieden, alle Zeit, nach Eurem Rath. Deßgleichen, daß ich es schützen werde vor allem Raub und vor jeder Ungerechtigkeit. Deßgleichen, daß ich bei allen Urtheilen Billig-

keit und Barmherzigkeit empfehlen werde, damit der milde und barmherzige Gott mir und Euch seine Barmherzigkeit gewähre. Deßgleichen, daß ich nach rechter Treue, nach meinem Vermögen, mich bestreben will, alle von der Kirche erklärten Irrgläubigen aus meinem Lande und meiner Gerichtsbarkeit zu verbannen. Alle diese Dinge gelobe ich eidlich". Hierauf schlug der Herzog von Alençon ihn zum Ritter. Dann hielten zwei der anwesenden Paire zum Zeichen der Krönung die Krone über sein Haupt. Endlich trat der Erzbischof hinzu und salbte ihn. Jetzt nahte sich Johanna, kniete vor dem König nieder und sagte unter strömenden Thränen: „Edler König, nun ist der Wille Gottes erfüllt, der gewollt hat, daß ich Orleans befreite und Euch zu Eurer Krönung in die heilige Stadt Rheims führte, damit offenbar würde, daß Ihr der wahre König seid, und Derjenige, dem die Krone Frankreichs von Rechtswegen gebührt." Jeder, der sie sah und hörte, ward von ihren Worten und ihren Thränen erschüttert. Sie blieb sich in ihrer Demuth immer gleich; „was ich gethan habe — sprach sie — war nur ein Dieneramt." Auch ihr Vater und ihr ältester Bruder wohnten der Festlichkeit bei, was für das Mädchen gewiß eine große Freude war. Zum Beschluß des Ganzen verrichtete der König am dritten Tage die vorschriftsmäßige Wallfahrt nach dem Grabe des heiligen Markulf, den die Könige von Frankreich aus doppelten Gründen nicht vernachlässigen durften, einmal nicht, weil er aus ihrem eigenen Geblüt entsprungen sein sollte, und zweitens, weil sie durch ihn die Gnade erhielten, daß sie mittelst Auflegens der Hände die Skropheln heilen konnten.

In der Nacht, während Alles mit den Zubereitungen zur Krönungsfeier beschäftigt gewesen war, hatte Johanna, um, wo möglich, ihr Werk ganz zu vollenden, an den Herzog von Burgund einen zweiten Mahnbrief, der noch jetzt zu Lille aufbewahrt wird, abgefaßt. Er ist in seiner Einfachheit so schön, daß ich mir nicht versagen kann, ihn mitzutheilen.

„Jhesus † Maria.

Hoher und gefürchteter Fürst, Herzog von Burgund, Euch entbietet Johanna, die Jungfrau, durch den König des Himmels, meinen rechtmäßigen obersten Herrn, daß der König von Frankreich und Ihr auf lange hin einen guten und festen Frieden machen sollt. Verzeihet Einer dem Andern aus Grund seines Herzens, wie es guten Christen geziemt, und wenn Euer Sinn nach Krieg steht, wohlan, so zieht gegen die Saracenen. Fürst von Burgund, ich gebiete Euch, ich fordre, ich bitte, ich flehe, so demüthig, als ich nur immer etwas von Euch zu erflehen vermag, daß Ihr nicht ferner wider Frankreich, das heilige Königsland, im Streit stehet, heißet Eure Leute zur Stelle und unverzüglich aus den Städten und Burgen des besagten heiligen Reiches heimkehren. Was den edlen König von Frankreich betrifft, so ist er zum Frieden mit Euch bereit, unbeschadet seiner Ehre, so daß es nur einzig und allein an Euch liegt; und ich thue Euch kund, durch den König des Himmels, meinen rechtmäßigen obersten Herrn, zu Eurem Besten und um Eurer Ehre und Eures Lebens willen, daß Ihr gegen die getreuen Franzosen keine Schlachten gewinnen werdet, und daß Alle, die den Krieg führen wider das benannte heilige Reich Frankreich, Krieg führen wider den König Jhesus, den König des Himmel und der ganzen Welt, meinen rechtmäßigen obersten Herrn. Darum gebiete ich, und flehe ich Euch an, mit gefalteten Händen, daß Ihr keine Schlacht wider uns schlaget, und keinen Krieg wider uns führet, Ihr, Eure Dienstleute und Unterthanen. Und seid deß versichert, wie groß auch die Zahl Eurer Dienstmannen sei, die Ihr wider uns führet, sie werden Nichts ausrichten, und es wird ein großer Jammer sein um die große Schlacht und das Blut, das von denen vergossen wird, die wider uns ausziehen. Drei Wochen sind es, seit ich Euch ein Schreiben gesandt, und gute Botschaft durch meinen Herold, damit Ihr bei des Königs heiliger Salbung zugegen wäret, die

heute Sonntag, den siebzehnten Tag des Monats Julius in der Stadt zu Rheims vor sich geht, ich habe aber keine Antwort darauf erhalten und auch keine Kunde von dem besagten Herold vernommen. Ich empfehle Euch Gott, möge er über Euch wachen, wenn es ihm gefällt, und bitte Gott, er wolle uns guten Frieden verleihen. Geschrieben in dem besagten Orte Rheims, an dem siebzehnten Tage des Julius."

Johannas letztes kriegerisches Auftreten bis zu ihrer Gefangennehmung vor Compiegne.

Die Krönung König Karls des Siebenten war vollbracht, und Johannas Sendung hatte ihre Endschaft erreicht. Dringend ersuchte sie deshalb den König, sie jetzt wieder heim ziehen zu lassen zu dem Heerd ihres Vaters. Aber er, mit sammt seinen Fürsten, fürchtete, daß er der Jungfrau nur zugleich mit seinem Glück den Abschied geben könne, und ermahnte sie zum Bleiben. Sie wagte nicht, sich wider sein Gebot aufzulehnen, sie verharrte an seiner Seite und folgte ihm, wohin er winkte. Doch niemals wieder erlaubte sie sich, im Rath den Rittern und Hauptleuten zu widersprechen und sich über die Pläne, die gefaßt wurden, einen Einfluß anzumaaßen. Sie war ganz, wie ein Soldat, der, durch seinen Eid an die Fahne gefesselt, sich in Gefahr und Tod stürzt, ohne zu fragen, ob er auch recht geführt wird, und der sich nicht selbst eine Aufgabe zu stellen und sie zu lösen, sondern der an die gegebene Aufgabe nur sein Alles zu setzen hat. Dies stille, edle Zurücktreten in den Kreis, über den nur der Geist des Herrn sie hinausgetrieben hatte, hätte den König Karl rühren, er hätte den verschlossenen Schmerz des frommen Mägdleins ehren und sie, ohne Rücksicht auf den Vortheil, den ihre die Freunde befeuerende und die Feinde entgeisternde Nähe ihm brachte, zu nehmen, an die Ihrigen zurücksenden sollen, um sie

dem dunklen Schicksal, das sie, nun der himmlische Schutz von ihr gewichen war, über kurz oder lang ereilen mußte, zu entziehen. Er that es nicht, er zog es vor, die Siegesgöttin, die es sich in ihrer Demuth gefallen ließ, zur gemeinen Kriegerin zu erniedrigen. Von jetzt an aber kümmern uns die kriegerischen Züge des Königs nur wenig, da wir nicht seine Geschichte, sondern die der Jungfrau zu schreiben haben, und bloß der Vollständigkeit wegen wollen wir in der höchsten Gedrängtheit die Vorfälle, die sich bis zu Johannas Gefangennehmung vor Compiegne ereigneten, aufzählen, um mit desto größerer Ausführlichkeit ihr Martyrerthum und ihren Tod darstellen zu können.

Von Rheims aus rückte der König allmälig auf Paris los. Lyon und Soisson sandten ihm ihre Schlüssel entgegen. Sehr bald ergab sich die Veste Chateau-Thierry, die überhaupt kaum Miene machte, als ob sie Widerstand leisten wollte. In Chateau-Thierry trat Johanna dem König zum ersten Mal mit einer Bitte an, die nicht auf sein eignes Bestes abzielte. Sie ersuchte ihn um Steuer- und Abgabenfreiheit für ihren Geburtsort Domremy und das Dörfchen Greux. Gern gewährte Karl den bescheidenen Wunsch, und bis zum Tode Ludwigs des Dreizehnten blieben beide Oerter von allen Lasten verschont. Von Chateau-Thierry zog Karl nach Provins. Hier hielt er sich eine volle Woche auf, seinen Zug nach Paris bei weitem nicht genug beschleunigend. In der verrätherischen Hauptstadt wurde die Bestürzung übrigens sehr groß, besonders, weil sich zu Anfang der Herzog von Bedford nicht in ihren Mauern befand. Doch kehrte dieser bald zurück, vereinigte sein Heer mit dem des zu seiner Unterstützung eingetroffenen Kardinals von Winchester und sandte an „Karl von Valois“ von Montereau aus einen Fehdebrief. „Dein Herr wird wenig Mühe haben, mich zu finden — sagte Karl zu dem Ueberbringer — ich bin es ja grade, der ihn sucht.“ Der König wartete einen ganzen

Tag auf dem Schlachtfelde; da aber der Herzog von Bedford nicht erschien, entschloß er sich — zum Rückzug. Glücklicherweise wurde ihm der Rückzug versperrt, und er mußte zur Freude seiner Helden wieder vorwärts ziehen. Alles unterwarf sich ihm, mit Jubelruf und mit Jauchzen empfing ihn das Volk. Aber mehr fast noch, wie er, war Johanna der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und allgemeiner Freude. In süße Thränen brach sie aus, als sie all die Zeichen der Liebe sah. „Mögte ich — rief sie aus — in dieser Erde ruhen können, wenn mein Lauf geendigt ist!“ „O Johanna, erwiederte der Bischof von Rheims, der ihr zur Seite ritt, an welchem Orte glaubt Ihr, daß Ihr sterben werdet?“ „Wo es Gott gefallen wird — war ihre Antwort — denn ich kenne Zeit und Ort nicht besser, wie Ihr. Mögte es doch Gott, meinem Schöpfer, gefallen, daß ich gegenwärtig die Waffen niederlegen könnte, und es mir frei stünde, meinem Vater und meiner Mutter zu dienen, und die Schaafe mit meinen Brüdern und meiner Schwester zu hüten, die sich sehr freuen würden, mich wieder zu sehen.“ Man sieht, sie blieb sich selbst getreu, nicht die Theilnahme, die sie einflößte, nicht die Triumphe, die sie erlebte, konnten ihren schlichten Sinn, der jetzt nach der Vergangenheit zurückgewendet war, ändern und lenken. Von drei Seiten hatte sich dem König Karl das Land rings um Paris unterworfen; als er nun aber gegen die vierte Seite, gegen die Normandie und die Picardie, zu ziehen gedachte, verlegte ihm der Herzog von Bedford bei Senlis den Weg. Aber Bedford hatte sich hinter Gräben und Pallisaden verschanzt, und es kam zu keiner ernsten entscheidenden Schlacht, nur zu einem blutigen Turnier zwischen der englischen und französischen Ritterschaft. Vorher hatten sich dem König schon die Städte Compiegne und Beauvais ergeben, letztere trotz der äußersten Anstrengung ihres Bischofs, sie in engländischem Gehorsam zu erhalten. Der Bischof wurde von den Bürgern schmählich von hinnen gejagt, ein Unglück

für Johanna, gegen die er einen grimmigen Haß faßte, und als deren ärgster Verfolger er später auftrat. Von Senlis rückte der König weiter gegen Paris vor, und viele Städte und Burgen unterwarfen sich ihm. Der Herzog von Bedford, für die Normandie zitternd, die von französischen Edlen, welche den Krieg auf eigne Hand zu führen begannen, bedroht wurde, wandte sich dahin. An Johanna gelangte eine sonderbare Botschaft; der sich am Hof des Königs von Arragonien befindende Graf von Armagnak fragte bei ihr an, wer von den drei Päpsten, die zur Zeit auf den apostolischen Stuhl Anspruch machten, denn eigentlich das Haupt der Christenheit sei. Sie erwiederte: augenblicklich könne sie in so wichtiger Angelegenheit kein Gutachten abgeben, wenn sie sich aber in Paris befände, möge man auf's Neue bei ihr anfragen. Nun nahm die Stadt Senlis den König, ohne Trotz zu bieten, in ihren Mauern auf. Hier ereignete sich ein Vorfall, der für Johanna von unangenehmen Folgen war. Als sie eines Rosses bedurfte, ließ Karls Günstling la Tremoille ohne Umstände das Leibpferd des Bischofs von Senlis zu diesem Zweck wegnehmen. Sobald Johanna das erfuhr, ließ sie bei dem sehr unwillig gewordenen Prälaten anfragen, ob er das Thier zurückbegehre. Erbittert, antwortete er nicht, und sie schickte das Roß an la Tremoille, damit er es dem Bischof wieder zustellen lasse; es wurde ihr jedoch nicht bekannt, ob dieß geschehen sei, oder nicht.

An den Herzog von Burgund hatte der König schon vorlängst eine Gesandtschaft geschickt. Saint Denys, das Grab der französischen Herrscher, öffnete ihm. Mit Paris waren heimliche Unterhandlungen angeknüpft, und Karl hoffte, die Hauptstadt werde sich für ihn erklären, wenn er vor ihren Thoren erscheine. Aber, die Schlüssel von Paris wurden ihm nicht gebracht, und seine langwierigen Rathsversammlungen, in denen fast niemals ein männlich-kühner Entschluß gefaßt ward, nahmen auf's Neue ihren Anfang. Johanna mischte sich nicht hinein, Gott sprach

nicht mehr durch ihren Mund, und sie selbst verstattete sich kein Wort. Aber Er, der sie einst vor allen ihres Geschlechts zum Außerordentlichsten auserkoren hatte, gab ihr jetzt öffentlich ein warnendes Zeichen, daß es mit ihrer Sendung vorbei sei. Als sie ein sündiges Weibsbild, das trotz des Abscheus, den sie vor leichtfertigen Dirnen empfand und trotz des ergangenen strengen Befehls, sich in ihre Nähe wagte, mit ihrem Schwerte schlug, zersprang das letztere, als ob es von Glas wäre. Sie empfand Reue über ihren zu lebhaft aufgeloderten Zorn, aber auch Schauder und Angst vor der Bedeutung des dunklen Ereignisses. Die Waffenschmiede, denen man die zerbrochene Klinge übergab, erklärten es für unmöglich, sie wieder zusammen zu fügen. König und Heer wurden niedergeschlagen, als sie dieß hörten; dennoch wurde Johanna nicht entlassen.

Karl lag vor Paris, wie der Bettler vor der Thür eines Hauses, das ihm verriegelt ist. Ein wohl geordneter starker Angriff zur rechten Zeit hätte leicht den günstigsten Erfolg haben können. Aber er zog es vor, die Bürger mit Briefen, statt mit Kugeln zu bombardiren. Der Schrecken stirbt eben so schnell, wie er geboren wird; hatte man Anfangs vor dem Grimm des Königs in der Stadt gezittert, so fing man, nun man ihn so unschlüssig zaudern sah, an, ihn zu verspotten. Endlich, endlich, da es viel zu spät war, entschloß man sich zum Ernst, mehr, wie Johanna sich später ausdrückte, um ein Ritterstücklein auszuführen, als um zum Zweck zu kommen. Sie wollte, ihre Mißbilligung offen zu erkennen gebend, in Saint Denys zurückbleiben. Man zwang sie jedoch, mit zu ziehen, und sie gab sich darein. Am achten September zog man nach der Abendseite der Stadt, ordnete die Schaaren, ließ das Geschütz aufführen und eröffnete ein starkes Feuer. An Muth und Tapferkeit ließen die Königlichen Ritter und Reisigen es nicht fehlen, am wenigsten Johanna, die die Gefahr aufsuchte, statt sie zu fliehen. „Ergebt die Stadt an den König von Frankreich!“ rief sie, auf dem

schmalen Bord zwischen beiden Festungsgraben stehend, der Besatzung zu. „Wir wollen sehen, Landläuferin!“ antwortete von der Zinne ein Schütz und schnellte einen Pfeil auf sie ab, der ihr den Schenkel durchbohrte. Ein zweiter Schuß tödtete ihren Fahnenträger, als dieser sich eben bückte, um den Pfeil aus der Wunde zu ziehen. Johanna stand noch, so lange sie stehen konnte, dann legte sie sich in den trockenen Graben; zum Weichen war sie nicht zu bringen. Sie sah die erste Niederlage des Königs, ihr Schmerz war gränzenlos. Spät am Abend ließ der Herzog von Alençon sie forttragen. Es heißt, die Geschwader hätten, als sie sie ohnmächtig und kraftlos erblickten, ihr rohe Schmähungen zugerufen. Warum sollte es nicht wahr sein? Schneller Rückzug des Königlichen Heeres nach la Vilette war die Folge des Tags; wenig Kriegsgeräth, aber viele Todte ließ man vor den Mauern von Paris.

Am nächsten Morgen bat Johanna den König noch einmal, ihr die Heimkehr zu ihren Eltern zu verstatten. Der Blick in ihr bleiches Angesicht rührte sein Herz, er zollte ihr Lobsprüche auf Lobsprüche, aber ihren Wunsch gewährte er nicht. Als es sein Wohl galt, da setzte sie seinen Worten und Befehlen nicht selten Widerstand entgegen; nun es bloß ihr Wohl, ihren Frieden galt, that sie dieß nicht, dazu war sie zu sehr Weib, aufopferndes Weib. Aber fest und unwiderruflich entschloß sie sich, ihre Waffen als Weihgeschenk vor dem höchsten Waltenden niederzulegen. Vor dem Hauptaltare in der Kirche zu Saint Denys kniete sie hin und brachte aus der Fülle ihres tief bewegten Herzens Gott und allen Heiligen den Dank dar für das Herrliche, was sie ausgerichtet hatte. Dann stellte sie ihre Waffen vor dem Schrein auf, der die Reliquien des Schutzheiligen von Frankreich bewahrt, ihren silbernen Harnisch und das neue Schwert, das, wie es heißt am Tage zuvor im Sturm von Paris von ihr erbeutet worden war. König Karl und alle Fürsten waren Zeugen der feierlich-erschütternden Handlung.

Das Königliche Heer ward hierauf nach der Loire zurückgeführt. Als Karl Gien wieder erreichte, zog er, als ob er als Sieger käme, in stolzem Triumph ein. Johanna war ihm, wie ein geschmücktes Lamm, zur Seite.

Inzwischen waren die Verhandlungen mit dem Herzog von Burgund vorwärts gegangen und hatten einstweilen einen Waffenstillstand zur Folge gehabt. Der Herzog versprach, dem König die Hauptstadt zu verschaffen, falls er des Weges hin und zurück versichert wäre. Der König bewilligte ihm nicht allein gutes Geleit, sondern gebot auch, ihm die Städte Compiegne und Port Saint Maxence einzuräumen; dem Herzog wurde jedoch nur die letztere Stadt übergeben, während der Befehlshaber der ersteren, Wilhelm von Flavy, den Burgundern, aus Patriotismus, wie er vorgab, die Thore verschloß. Der Herzog von Bedford kam wieder nach Paris, vertrieb die Besatzung von Saint Denys, die ihm ihrer Schwäche wegen nicht zu widerstehen vermogte, und rächte sich an der Stadt für ihren Abfall durch Plünderung und Zerstörung der Königlichen Grüfte. Ein Angriff auf Lagny hatte keinen Erfolg, die Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten dagegen, die er dem Herzog von Burgund in überreichlichem Maaß erwies, um ihn früherer Vernachlässigungen vergessen zu machen, blieben nicht ohne Wirkung. Der Herzog von Burgund kam, durch den mit dem König abgeschlossenen Waffenstillstand geschützt, nach Paris und wurde von Bedford auf das allgemeine Verlangen der Bürger zum Befehlshaber der Stadt ernannt. Dieser Umstand erregte in Karl VII. die lebhaftesten Hoffnungen; er schickte augenblicklich Abgeordnete an den Herzog ab, die mit den Bevollmächtigten des letzteren in Saint Denys zusammen kamen. „Was unter ihnen verhandelt sei — drückte sich eine lateinische Parlaments-Notiz lakonisch-mißtrauisch aus — wisse nur der, dem Nichts verborgen bleibe." Der Herzog von Bedford zog am 17. October nach der Normandie, Herzog Philipp von Burgund gab ihm

freundschaftlich bis Saint Denys das Geleit; auffallender Weise verließ aber auch dieser gleich am folgenden Tage zum Erstaunen und Verdruß der Pariser die Stadt, sein Befehlshaberamt dem Herrn von L'isle Adam übertragend und ihm nur eine geringe Besatzung hinterlassend. Der junge König Heinrich der Sechste ward inzwischen in London gekrönt, jedoch ohne daß dieß zwischen seinen beiden Vormündern die Einigkeit herstellte.

Karl der Siebente ward, als er eben von Gien nach Chinon ziehen wollte, plötzlich von seiner Gemahlin, die ihm unerwartet aus Bourges entgegen zog, überrascht. Trotz seines Widerwillens gegen sie, nahm er sie artig auf, vielleicht mit aus Rücksicht gegen Johanna, die der gekränkten Königin die tiefste Ehrerbietung erwies. Zu Mehün sur Yevre ertheilte er der Jungfrau und ihrem ganzen Geschlecht den Adel. Sie selbst hat niemals ein Wappenschild geführt, für ihre Brüder aber bat sie den König um ein solches, und er theilte ihnen ein aufrecht stehendes Schwert zu, auf beiden Seiten von Lilien umgeben. Zu der nämlichen Zeit ließ er eine Denkmünze zu ihrer Ehre schlagen, auf deren Hauptseite sich ihr Bild befand, während auf der Rückseite eine Hand, die ein blankes Schwert hielt, gebildet war, mit der Umschrift: „consiliis confirmata Dei." Auch einen prächtigen Wappenrock von Goldstoff schenkte er ihr, damit sie ihn über die Rüstung tragen möge. Nicht ohne Lächeln sieht man, daß der Monarch als ächter Franzose das geheimnißvolle Wesen, dem Gott seine Donner anvertraut hatte, zu putzen suchte; es kann jedoch nur die flachste Philister-Eitelkeit, die auf ihren eigenen Bettel stolz ist, an die Jungfrau die Anmuthung stellen, daß sie Auszeichnungen, die wohl verdient waren, und die in einer Welt nöthig genug sind, welche den schon anerkannten Werth nur zu leicht wieder vergißt, wenn er nicht eine äußere Bestätigung findet, hätte verachten oder wohl gar verschmähen sollen.

Johanna hielt sich drei Wochen an dem Aufenthaltsort

der Königin zu Bourges auf. In ihrer Seele wechselten nur noch Schauer vor ihrer Zukunft mit den glühendsten Gebeten ab. Die Ahnung ihres frühen Heimgangs verließ sie nie. „Wenn ich bald den Tod finden sollte — sprach sie oft zu ihrem Beichtvater — so sagt in meinem Namen zu dem König, meinem Herrn, daß er Kapellen erbauen lasse, wo man für Diejenigen zu Gott bete, die in diesen Kriegen für das Beste des Vaterlandes gefallen sind." Wie edel, daß sie nicht einmal eine Seelenmesse für sich allein verlangte, daß ihrer nach ihrem Sterben nur mit Allen zugleich gedacht werden sollte! Den Armen gab sie gern und fleißig und antwortete, wenn man sie von zu großer Freigiebigkeit abzuhalten suchte, sie sei bestimmt, die Bedürftigen zu trösten. Als einmal abergläubische Frauen Kreuze, Rosenkränze und andere Dinge der Art vor ihr niederlegten und sie baten, sie mögte selbige berühren und ihnen dadurch Wunderkräfte mittheilen, sprach sie lachend zu ihrer Wirthin: „Berührt doch ihr die Sachen, statt meiner; es thut dieselben Dienste!"

Johannas Ruhm war zu groß, er erscholl zu laut und zu weit, als daß nicht auch andere Weiber hätten versucht werden sollen, sich als Prophetinnen hervor zu thun, denn das ist das Unglück der Welt, daß eine echte, wesenhafte Erscheinung immer durch hundert Larven nachgespielt, von ihnen umringt und allen Augen, die nicht sehr hell sind, völlig entrückt wird. So stand eine gewisse Katharina von la Rochelle auf, die sich dem Bruder Richard anschloß und dem König durch die glänzendsten Verheißungen schmeichelte. Als Johanna mit ihr zusammentraf, berichtete sie ihr: ihr erscheine allnächtlich eine weiße Frau und gebiete ihr, durch alle getreuen Städte zu ziehen und die Einwohner zur ungesäumten Herausgabe ihres Geldes und ihrer Kostbarkeiten aufzufordern. Johanna, durch den groben, handgreiflichen Betrug empört, rieth der Frau, zu ihrem Manne zurück zu kehren und ihrer Wirthschaft zu pflegen; Katharina hatte ihren Heerd aber nicht verlassen, um ihn so bald mit Schaam

und Reue wieder aufzusuchen, sie blieb bei ihren Behauptungen, und Johanna entschloß sich, bei ihr zu übernachten, um sich von dem Grund oder Ungrund ihrer Reden zu überzeugen. Die Erscheinung blieb natürlich aus, und die Jungfrau erklärte nun dem König bestimmt und ernst, wie es mit der neuen Prophetin stehe; der Bruder Richard ließ Katharina, die ihn pries, wo sie konnte, zwar nicht fallen, sondern that Alles, was in seinen Kräften stand, sie zu Ansehen zu bringen, doch Johanna siegte ohne Kampf durch ihre bloße Gegenwart über die unheilige Schwester.

Man faßte jetzt den Beschluß, zunächst die Ufer der Loire von allen engländischen Besatzungen zu befreien, und vor Allen die Stadt Saint Pierre la Moutiers zu unterwerfen. Die Jungfrau und der Herr d'Albert empfingen den Auftrag zu dieser Unternehmung. Saint Pierre la Moutiers ward rasch genommen, La Charité widerstand, Couviers in der Normandie wurde durch la Hire unter Königliche Botmäßigkeit zurückgebracht. Melün verschloß den Engländern, als diese, nur hundert Mann zurücklassend, auf Streifereien ausgezogen waren, bei ihrer Heimkehr die Thore und nahm die Truppen des Königs ein; ein alter Trompeter, der sein Kriegs- und Siegs-Instrument nicht mehr geblasen hatte, seitdem der Feind sich in den Mauern der Veste befand, that hiebei die besten Dienste, indem er bis zum Zersprengen seiner Brust gewaltige Fanfaren ertönen ließ und in Pausen dazwischen rief: es lebe der König! In der Stadt Paris, die von dem Herzog von Burgund über seine Vermählungsfeierlichkeiten ganz außer Acht gelassen ward, bildete sich zu Gunsten Karls ein heimlicher Bund, der leider zu früh herauskam; viele Hinrichtungen erfolgten, aber es war, als ob das vergossene Blut nur Blumen aus dem Schooß der Erde hervor lockte, so füllereich war der frühe, milde Frühling, der, wie er den Frieden verkündigte, ihn in den Gemüthern, die er zur Versöhnung aufschloß, zugleich vorbereitete.

In der Pfingstwoche erschienen der Jungfrau ihre Heiligen und sagten ihr, daß sie noch vor dem Johannisfeste den Feinden in die Hände fallen werde; es sei unabänderlich beschlossen, und sie möge sich mit Ergebung in die bittere Prüfung fügen. Jesus Christus betete, als er dem Kreuzestod nahe war: „Vater, ist es möglich, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen!" Wer will es dem zarten Mägdlein verargen, daß sie, als sie eine so trübe Eröffnung aus dem Munde der Wahrheit, der keine Zweifel und also auch keine Hoffnung aufkommen ließ, vernahm, zitternd und Hände faltend niederstürzte und flehentlich um ein schnelles Ende ohne die Schrecken und Leiden eines Kerkers bat. Doch die himmlischen Erscheinungen wiederholten nur ihre Ermahnung zur Ergebung und Geduld; sie zeigten ihr auch nicht die Stunde an, wo ihr Schicksal sich erfüllen sollte, aber sie kamen nun täglich und redeten zu ihr Worte der Erinnerung und Ermunterung. Johanna verschloß in sich ihre Angst und ihren Schmerz, und ganz so, wie sie einst bei ihren Eltern, voll der gewichtigsten Offenbarungen, ihre Geschäfte verrichtet hatte, war sie jetzt, da doch jeder Augenblick sie ihren bittersten Feinden überliefern konnte, treu und emsig, wie immer, im Dienst ihres Königs bemüht.

Der neugekrönte englische König Heinrich VI. kam nach Frankreich. Mit Pomp ward er in Rouen aufgenommen, wo sich Peter Cauchon, der vertriebene Bischof von Beauvais, dessen wir schon früher gedachten, zu ihm gesellte. Auch in Paris ward Fest über Fest veranstaltet, aber bei dem Volk wollte der Jubel nicht kommen. Johanna, entschlossen, die noch vergönnte kurze Frist zu nützen, auch wohl, die Zeit der peinvollen Erwartung abzukürzen, zog an der Spitze eines kleinen Geschwaders nach Isle de France. In Lagny sur Marne betete sie über ein todtgeglaubtes, noch ungetauftes Kind, welches, wie sie sich später ausdrückte, schwarz, wie ihr Kleid, war. Da regte sich in dem kleinen Leichnam das Unsterbliche zum ersten

und letzten Mal, das Kind athmete auf, wurde schnell getauft und sank in die Nacht des Todes zurück. Unfern von Lagny nahm sie einen Burgunder, Franquet von Arras, durch Kühnheit berühmt, noch mehr durch unerhörte Grausamkeit berüchtigt, gefangen, dessen Auslieferung an die Gerichte der Amtshauptmann von Senlis wegen begangener vielfältiger Missethaten dringend begehrte. Johanna konnte, als man sie fragte, ob sie den Lauf der Gerechtigkeit hemmen wolle, nicht umhin, in die Auslieferung zu willigen; später machte man ihr hieraus ein Verbrechen.

Der Herzog von Burgund ward jetzt gegen König Karl wieder activ, indem er die Belagerung von Choisy an der Oise unternahm. Hiedurch ward Compiegne bedroht, und Johanna eilte dorthin. Viele tapfre Ritter folgten ihr, unter Andern Xaintrailles, und bald hatte sie ein Heer von 2000 Mann um sich, dessen Befehligung sie jedoch ganz und gar den Hauptleuten überließ. Auch der Herzog von Burgund zog, nachdem Choisy sich nach mannhaftem Widerstand ergeben hatte, vor Compiegne, jeden Tag sich, theils aus seinen eignen Ländern, theils durch die Engländer, verstärkend. Die Besatzung von Compiegne hielt sich brav, Johanna sammelte außerhalb der Stadt neues Kriegsvolk und brachte es, ohne daß die Feinde es merkten, zur Nachtzeit glücklich hinein. Es war ihre letzte That. Am folgenden Tage rückte sie, Nachmittags um 5 Uhr, an der Spitze von 600 Mann aus, um einige Verschanzungen, welche die Feinde aufwerfen ließen, zu zerstören. Sie war ungewöhnlich geschmückt, ein mit Gold und Silber gestickter purpurner Wappenrock bedeckte ihren Harnisch, ein stolzer Zelter trug sie. In der Hand trug sie ein schönes Schwerdt; sie hatte es sich bei Lagny erkämpft. Herrlich leuchtete sie unter Allen hervor, wie die Sonne, die untergeht, die aber durch ihren schwindenden Glanz noch den hervorbrechenden des Mondes und der Sterne überstralend zurück drängt.

Grade um dieselbe Stunde kam ihr der burgundische

Heerführer Johann von Luxemburg auf Kundschaft entgegen geritten. Schnell und unbemerkt zog er sich zurück, die nächste Besatzung unter die Waffen rufend. Johanna fand nun statt eines unvorbereiteten einen sie erwartenden Feind. Sie zagte nicht und ließ von ihrem Unternehmen nicht ab. Ein Kampf entstand, in dem sie Anfangs Siegerin war. Aber immer mehr englische und burgundische Schaaren eilten herbei. Sie mußte sich zum Rückzug entschließen, und sie selbst war es, die als Hinterste und Letzte den Verfolgern entgegen kämpfend, den Rückzug zu decken suchte. Immer größer, je näher man der Brücke von Compiegne kam, wurde die Unordnung. Als Johanna das Brückenbollwerk erreichte, war dasselbe schon, der mit eindringenden Feinde halber, gesperrt. Nun suchte sie auf ihrem leichtfüßigen Roß das Freie zu gewinnen. Aber Engländer und Burgunder hatten sie längst zu ihrem Hauptaugenmerk gemacht; ein Bogenschütz aus der Picardie zog sie bei ihrem Wappenrock vom Pferde, und Lionel, genannt der Bastard von Vendome, führte sie gefangen nach Marigny. Hier wurde sie von Johann von Luxemburg, an den Lionel die Kriegsgefangenen verkaufte, im strengen Gewahrsam gehalten. Dem Befehlshaber von Compiegne, Wilhelm von Flavy, ist der Vorwurf gemacht worden, er habe die Jungfrau an ihre Feinde verrathen. Flavy war der Mann, dem man, ohne ihm zu viel zu thun, jedes Verbrechen zutrauen durfte; er war in jener blutigen, verworrenen Zeit, was der Drache im Sumpf ist, der ohne den Sumpf gar nicht da sein würde. Für seine Würdigung würde es gleichgültig sein, ob er das edle Opfer an die Schlachtbank geliefert hätte, oder nicht, denn es handelte sich bei ihm nicht mehr um einfache Sünden und Gräuel, nur noch um die Duplicate. Aber, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach war er an dem Verrath, dessen er wohl weniger wegen sprechender Thatsachen, als wegen seines Characters bezüchtigt wurde, unschuldig.

Dieses geschah am 23sten Mai 1430, funfzehn Monate nach Johannas erster Erscheinung vor dem König Karl VII.

Der Jungfrau Johanna Gefangenschaft, Leiden und Tod.

Welcher Maler mögte, wenn er die Unschuld foltern und zuletzt rädern sähe, jeden Schmerzenszug der sich zusammenkrümmenden Natur auffassen und mit seinem Pinsel wiedergeben! Kann man doch den Gefolterten nicht malen, ohne den Folterer mitzumalen, und hört doch da, wo das Abscheuliche, das häßlich-Gräßliche anfängt, menschliche Theilnahme auf. Dennoch ist mir eine solche Aufgabe gestellt! Ich freue mich, daß schon der Raum mich an einer Ausführlichkeit, die sowohl mir selbst, wie meinen Lesern peinlich sein müßte, verhindert.

Anfangs wurde Johanna behandelt, wie sie es verdiente. Johann von Luxemburg sandte sie nach seinem Schlosse Beaurevoir und stellte sie unter den Schutz und die Aufsicht seiner Gemahlin und seiner Schwester. Diese Damen ließen ihr eine edle Gastfreundschaft angedeihen; da sie wußten, daß man ihr auf der englischen Seite das Tragen von Mannskleidern als ein Hauptverbrechen anrechnen würde, so suchten sie sie zur ungesäumten Ablegung derselben zu bereden, was sie jedoch, sonst sanft und nachgiebig, wie es sich geziemte, nicht that. Vier Monate befand sich Johanna auf diesem Schlosse. Aber Aufforderung nach Aufforderung erging an Johann von Luxemburg, sie auszuliefern. Der ungestümste Eiferer war Pater Couchan, der vertriebene Bischof von Beauvais; auf seinem Grund und Boden — behauptete er — sei sie ergriffen, er sei ihr natürlicher Richter. Lange war Johann von Luxemburg standhaft; als er zu wanken anfing, erinnerte seine Gemahlin ihn weinend an Ehre und Pflicht und that zu Gunsten der Unglücklichen vor

ihm sogar einen Fußfall. Böse Gerüchte, ihre Uebergabe an die Engländer betreffend, drangen zu Johanna, mehr noch, wie diese erschütterte sie die Kunde von der steigenden Noth in der belagerten Stadt Compiegne; als sie zuletzt vernahm, daß bei der Eroberung kein Menschenleben verschont bleiben solle, bemächtigte sich die Verzweifelung ihrer Seele. Vergebens ermahnten ihre Heiligen sie zum geduldigen Ausharren; umsonst riefen sie ihr zu: Gott werde sowohl der Stadt Compiegne helfen, wie ihr selbst, sie aber könne nicht frei werden, bevor sie den König von England gesehen habe. Im Wahnsinn antwortete sie: „Hilft Gott Denen zu Compiegne, so will ich bei ihnen sein. Den König von England aber mag ich nicht sehen und will lieber sterben, als in die Gewalt der Engländer kommen.“ Nun stürzte sie sich, entschlossen, der Stadt Compiegne zu Hülfe zu eilen, von dem Gipfel des Thurmes, in welchem sie bewahrt wurde, herab und wurde von den Wachen für todt aufgehoben.

Ich halte diese verworren-eigenmächtige Handlung der Jungfrau für den wahren Triumph ihrer naiven Natur. Wie ein Kind, das sich auf's Wasser wagt, weil es wohl weiß, daß die Mutter es, trotz ihres Unwillens wegen des übertretenen Verbots, liebevoll herausziehen wird, wenn es verunglückt, so stürzte Johanna sich in den offenbaren Tod, weil sie sich überzeugt hielt, Gott werde ihr beistehen und sie retten, selbst wenn er ihrer That zürnen sollte.

Sie wurde im höchsten Grade niedergeschlagen, als das Bewußtsein ihr wieder zurückkehrte, und genoß in drei Tagen weder Speise noch Trank. Doch die himmlischen Stimmen sprachen ihr Trost zu, sie beichtete und ward wieder ruhig, denn sie ward in ihrem Tiefsten der göttlichen Vergebung versichert. Zu ihrer hohen Freude ward auch Compiegne entsetzt; gerade dieser Umstand war es aber, der zu ihrem großen Nachtheil gereichte, bei den Engländern setzte sich nämlich mehr und mehr der Glaube

fest, daß, so lange die Jungfrau am Leben sei, sich ihr Mißgeschick nicht wenden würde, und sie bestrebten sich immer lebhafter, sie in ihre Gewalt zu bekommen. Schon mußte Johanna von Gefängniß zu Gefängniß wandern; als Pater Couchan zuletzt in Person vor dem Herzog von Burgund und Johann von Luxemburg erschien und Letzterem im Namen des Herzogs von Bedford für das Mädchen ein Lösegeld, wie man es nur für fürstliche Häupter zu zahlen pflegte, nämlich 10,000 Franken, bot, widerstand der Ritter nicht länger und verkaufte das seiner Obhut anvertraute unschuldige Blut. Nun wurde Johanna nach Rouen geführt, in einen finstern Kerker geworfen, mit Ketten belastet, vielleicht gar eine Zeitlang in einen eisernen Käfig gesteckt. Schlimmer aber noch, als Ketten und Kerker, waren ihre Wächter, gemeine Engländer aus der niedrigsten Hefe des Volks, die sie, wenn sie wachte, mit Zumuthungen der empörendsten Art, mit Reden und Handgreiflichkeiten, für welche die Bildung keine Bezeichnung hat, quälten, und sie, wenn sie schlief, mit dem Schreckensruf, ihre Todesstunde sei da, aus dem Schlaf aufstörten.

In Rouen, wo König Heinrich von England, der Ewig-Junge, seinen Sitz hatte, ward Pater Couchan, der Bischof von Beauvais, mit der Führung des jetzt gegen Johanna anhängig zu machenden Processes beauftragt. S i e s o l l t e u n d m u ß t e s t e r b e n, das war der Grund, weshalb das sogenannte Gericht zusammen kam; die Untersuchung war Nichts, als die Jagd nach einem Rechtstitel. Acht Doctoren und Meister der freien Künste, zum Theil von der Universität zu Paris abgeordnet, wohnten den Verhandlungen bei. Am 9ten Januar nahmen sie ihren Anfang. Als Ankläger fungirte Joseph von Estivet, der von boshaft grausamer Gemüthsart und den Engländern ganz ergeben war, als Vorsitzer und Inquisitor in Abwesenheit des Bischofs Johann Lafontaine, der als gemäßigt und wohlmeinend dargestellt wird. Als Gerichtsschreiber waren

Wilhelm Manchon und Wilhelm Colles anwesend; als Gerichtsbote Johann Maßieu, ein Mann, den man als redlich und barmherzig rühmt. Obgleich die Kirche sie zur Rechenschaft zog, blieb sie fortwährend in arger Folgewidrigkeit dem weltlichen Gericht zur Bewachung überlassen, und als man den Bischof hierauf mißbilligend aufmerksam machte, erklärte er, er müsse aus Rücksicht auf die Engländer so verfahren.

Nicolaus Bailly erhielt den Auftrag, sich in ihrer Heimath nach ihrem frühern Lebenswandel zu erkundigen. Als er nur Gutes erfuhr und dieß dem Bischof sagte, schalt der ihn einen Verräther, der seine Pflicht nicht erfüllt habe; als Verläumder und Lügner hätte er wieder kehren sollen. Im Gericht war von den Erkundigungen nie die Rede. Zu noch viel verabscheuungswürdigeren Maaßregeln entschloß man sich. Man veranlaßte einen schlechten Geistlichen, Namens Nicolaus L'Oyseleur, daß er zu Johanna in's Gefängniß ging, sich für einen kriegsgefangenen Landsmann ausgab und ihr erlogene Kunden vom König Karl und seinem Heer brachte. Johanna erfreut und ohne Argwohn, wurde offen und mittheilend, während Nicolaus sie versteckt auszuforschen suchte. In einer Nebenkammer befanden sich der Bischof und der Graf von Warwick, nebst zwei Notarien. Die Letztern jedoch, zum Protocolliren aufgefordert, weigerten sich dessen, und Einer von ihnen, Wilhelm Manchon, bemerkte ohne Scheu, es sei nicht schön, den Proceß auf so unredliche Weise zu beginnen. Gelangte man nun durch das Behorchen auch nicht zu Actenstücken, so erreichte man doch so viel, daß man die Verhöre im Voraus construiren konnte. Jedesmal, wenn man Johanna vernehmen wollte, brachte man zwischen ihr und ihrem Judas eine Zusammenkunft zu Stande, ja, der elende Geistliche soll sogar ihre Beichte empfangen und verrathen haben. Thörigt würde es sein, wollte man ein pseudogerichtliches Verfahren der Art, dessen Schändlichkeit gar nicht bezweifelt werden kann, einer juristischen oder

kirchenhistorischen Betrachtung unterziehen. Sonst mögte es sich leicht herausstellen, daß Johanna, nachdem ihre Offenbarungen in Ginon und Poitiers von anerkannt würdigen und competenten Prälaten der katholischen Kirche untersucht und für wahrhafte Eingebungen des heiligen Geistes erklärt worden waren, allganz nicht mehr peinlich angeklagt, sondern nur noch vor ein Concilium gestellt werden durfte.

Ihre Verhöre waren Treibjagden. Ohne rechtlichen Beistand, rings umstellt von ergrimmten Feinden mit geladenen Mordgewehren ward das edle, schöne Wesen durch ein Dickigt von verworrenen Fragen dahin getrieben. „Ihr schreibt Alles auf — seufzte sie einmal aus tiefster Brust — was gegen mich zeugt, aber Ihr wollt Nichts aufschreiben, was für mich zeugt.“ Geradezu bewies sie einst einem Schreiber, daß er das directe Gegentheil ihrer Aussage zu Papier gebracht habe. Nicht Einen oder Zweien, Allen zugleich sollte sie antworten, denn Alle zugleich durften sie inquiriren. Die Beisitzer selbst murrten über die schreiende Ungerechtigkeit, aber sie wurden von dem wüthenden Bischof bei ihrem Leben zur Unterwürfigkeit aufgefordert. Keiner durfte vor Beendigung der Sache Rouen verlassen. Nicolaus von Houppeville, der dem Bischof von Beauvais mit Unerschrockenheit die Befugniß, über die Jungfrau zu richten, absprach, wurde, obgleich er nicht aus der Diöcese von Rouen war, in's Gefängniß geworfen und mit Verbannung, ja mit dem schmachvollen Tode des Ersäufens bedroht. Niemand hatte seine Freiheit. Ich mag keine Mordgeschichte schreiben und übergehe all die Dolchstiche und Keulschläge, womit man über die Verlassene herfiel, mit Stillschweigen. Aber zuweilen antwortete Johanna auf einen solchen Schlag, wie der Kieselstein, durch einen leuchtenden Funken, der aus ihrer Seele hervorsprang. Diese Funken will ich sammeln.

Als sie äußerte, sie wisse das Vaterunser auswendig, verlangte der Bischof, sie solle es hersagen. Sie wollte nur dann

willfahren, wenn der Bischof sie zuvor Beichte höre; man hatte ihr nämlich gleich zu Anfang alle gottesdienstlichen Handlungen und Tröstungen untersagt und verweigert. Der Bischof lehnte dieß ab und versuchte einen oder den anderen Ausweg. Aber sie blieb standhaft, sie wollte das Gebet des Herrn nur beten, und es nicht zum Beweise ihres Gedächtnisses herz- und gedankenlos über die Lippen schicken. Als man ihr das Versprechen abforderte, ihr Gefängniß nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß verlassen zu wollen, schlug sie dieß mit Bestimmtheit ab und erwiederte fest: „könnte ich entspringen, so dürfte mir Niemand deshalb einen Treubruch vorwerfen.“ Als man ihr den Schwur zumuthete, daß sie über alle Dinge, wegen deren man sie fragen werde, die Wahrheit kund thun wolle, schüttelte sie den Kopf und sagte: „ihr könntet wohl nach Manchem forschen, was ich Euch nicht mittheilen darf;“ zuletzt leistete sie den Eid, über die Gegenstände, die den Glauben beträfen, unbedingt offenherzig zu sein. Die von der Herzogin von Bedford geleitete Untersuchung, ob sie wirklich eine Jungfrau sei, fiel zu ihren Gunsten aus, mithin ward über das Resultat in den Protocollen Nichts bemerkt. Ausführlich über ihre Stimmen befragt, antwortete sie eine Zeit lang ruhig und gemessen, aber plötzlich, wie von Begeisterung erfaßt, wandte sie sich an den Bischof und rief ihm zu: „Ihr sagt, Ihr seiet mein Richter. Gebet wohl acht, was Ihr thut. Denn in Wahrheit, ich bin von Gott gesandt, und Ihr begebt Euch in große Gefahr!“ „Wenn die Stimmen — fügte sie hinzu — mir für jetzt die Antwort verboten hätten; was wüßtet Ihr dawider zu sagen?“ Man sieht den edlen Geist, der sich auf einmal stark und groß erhebt, weil die Gemeinheit ihn zu tief darnieder drückt, und der, wie die Gemse, die sich am Abhang umkehrt, dem Verfolger die Schauder des Todes durch die Gebeine jagt. „Geht die Stimme, die ihr vernehmt — fragte man sie verfänglich — unmittelbar von Gott aus, oder von einem seiner Engel?“ „Ich sage Euch

nicht — erwiederte Johanna — was ich davon weiß, denn viel lieber will ich Euch mißfällig werden, als den Stimmen." „In der Nacht — sagte sie ein ander Mal — ist mir viel Gutes für den König verkündet worden. Mögte er es doch wissen! Dann würde er heut' viel fröhlicher bei seinem Mittagsmahle sein!" Auf die Frage, ob die Stimmen ihr Befreiung aus der Haft verheißen hätten, versetzte sie: „das würde ich Euch wohl anzeigen!" Auf den schweren Punct, ob sie gewiß sei, in der Gnade Gottes zu stehen, erwiederte sie, nachdem sie die Antwort Anfangs verweigert und sich dann besonnen hatte: „Bin ich nicht darin, so wolle Gott mich darin aufnehmen. Bin ich darin, so wolle er mich darin erhalten." „Aber — setzte sie etwas später hinzu — wär' ich in einem sündlichen Zustand, so würden die Stimmen wohl nicht weiter zu mir kommen." Ich halte diese Antwort für die erhabenste, die jemals aus einem menschlichen Munde hervorgegangen ist. Selbst der Bischof von Beauvais verstummte, als er sie hörte; das letzte Gericht mogte langsam durch seine Seele hindonnern. Ein berühmter Rechtslehrer, Johann Lohier, traf in Rouen ein, und verwarf, zu einer Erklärung über den eingeleiteten Proceß aufgefordert, denselben ganz und gar, theils wegen der formellen Unregelmäßigkeiten, wohin er namentlich rechnete, daß man den Gang der Klage nicht bestimmt und keine Klage-Artikel aufgesetzt habe, theils auch, weil man nach seiner Ueberzeugung gegen Johanna gar nicht einschreiten könne, ohne den König von Frankreich, um dessen Ehre es sich handle, zum Erscheinen in Person oder zur Sendung eines Stellvertreters gehörig einzuladen. Der Bischof war höchlich unzufrieden, und Lohier verließ in Eile Rouen, um Mißhandlungen zu entgehen; es ist jedoch für ihn selbst, wie für die Würdigung des Processes von großem Gewicht, daß er sich gleich im Moment so entschieden aussprach, Andere, die in ihren Gedanken vielleicht mit ihm übereinstimmten, wagten dieß nicht, sondern verbargen, was sie dachten. Befragt, ob

Schwerdt oder Fahne ihr lieber gewesen sei, versetzte Johanna: „wohl vierzig Mal lieber war die Fahne mir, als das Schwerdt.“ Sie erklärte zugleich ausdrücklich, daß sie zu keiner Zeit im Krieg einen Menschen getödtet habe; auf die Frage jedoch: „befandet Ihr Euch nie an Orten, wo Engländer erschlagen wurden?“ erwiederte sie: „Bei Gott, an solchen Orten war ich, und wohl auch Ihr. Ereifert Euch nicht darüber. Warum verließen sie Frankreich nicht und zogen heim in ihr Land?“ Einmal fragte man sie: „was habt Ihr mit Eurer Mandragora (einer Zauberwurzel) angefangen?“ „Ich habe keine und hatte sie nie!“ gab sie zur Antwort. Ein anderes Mal (man sollte es kaum glauben, aber ich muß es anführen, denn es characterisirt das Verfahren) erkundigte man sich, ob der Erzengel Michael Haupthaare trage. „Warum sollte man sie ihm wohl abgeschnitten haben?“ versetzte die Jungfrau. Als man sie wegen ihrer Drohungen gegen England mit Ungestüm zur Rede setzte, ergriff sie in der Mitte ihrer Richter der prophetische Geist. „Ehe sieben Jahre vergehen — rief sie mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen aus — werden die Engländer ein viel größeres Pfand hinterlassen, als sie vor Orleans thaten, und werden all ihr Besitzthum in Frankreich einbüßen. Sie werden einen Verlust erleiden, wie sie ihn in Frankreich noch niemals erlitten, und zwar durch einen großen Sieg, den Gott den Franzosen bescheeren wird.“ Wer die französische Geschichte kennt, der weiß, daß ihr Blick in die Zukunft sie nicht täuschte. Wen aber bewegte es nicht, daß die Jungfrau solche Dinge ihren Feinden, die sie auf Leben und Tod angeklagt hatte, in's Gesicht zu verkündigen wagte? Es gehörte dazu ein Heldenmuth, noch größer, als ihn der Kampf und die Schlacht erheischt. Ueber die Angelegenheiten und die Person des Königs verweigerte sie jede Auskunft. Befragt, ob ihre Partheigenossen Messen, Predigt oder sonst Gottesdienst für sie hielten, erwiederte sie: „Ich weiß davon Nichts. Wenn sie es thun, so geschieht

es ohne mein Gebot. Aber, wenn sie für mich beten, so denke ich, sie thun nicht übel daran." — „Glauben Eure Genossen fest, Ihr seiet von Gott gesendet?" — „Ich weiß nicht, ob sie es glauben, aber ich hoffe es zu ihren Herzen." — „Meint Ihr, wenn sie Euch für eine Gottgesendete halten, hätten sie einen guten Glauben?" — „Wenn sie glauben, daß mich Gott gesandt hat, so irren sie daran nicht!" — „Glaubt Ihr eine Todsünde zu begehen, wenn Ihr Frauenkleider anzieht?" — „Ich thue besser daran, meinem höchsten Oberherrn, nämlich Gott, zu gehorchen und zu dienen!" — „Sagtet Ihr nicht, als Ihr vom Thurm zu Beaurevoir herab sprangt, Ihr wolltet lieber sterben, als in den Händen der Engländer sein?" — „Daß ich lieber meine Seele Gott zurückgeben, als in die Hände meiner Feinde fallen wolle." — „Ergrimmtet Ihr nicht und lästertet Ihr nicht den Namen Gottes?" — „Ich habe nie einen Heiligen oder eine Heilige verwünscht, und bin überhaupt an's Fluchen nicht gewöhnt!" Sehr lange hielt man sich in der Untersuchung bei dem Zeichen auf, durch welches ihr die Person des Königs bekannt geworden sei. Eine Frage kommt vor: „Empfinget Ihr niemals Briefe von Sanct Michael oder Euren Stimmen?" Als sie, befragt, ob ihre Stimmen sie nicht Tochter Gottes genannt hätten, mit Ja antwortete, fuhr man fort: „wenn Ihr Gottes Tochter seid, warum möget Ihr denn so ungern aussprechen: Pater noster?" Entrüstet erwiederte sie: „ich hab' es immer gern gesprochen, und wenn ich mich dessen geweigert habe, so geschah es in der Meinung, daß der Bischof meine Beichte hören solle." Nun kam endlich auch einmal die Frage, ob sie sich dem Gericht willig unterwerfe. Sie versetzte: „ich unterwerfe mich keinem Andern, als Gott und einer gewissenhaften Beichte." — „Seit Eure Stimmen Euch sagten, Ihr würdet endlich in's Reich des Paradieses gelangen, haltet Ihr Euch da des ewigen Heils gewiß, und seid Ihr überzeugt, nicht in die Hölle zu kommen?" — „Ich glaube fest, was

meine Stimmen mir verkündigt haben, nämlich, daß ich selig werde, und zwar so fest, als wäre ich schon im Himmel.“ — „Meinet Ihr, daß Ihr seit dieser Offenbarung niemals mehr in eine Todsünde fallen könntet?“ — „Das weiß ich nicht, aber ich verlasse mich deshalb ganz auf den Herrn.“ — „Wenn Ihr Eure Seligkeit so gesichert glaubt, warum haltet Ihr das Beichten für nöthig?“ — „Ich weiß nicht, ob ich zum Tode gesündigt habe. Doch, wäre ich auch in einer Todsünde befangen, so denke ich, die heilige Katharina und die heilige Margaretha würden mir alsbald heraushelfen. Und was die Antwort auf den letzten Punct betrifft, so meine ich, daß man sein Gewissen nie allzuviel reinigen kann.“ — „Ihr habt Paris am Festtage bestürmt, habt dem Bischof von Senlis sein Pferd genommen und Euch vom Thurm zu Beaurevoir heruntergestürzt; sind das nicht Todsünden?“ — „Den Sturm habe ich nicht angeordnet, das Pferd hat Herr la Tremouille ohne mein Wissen geraubt, und ich habe für die Zurücklieferung gesorgt, der Sprung vom Thurm war übel gethan, aber er geschah nicht in selbstmörderischer Absicht.“ — „Habt Ihr Vergunst von Euren Stimmen, aus Eurem Gefängniß zu gehen, sobald es Euch gefällt?“ — „Ich habe oft darum gebeten, aber sie noch nicht erhalten.“ — „Würdet Ihr jetzt von hinnen gehen, wenn Ihr eine Gelegenheit dazu ersähet?“ — „Wenn ich die Thür offen sähe, würde ich davon gehen. Denn eben daraus, und wenn meine Hüter und die Engländer sich mir nicht widersetzen könnten, würde ich die Erlaubniß des Herrn und seine nahende Hülfe vermerken. Aber, ohne eine solche Vergunst würde ich nicht von hinnen gehen; es sei denn, daß ich einen Versuch zum Entkommen machte, um zu erproben, ob Gott damit zufrieden sei. Denn es heißt: hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen! Und dieß sage ich, damit, falls ich davon ginge, man nicht sprechen könne, ich sei ohne Erlaubniß des Herrn gegangen.“ — Eine höchst merkwürdige Antwort! Befragt, ob

sie lieber Frauenkleider anziehen und Messe hören, oder Mannskleider anbehalten und nicht Messe hören wolle, versetzte sie: „versprecht mir, daß ich Messe hören soll, wenn ich Frauenkleider trage, so will ich Euch antworten!“ Es ward ihr versprochen. Nun sagte sie, sie habe dem König Karl geschworen, ihre Tracht nicht abzulegen, man möge ihr jedoch ein langes, bis auf die Erde reichendes Frauenkleid machen lassen, das wolle sie, wenn sie zur Messe ginge, überziehen, es im Gefängniß aber wieder von sich thun. Hierauf ließ man sich nicht ein. Der Umstand mit den Kleidern ist und bleibt auffallend. Der Grund, der ihn erklärlich machen könnte, ist so schauderhaft, daß ich nicht weiß, ob ich ihn aussprechen darf. Vielleicht lag dem Bischof daran, daß ihr Gewalt angethan werde. Auf diese Weise wäre das Fundament ihrer Glaubwürdigkeit erschüttert worden, und dem Mann, der sie trotz ihrer, selbst von einigen Beisitzern des Gerichts unter Zittern und Zähneklappern anerkannten Unschuld verbrennen ließ, thut man wohl nicht zu viel, wenn man ihm den Wunsch zutraut, ihr in den Augen der Welt Schuld und Schande aufzubürden, sei es auch, wie es sei. — „Wenn der böse Feind sich in Gestalt und Anschein eines Engels hüllte, wie würdet Ihr erkennen, ob es ein guter oder böser Engel sei?“ — „Ich würde wohl erkennen, ob es der heilige Michael sei, oder ein Ding, das sich nur anstellte, wie er.“ — Oft und dringend aufgefordert, sich der Kirche zu unterwerfen, erwiederte sie, wohl wissend, daß der Bischof unter dem Ausdruck: Kirche, nur sich selbst und seine Genossen verstehe: „Ich bin von Gottes wegen zum König von Frankreich gekommen, und von Seiten unserer lieben Frauen und aller Heiligen des Paradieses, und von der sieghaften Kirche dort oben und auf ihren Befehl. Und jener Kirche dort unterwerfe ich alle meine guten Thaten, und Alles, was ich geleistet habe und noch leisten soll. Darüber, ob ich mich der streitenden Kirche (bekanntlich unterscheidet die Theologie die Ecclesia militans von der Ecclesia triumphans,

die siegreiche himmlische von der im Kampf begriffenen irdischen) unterwerfen muß, will ich für diesmal mich nicht weiter erklären." Als man nochmals in sie drang, Frauenkleider anzulegen, versetzte sie: sie werde es nicht thun; wenn man sie aber zum Richtplatz führen wolle, so bitte sie für diesen Gang im Voraus um lange, anständige Frauengewande. Eine furchtbare Bestätigung meines oben ausgesprochenen Argwohns! — „Wisset Ihr nicht, ob die heilige Katharina und die heilige Margaretha die Engländer hassen?" — „Sie lieben, was Gott liebt, und hassen, was er haßt!" — „Haßt Gott die Engländer?" — „Von Liebe oder Haß Gottes gegen die Engländer, und was er an ihren Seelen thun wolle, ist mir Nichts bekannt. Aber ich weiß wohl, daß man sie Alle aus Frankreich treiben wird, ausgenommen diejenigen, die todt darin liegen bleiben." — „War Gott für die Engländer, als es ihnen in Frankreich glücklich erging?" — „Ich weiß nicht, ob Gott die Franzosen haßte. Aber ich glaube, er ließ es zu, daß sie um ihrer Sünden willen gezüchtigt würden." — „Wer half dem Andern mehr, Ihr der Fahne, oder die Fahne Euch?" — „Ob die Fahne siegte, oder ich: es kam beides von Gott!" — „Ist es Euch nicht offenbart worden, daß, wenn Ihr Eure Jungfräulichkeit verlöret, Ihr Euer Glück verlieren würdet, und die Stimmen Euch nicht mehr nahen könnten?" — „Das ist mir nicht offenbart worden!" — „Haltet Ihr Euch verpflichtet, vor dem Papst, als dem Stellvertreter Gottes auf Erden, Alles zu bekennen, was man Euch in Betreff des Glaubens und Eures Gewissens fragen mögte?" — „Ich begehre, vor ihn geführt zu werden, und vor ihm will ich dann Alles beantworten, was ich beantworten soll!" — Dieß hieß, förmlich an den apostolischen Stuhl appelliren, doch Pater Couchan kehrte sich nicht daran. — „Warum trug man Eure Fahne vor den übrigen Fahnen bei der Krönung im Dom zu Rheims?" — „Sie war mit in der Gefahr gewesen; es ist wohl billig, daß sie

auch mit bei'm Feste war.“ Isambard, ein Bruder des Predigerordens, rieth der Jungfrau wohlmeinend im offenen Gericht, sie möge sich auf das Bas'ler Concilium berufen. Als sie auf ihre Frage, wie es mit einem solchen Concilium bestellt sei, vernahm, daß sich dort eben sowohl französisch-gesinnte Geistliche befänden, als englisch-gesinnte, rief sie freudig aus, sie wolle sich diesem Gericht gern unterwerfen. Aber der Bischof ergrimmte heftig gegen Isambard, und legte ihm unter Drohungen Stillschweigen auf, während er den Notarien zugleich verbot, Johannas Berufung auf das Concilium zu Protocoll zu nehmen. Dennoch ging, dem Bischof zum Trotz, in der Versammlung diesmal der Beschluß durch, daß Isambard und der Vice-Inquisitor Johann la Fontaine sich noch denselben Nachmittag zu Johanna in's Gefängniß begeben sollten, um sie zu berathen. Allein, als beide Männer sich auf den Weg machten, verweigerten ihnen die Engländer, der Graf von Warwick an der Spitze, den Zutritt, und von diesem Tage an durfte, den Bischof selbst ausgenommen, Niemand mehr den Kerker betreten. Von Johannas ausdrücklicher Appellation an Papst und Concilium wurde allganz keine Notiz genommen.

Nun endlich ging man an die Formirung ordentlicher Klage-Artikel. Man konnte der Jungfrau nur dann an Leib und Leben kommen, wenn es gelang, sie als Hexe und Kirchen-Abtrünnige hinzustellen, und dieß hielt schwer. Nach dem Glauben der Zeit hatte der Teufel über ein rein-jungfräuliches Wesen keine Gewalt, und Johannas Jungfräulichkeit war gerichtlich erwiesen. Durch Zaubermittel konnten, der allgemeinen Annahme gemäß, allerdings Einzelne an Gut und Gesundheit geschädigt werden; daß aber dadurch sich Armeen schlagen, feste Städte erobern und ganze Völker in die Flucht jagen ließen, war im Ernst wohl niemals geglaubt worden. Aus beiden Gründen, vornämlich aus dem zuerst angeführten, mußte also die Anklage auf Zauberei wegfallen. Die Anklage auf Ketzerei war dagegen

eher durchzusetzen. Man mogte es für leicht halten, ein Mädchen, das nur von Gott und Christus wußte, durch verfängliche Fragen zu ketzerischen Antworten, d. h. zu solchen, die nur mit Vernunft und Natur, aber nicht mit jedem Concilien- und Synodal-Beschluß übereinstimmten, zu verlocken und so durch den Proceß selbst die Ketzerin fertig zu machen. Freilich hätte nur das, was vor Johannas Gefangennehmung sich ereignet hatte, den Gegenstand der Untersuchung abgeben sollen; da dieß jedoch nicht ausreichte, so suchte man durch Verhöre die Sünden, die sich nicht ermitteln ließen, zu erzeugen. Aber das Gemüth der Jungfrau ahnte die Gefahr stets, wenn sie sich von Weitem nahte, und ihr heller, unerschrockener Geist zeigte ihr immer zur rechten Zeit einen Ausweg. Wenn man bedenkt, wie oft sich die Unschuld durch ihre Vertheidigung selbst in die anscheinende Schuld hinein geredet hat, so wird man dieß nicht gering anschlagen und sich freuen, daß es Johannas Richtern nicht glückte, auch nur den Schein des Rechts für ihr unerhörtes Verfahren zu usurpiren.

Lassen wir jetzt die Klage-Artikel, die von den aus Paris berufenen Doctoren aus den Acten zusammen gestellt wurden, auszugsweise folgen. Sie lauten also: 1) Ein Frauenzimmer rühme sich, Erscheinungen von Engeln und Heiligen gehabt zu haben und der Umarmung von Letzteren gewürdigt zu sein. In angeblichem Auftrag dieser Himmelsboten sei sie, ohne Wissen und Willen ihrer Eltern, als siebzehnjähriges Mädchen in Gemeinschaft mit einer Menge von Soldaten zu einem weltlichen Fürsten gegangen und habe ihm verkündigt, daß er durch ihren Beistand sein verlornes zeitliches Besitzthum wieder gewinnen werde. 2) Sie habe dem besagten weltlichen Fürsten (es war die Art der geistlichen Inquisition, alle Namen und and're nähere Bezeichnungen auszulassen und nur die rein abgezogenen Individualitäten und Facta hinzustellen) zu ihrer Beglaubigung ein wunderbares Zeichen ertheilt. 3) Sie glaube an ihre Visionen so

fest, wie an die Offenbarung unsers ewigen Heils. 4) Dennoch könne es mit ihren Erscheiungen unmöglich richtig bestellt sein, denn dieselben hätten ihr die Befreiung aus ihrem Gefängniß verheißen, und doch würde ihr diese nimmermehr zu Theil werden. Hiebei ist zu bemerken, daß Johanna sich ihre Rettung allerdings prophezeite, aber wohl weniger auf die Eingebung ihrer Stimmen, die sie mißverstehen mogte, als aus dem Bewußtsein ihrer Unschuld und aus der Ueberzeugung, daß der Himmel sie unmöglich so schmählich untergehen lassen könne. „Die heilige Catharina — äußerte sie sich in ihrem elften Verhör — hat mir gesagt, ich würde Beistand erhalten; ich weiß nicht, ob darunter zu verstehen ist, daß ich aus dem Gefängniß befreit werden soll, oder ob sich bei'm Urtheilsspruch ein Getümmel erheben wird, das zu meiner Befreiung dient; ich denke, es ist Eines oder das Andere. Und dann sagen meine Stimmen: nimm Alles geduldig hin, gräme dich nicht um dein Martyrthum, du wirst doch zuletzt in's Himmelreich kommen. Und das sagen mir meine Stimmen ganz einfach, für bestimmt, das heißt, ohne Gefährde. Ich verstehe unter Martyrthum den Kummer und das Elend, das ich hier im Gefängniß erdulden muß, und weiß nicht, ob mir noch größeres Leiden bevorsteht; ich verlasse mich deshalb auf den Herrn!" 5) Dies Frauenzimmer trage fortwährend männliche Tracht, auch jetzt noch im Kerker, und leiste lieber auf Messe und Abendmahl Verzicht, als auf die ihr nicht ziemende Kleidung des andern Geschlechts. 6) Sie habe Briefe schreiben lassen, über welche sie die Worte Jesus Maria stellen ließ, und worin sie Allen, die ihren Befehlen nicht gehorchten, mit dem Tode drohte. Sie selbst werde man an den von ihr geführten Streichen erkennen, denn sie habe das beste Recht vom Herrn des Himmels. 7) Sie sei ihrem Vater, der ihr ausdrücklich verboten habe, mit den Kriegsleuten zu ziehen, ungehorsam gewesen; von seiner so bald nach ihrer Entfernung erlangten Verzeihung ward Nichts erwähnt. 8) Sie sei

vom Thurm zu Beaurevoir herunter gesprungen, „Um sich zu tödten!“ wurde geflissentlich hinzugefügt, da doch Johanna mit klaren Worten das Gegentheil ausgesprochen hatte. 9) Sie halte sich ihrer Seeligkeit, ihres ewigen Heils gewiß, als ob sie dem gemeinen Loos der Sterblichkeit, der Sünde, nicht mehr unterworfen sei. 10) Sie rede von dem höhern Schutz, worunter jener weltliche Fürst stehe, auf eine Weise, die eine fast abgöttische Verehrung desselben voraussetze. 11) Was sie über ihren Umgang mit den Heiligen aussage, sei offenbar Hexen- und Teufelsspiel, gehe vom Aberglauben aus und führe zu Schande und Frevel. 12) Sie sei der Kirche ungehorsam, denn sie wolle sich nur Gott, aber nicht dem geistlichen Gericht unterwerfen.

Man sieht, die Artikel sind aus Lügen und Verdrehungen zusammen gesetzt; kein Wunder wäre es gewesen, wenn sie für ein unbedingtes Verdammungsurtheil ausgereicht hätten. Doch, dieß war nicht einmal unbestritten der Fall. Zwar sprachen viele Bischöfe und andere Geistliche, denen man sie, ohne sie Johanna zuvor mitgetheilt zu haben, communicirte, sich dahin aus, daß die Erscheinungen und Offenbarungen der Jungfrau entweder rein erdichtet oder doch vom bösen Geist aus gegangen seien, so wie, daß ihren Behauptungen falsche Lehrsätze und gotteslästerliche Dinge zum Grunde lägen. Mancher jedoch enthielt sich der Entscheidung und deutete darauf hin, daß auch das Unbegreifliche und in der Geschichte Beispiellose von Gott kommen könne. Einige meinten, man müsse nicht bloß die zwölf Artikel, deren Unbestimmtheiten und Widersprüche ihnen auffallen mogten, sondern sämmtliche Acten den Richtern vorlegen. Raoul Saulvaige bestand darauf, daß die Jungfrau ermahnt werde, ihren Visionen nicht zu viel zu trauen, daß man den Proceß selbst aber dem Papst zum Spruch anheim stellen müsse. Der ehrwürdige Bischof von Avranches bezeigte seine unverhohlene Unzufriedenheit mit den Verhandlungen, man hütete sich jedoch weislich, seine Erklärung den Acten einzuverleiben. Jedenfalls

konnte Johanna, nachdem sie zu Poitiers von Geistlichen, über deren Competenz sie nicht zu urtheilen hatte, geprüft worden war, nach kirchlichem Recht nur verwarnt werden, den Offenbarungen und Erscheinungen nicht fernerhin Gehör zu geben und ihnen Folge zu leisten; sie zu strafen lag nicht Grund, noch Befugniß vor. Nach dem Lehrbegriff der christkatholischen Kirche war die unmittelbare Wunderwirkung der Gottheit durch den Menschen allerdings möglich und glaublich. Es handelte sich in singulairen Fällen nur um die begleitenden Bestätigungszeichen, und es liegt doch wohl im Character des Wunders, daß es durchaus in immer neuer Gestalt erscheinen muß.

Am Einziehen von Gutachten ließ man es übrigens nicht fehlen, um so weniger, als der Bischof sich an keines, das seinen Wünschen widersprach, zu kehren gedachte, und als bei der oben von uns beleuchteten Beschaffenheit der Artikel für Johanna nicht viel Günstiges zu erwarten stand. Vor Allem wandte man sich an das Capitel von Rouen und an die Pariser Universität. Das Capitel wollte nicht eher sprechen, als bis die Universität gesprochen hätte; die Universität hätte sich vielleicht eben so gern auf das Capitel gestützt, denn daß es sich um Ehre und Gewissen handelte, sahen die Herren ein, und bei solchen Gelegenheiten schiebt Einer gern den Andern vor, vermeinend, der erste Sünder sei immer der größte.

Plötzlich ward Johanna krank, und zwar sehr gefährlich. Ihre nächsten Verwandten, ihr Vater und ihre Mutter hätten an diesem Unfall nicht inniger Theil nehmen können, als der Bischof Pater Couchan und der Graf von Warwick. Die beiden berühmtesten Aerzte wurden augenblicklich zu ihr gesandt, die Angst und Besorgniß ward unter den Engländern allgemein. Nicht um Alles in der Welt wollte man, daß die Jungfrau sterben solle, denn — dann hätte man sie nicht verbrennen können! Die Aerzte fanden sie in heftigem Fieber und fanden einen Aderlaß nöthig. Aber hiezu wollte Warwick keineswegs

seine Einwilligung geben. „Sie steckt voller List — sagte er — und könnte sich leicht um's Leben bringen.“ Als der Promotor d'Estivet sie auf dem Krankenbett beleidigte und ärgerte, verbot Warwick ihm ernstlich, dieß zu wiederholen. Die Krankheit war hartnäckig, sie selbst mag an ihre nahe Auflösung geglaubt haben. Flehentlich bat sie, alle weltlichen Dinge und Alles, was ihren Proceß betraf, von sich abwehrend, um die Sacramente und um die Versicherung, daß sie auf geweihtem Grund und Boden begraben werden solle. Man zeigte sich auch nicht ganz abgeneigt, ihr zu willfahren, man schlug ihr jedoch einen förmlichen Tausch vor; sie sollte sich unbedingt der Kirche ergeben, dann wolle man thun, was möglich sei. Als sie sich hierauf nicht einließ, drohte man ihr, sie völlig, wie eine Heidin, im Sterben und nach ihrem Tode, zu behandeln.

Universität und Domcapitel hielten ihr Urtheil noch immer zurück und ließen einige Zweifel hinsichtlich der Echtheit und Gründlichkeit der zwölf Artikel blicken. Deshalb entschloß sich der Bischof, nachdem Johanna einigermaßen wieder hergestellt war, mit ihr nochmals ein Verhör anzustellen, und zwar in Gegenwart unterschiedlicher Mitglieder des Capitels. Die Fragen ließen sich leicht so einrichten, daß die Antworten mißfallen mußten, es war nicht unwahrscheinlich, daß man der noch von der Krankheit her reizbaren Unglücklichen ein Paar heftige, wohl gar widerspenstige Aeußerungen entlocken könne, und wenn sie Widerwillen einflößte, so war schon viel gewonnen. Am 2ten Mai fand die Verhandlung statt. Aus vier und sechszig Beisitzern bestand das diesmal sehr vollzählige Gericht. Der Bischof verlas im Eingang eine Masse der bis dahin eingelaufenen Gutachten. Dann sprach er über die bisherige Unmöglichkeit, die Beklagte zur Unterwerfung unter die Kirche zu veranlassen. „Vielleicht — fügte er gleißnerisch hinzu — gelingt einem so glänzenden Verein frommer und gelehrter Männer, was uns mißglückte.“

An die Stelle des aus Rouen entflohenen Johann la Fontaine war Johann von Castillon, Doct. theolog., zum Vice-Inquisitor ernannt worden. Dieser hielt der Jungfrau in einer weitläuftigen Rede alle ihre angeblichen Sünden vor, er wiederholte ihr die ihr schon oft bis zur gänzlichen Verwirrung ihrer Begriffe mitgetheilten Definitionen von der streitenden und der triumphirenden Kirche, er versicherte, daß jene eben so wohl, wie diese, in ihren Urtheilen unfehlbar sei und daß also, wer sich ihr zu widersetzen wage, dadurch allein schon Ketzer und Schismatiker werde. Nun wurde ihr die Frage vorgelegt, ob sie Buße thun und sich bessern wolle. Johanna zeigte auf ein Document, das der Bischof in der Hand hielt, und worin vermuthlich die zwölf Artikel standen, und sprach: „legt Euer Buch fort, dann will ich Euch antworten. Ich verlasse mich in Allem auf Gott, meinen Schöpfer, und habe ihn vom Herzen lieb." „Ich glaube zwar — sagte sie weiter — daß die streitende Kirche weder irren noch fehlen kann. Doch, was meine Thaten und Worte betrifft, so überlege und beziehe ich sie gänzlich auf Gott, der mich thun hieß, was ich gethan habe." Man befragte sie, ob sie denn auf Erden gar keinen Richter über sich erkenne. Sie wiederholte nur, was sie schon gesagt hatte, ohne des Papstes zu gedenken. Offenbar ein unglücklicher Zufall, da ihre Berufung auf den apostolischen Stuhl in einer so ausgezeichneten Versammlung vielleicht nicht ohne Erfolg geblieben wäre. Doch, sie war mißtrauisch, sie hatte erfahren, daß man jedes Wort, das aus ihrem Munde ging, zu einer Waffe gegen sie umzuschmieden suchte, und faßte sich deshalb so kurz, wie möglich. Man richtete hierauf die ausdrückliche Frage an sie, ob sie sich dem heiligen Vater unterwerfen wolle. „Führt mich hin — versetzte sie — ihm will ich antworten." Noch einmal aufgefordert, die männliche Kleidung abzulegen, rief sie erglühend aus: „Daraus wird Nichts!" Ueber das Zeichen, wodurch sie

sich bei dem König wegen ihrer göttlichen Sendung beglaubigt hatte, war sie schon oft befragt worden, ohne daß man über diesen Punct in's Klare gekommen wäre; man fragte sie jetzt, ob sie sich hinsichtlich desselben auf ehrenhafte Personen von ihrer Parthei, etwa auf den Erzbischof von Rheims, la Tremouille und la Hire berufen könne. „Gebt mir einen Boten — erwiederte sie — und ich will ihnen über den ganzen Proceß schreiben lassen.“ „Wollt Ihr — befragte man sie jetzt spitzbübisch schlau — drei oder vier Geistlichen von der Königlichen Seite, wenn wir sie unter sich'rem Geleit herbei rufen, Eure Angelegenheit anvertrauen?“ „Ruft sie — war Ihre Antwort — dann werd' ich Euch meinen Entschluß kund thun!“ „Wollt Ihr Euch — ging man weiter — der Kirche zu Poitiers unterwerfen, die Euch bei Eurem ersten Auftreten befragt hat?“ „Denkt Ihr mich — versetzte sie — auf diese Weise zu fangen und in Eure Gewalt zu ziehen?“ Wohl ihr, daß sie ablehnend antwortete. Denn hätte sie die Autorität des Kirchensprengels zu Poitiers, als eines einzelnen Theils der Kirche, anerkannt, so hätte sie die Autorität des Kirchensprengels zu Rouen nicht länger anfechten dürfen. „Die Kirche — sagte man nun — wird Euch verstoßen, und das weltliche Gericht wird Euch zum Flammentode verurtheilen!“ „Ihr werdet — erwiederte sie ruhig — nicht ausführen, was Ihr mir droht, ohne daß es Euch an Seele und Leib gar übel bekommen wird!“ Hierauf versank sie in Schweigen.

Dies Verhör hatte die augenblickliche Folge, daß das Dom-Capitel zu Rouen sich im Sinne der zwölf Artikel über die Jungfrau aussprach und sie für eine Ketzerin erklärte. Jetzt ging der Bischof kühner und gerader zu Werke. Bei der nächsten Sitzung bedrohte er sie mit der Tortur und zeigte ihr an, daß die Folterknechte mit ihren Schreckens-Instrumenten bereit stünden. Uneingeschüchtert und ernst versetzte sie: „wenn etwa der Schmerz mir unwahre Geständnisse abpressen

sollte, so erkläre ich sie im Voraus für nichtig!" „Der Engel Gabriel — fuhr sie in ihrer Rede fort — ist mir jüngst erschienen, und hat mich gestärkt. Stets ist Gott der Meister meines Handelns gewesen, und nie hat der Teufel über mein Thun eine Gewalt geübt. Und laßt Ihr mir Glied für Glied vom Leib abreißen, so kann ich Euch nichts Anderes sagen."

Johann von Castillon war ein Ehrenmann. Der Hauch der Wahrheit wehte ihn an aus Johannas Worten und sein Herz wurde umgewandelt. Man stellte an sie eine hinterlistige und ungehörige Frage; er erhob sich und bemerkte, darauf brauche sie nicht zu antworten. Zornglühend brach der verletzte Bischof in heftige Aeußerungen aus und legte ihm Stillschweigen auf. Johann von Castillon bemerkte, ein Proceß, wie er hier geführt werde, sei keiner, und verließ den Sitzungssaal, um nie wieder dahin zurück zu kehren. Die Richter, die Alles wagten, wagten dennoch nicht, die Tortur wirklich gegen die Jungfrau in Anwendung zu bringen. Vielleicht hielt sie Nichts davon ab, als die Furcht, daß sie den Qualen erliegen und so dem Feuertode entgehen möge.

Endlich traf auch das lange mit Sehnsucht erwartete Gutachten der Pariser Universität ein. Dieses gelehrte Collegium genoß die höchste Achtung, hatten die Engländer es für sich, so durften sie zum Aeußersten schreiten, ohne weiteren Anstand zu nehmen. Die Universität war auch zu keiner Zeit günstig für Johanna gestimmt. Aber, auf so unzulängliche, abgerissene Acten-Mittheilungen hin ein Urtheil, woran vielleicht Leben oder Tod sich knüpfte, abzugeben, dazu entschloß man sich nicht leicht, dazu entschloß man sich erst dann, als man mit einigem Grund von Zwang, abseiten des Herzogs von Bedford mittelbar ausgeübt, reden konnte. Nun ging man denn aber auch so weit, als sich irgend gehen ließ. Man suchte sich nicht bloß, wie man hätte thun können, geschickt aus dem verdrießlichen Handel zu ziehen, man affectirte die vollste Ueberzeugung und drückte

jedem der zwölf Artikel mit kecker Hand ein rothes Siegel bei. Das Collegium berühmte sich in einem Brief an den König von England, es habe seinen Spruch nur nach reiflichster Ueberlegung gefällt, auch erließ es an den Bischof von Beauvais ein Belobungsschreiben. Die nach Rouen gesandte Erklärung desselben lautete folgendermaßen:

Zum ersten Artikel.

Die von dem in Frage stehenden Frauenzimmer vorgegebenen Erscheinungen und Offenbarungen sind ersonnen, lügenhaft, auf's Verführen eingerichtet und verderblich, oder sie gehen aus abergläubischem Verkehr mit den boshaften und teuflischen Geistern Belial, Satan und Beelzebub hervor.

Zum zweiten Artikel.

Dieser Artikel (der über das Zeichen, welches Johanna dem Könige gab, handelte) scheint nicht wahrhaft, sondern vielmehr eine verführende und anmaaßende Lüge, verderblich, mit Absicht erdacht, das Ansehen der Engel herabwürdigend.

Zum dritten Artikel.

Die angegebenen Zeichen sind nicht hinlänglich. Dies Frauenzimmer vertraut ihnen allzu leichtsinnig und betheurt auf verwegne Weise. Außerdem ergiebt sich durch die von ihr angestellte Vergleichung, daß sie nicht rechtgläubig ist.

Zum vierten Artikel.

Das ist weissagerischer Aberglaube und anmaaßendes Gerede voll eitler Prahlsucht.

Zum fünften Artikel.

Sie lästert und verachtet Gott in seinen Sacramenten, verkehrt das göttliche Gesetz und die heilige Lehre der kirchlichen

Ordnungen, denkt arg und irrgläubig, ist voll Hochmuths, auch der Abgötterei verdächtig zu achten, scheint sich und ihre Kleider in Nachahmung heidnischer Gewohnheiten dem Teufel geopfert zu haben.

Zum sechsten Artikel.

Es ist ein verderbliches Frauenzimmer, trügerisch, grausam, dürstend nach Menschenblut, aufrührerisch, Anhängerin der Tyrannei, und Gott lästernd in den Befehlen, welche sie erläßt, und in den Offenbarungen, die sie sich zuschreibt.

Zum siebenten Artikel.

Sie ist unfromm gegen Vater und Mutter, Uebertreterin des vierten Gebots, ärgerlich, gotteslästerlich, irrgläubig, und hat ein anmaaßlich-verwegenes Versprechen geleistet.

Zum achten Artikel.

Der Sprung vom Thurm setzt eine an Verzweiflung gränzende Zaghaftigkeit voraus. Man muß ihn als einen Todschlag wider sich selbst betrachten. Die Betheurung, dieser Fehltritt sei ihr verziehen, ist verwegen und beweis't, daß sie arg denkt über die freie Selbstbestimmung des Menschen.

Zum neunten Artikel.

Dieß ist eine verwegene und anmaaßliche Versicherung, ein verderbliches Lügen, überdem im Widerspruch mit dem Inhalt des vorhergehenden Artikels.

Zum zehnten Artikel.

Dieß ist eine verwegene Wahrsagerei, ein Aberglaube, eine Lästerung wider die heilige Katharina und die heilige Margaretha, eine Sünde wider die Nächstenliebe.

Zum elften Artikel.

Angenommen, es seien diesem Frauenzimmer die Offenbarungen und Erscheinungen, deren sie sich rühmt, wirklich zu Theil geworden, so steht sie als Abgötterin und Beschwörerin von Dämonen da.

Zum zwölften Artikel.

Sie ist eine Schismatikerin, denkt arg über die Einheit und das Ansehen der Kirche, ist abtrünnig und irrgläubig.

Entscheidung:

Wenn das Frauenzimmer, nach vorher gegangener öffentlicher Ermahnung und Aufforderung sich weigert, zur Einheit der Kirche zurückzukehren und derselben angemessene Genugthuung zu geben, so ist das geistliche Gericht ermächtigt, sie dem weltlichen Arm zu überliefern, damit sie eine, ihren Verbrechen angemessene Strafe empfange.

Dies Gutachten stehe hier, weil es die Fackel war, wodurch der Bischof später den Holzstoß in Brand steckte. Wenn wir die Verwirrung der Zeit auch in Anschlag bringen, wenn wir den natürlichen Haß der Stadt Paris und ihrer Einwohner, zu denen ja auch die Professoren und Doctoren der Universität gehörten, gelten lassen, wenn wir den letzteren nicht einmal das anrechnen wollen, daß sie nicht auf Mittheilung der Acten bestanden: einen schweren Vorwurf kann man ihnen selbst dann nicht ersparen, den Vorwurf, daß sie die ihnen vorgelegten zwölf Artikel durch sophistische Interpretationen und willkührliche Annahme des Schlimmsten noch zu verstärken suchten, um für ihr Bluturtheil noch mehr Gründe zu erhalten, als ihnen der Proceß schon an die Hand gegeben hatte, und dieß gereicht ihnen zur ewigen, unauslöschlichen Schande.

Nun beschied man Johanna vor das richterliche Tribunal, um ihr endlich die zwölf Artikel vorzulesen. Man hatte be-

schlossen, gleich hernach, wenn sie sich nicht unterwerfe, zum Urtheil zu schreiten, man fand jedoch nicht für gut, sie über die Bedeutung des Moments aufzuklären, oder ihr auch nur Erläuterungen und Gegenbemerkungen zu gestatten. Polternd und scheltend las der Domcapitular Pater Maurice die Artikel, ohne sich nur ein einziges Mal zu unterbrechen oder unterbrechen zu lassen, ab. Alles ging aus der Melodie: „Ihr habt gesagt, Ihr habt behauptet, Ihr meint u. s. w." Keiner kehrte sich an ihre vorwurfsvollen Blicke, an ihr Kopfschütteln, an ihre einzelnen Ausrufe und verwundernden Laute. Die Herren insgesammt hatten während der Verhandlungen oft genug zum Erröthen Gelegenheit gehabt, um endlich darüber hinaus zu sein. Bei jedem Artikel wurde die Beistimmung der Universität eingeschoben, ein Beweis, daß man auf dieselbe das höchste Gewicht legte. Zum Schluß wurde sie befragt, ob sie sich jetzt und zwar in dem vom Gericht aufgestellten Sinne, der Kirche, das heißt, um es noch einmal zu sagen, dem in Rouen durch ihre Todfeinde repräsentirten Theil der Kirche, unterwerfen wolle. Johanna blieb beharrlich, sie bezog sich einfach und gemessen auf ihre wirklichen Aussagen und fügte hinzu: „und wäre ich auch schon verurtheilt, und sähe ich das Feuer bereit, den Scheiterhaufen geschichtet und den Henker fertig, mich hinein zu stoßen, doch würde ich im Tode noch reden, wie ich in den Verhören geredet habe." Auf die Frage: „habt Ihr noch etwas Weiteres zu sagen?" blieb sie stumm, dann entließ man sie mit der Aufforderung, morgen wieder zu erscheinen, um ihr Urtheil zu vernehmen.

Nun wurde schnell der Spruch gefällt. Man nahm den alten bekannten Weg durch die Heerde, die zu behüten sei, hindurch, um zum Holzstoß zu kommen; Lämmer, die sich verirren, darf man ja nicht laufen lassen, sondern muß sie verbrennen. Man zählte alle Sünden auf, die Johanna nicht begangen hatte, man verwickelte sich selbst jetzt in den Prämissen des Urtheils

noch in Widersprüche; dann stieß man sie als ein angestecktes Glied von der Kirche aus und übergab sie der weltlichen Gerechtigkeit, fügte jedoch den heuchlerischen Wunsch hinzu, daß diese nicht zu streng mit ihr verfahren, sie nicht tödten, noch ihre Glieder verstümmeln möge, etwa so, wie man Einem, den man dem Löwen vorwirft, in Hohn und Spott wünschen könnte, er möge nicht gefressen werden. Uebrigens faßte man für den Fall, daß sie sich etwa noch unterwürfe, gleich im Voraus noch ein anderes Urtheil ab, worin man lebenslängliche Buße im Gefängniß über sie verhing. Es lag dem Bischof und den übrigen Beisitzern des Gerichts sehr daran, sie wankelmüthig zu machen, denn sie wußten wohl, daß das Geständniß des Verurtheilten, und sei es noch so bedingt, ein Verfahren in den Augen des Volks mehr, wie alles Uebrige, sanctionirt. Von verschiedenen Seiten ward ihr deshalb in ihrem Gefängniß zugesetzt, namentlich von Johann von Castillon, der es wohl mit ihr meinte und nur noch in der Unterwerfung Rettung für sie sah, und von Pater Maurice.

Am Morgen des 24. Mai ward die Jungfrau Johanna auf den Kirchhof von Saint Quen geführt. Zwei Gerüste waren errichtet, auf dem einen befand sich der Bischof und der Kardinal von Winchester, auf das andere stieg Meister Wilhelm Erard, bestimmt, eine Predigt zu halten, d. h. mit dem Wind seiner Lungen das Feuer anzublasen. Zu seinen Füßen, ihm gegenüber, von Gerichtsdienern geleitet, ward Johanna gestellt. Viele Ritter und Geistliche, eine große Menge Volks, darunter auch ein Landsmann Johannas, waren gegenwärtig. In der Ferne hielt mit einem vierspännigen Wagen der Nachrichter, bereit, das Schlachtopfer in Empfang zu nehmen und nach dem auf dem alten Markt errichteten Scheiterhaufen zu führen.

Der Prediger begann. Zum Text hatte er den Bibelvers gewählt: „Die Rebe kann keine Frucht bringen von ihr selber, sie bleibe denn am Weinstock.“ Die Auslegung war so, daß

Pater Couchau damit zufrieden sein konnte. Johanna verhielt sich still bei all den Schmähungen und Lästerungen, die der Eiferer gegen sie vorbrachte. Als er aber anhub, gegen ihren König Beleidigungen auszustoßen, als er ihr zurief: „Dein König ist ein Ketzer und Schismatiker, weil er sich mit Dir eingelassen und Dir vertraut hat!“ da unterbrach sie ihn heftig: „Sprecht von mir, was Euch gefällt. Aber schweigt vom König. Er ist ein guter Christ. Lasset ihn in Ehren, Herr. Denn ich darf es Euch wohl sagen und es Euch zuschwören, und mein Leben dabei zum Pfande setzen: er ist der edelste aller Christen, und liebt über Alles die Kirche und den Glauben.“ Das war Treue bis zum Tode, unwandelbares Festhalten an der Idee, die sie sich von dem Ersten ihres Volks gemacht hatte, himmelschönes Aufleuchten des Herrlichsten in ihrer Natur. Ungerührt und unergriffen befahl der Bischof ihr, zu schweigen. Sie that's, und die Predigt ward glücklich zu Ende gebracht.

Hierauf übergab Meister Erard dem Johann Massieu ein Papier, mit der Aufforderung, der Beklagten den Inhalt vorzulesen. Zu Johanna selbst sagte er: „Du wirst Deine Irrthümer abschwören und dies Blatt unterzeichnen.“ Johann Massieu that, was ihm befohlen wurde und überzeugte sich dabei, das das Blatt nicht über sechs bis acht Zeilen enthielt. Johanna rief laut aus: „ich berufe mich auf die allgemeine Kirche, die entscheide, ob ich abschwören soll, oder nicht.“ „Du schwörst gleich ab — entgegnete Erard — oder Du brennst gleich.“ Noch einmal gab sie die feierliche Versicherung, daß sie Nichts ohne Gottes Gebot gethan habe. „Wo man mich aber — setzte sie hinzu — in Wort oder That schuldig finden mag, erkläre ich, daß Nichts davon meinem König oder irgend einem anderen Menschen, als mir selbst zur Last fallen kann. Was ich that, habe ich ganz aus mir selbst gethan.“ Unumwunden sagte sie zuletzt: „ich unterwerfe mich Gott und dem Papst.“ „Der ist zu entfernt — erwiederten schaamlos die bösen Richter — und man

kann ihn Deinethalben nicht aufsuchen.“ Drei Mal noch forderte man sie jetzt auf. Sie verharrte in rührendem Stillschweigen. Nun begann der Bischof in eigener Person die Verdammungsacte abzulesen. Sie begann, im graden Gegensatze zu der noch eben öffentlich kund gewordenen Wahrheit, mit den Worten: „Da Du ausdrücklich mit verstockter Seele zu wiederholten Malen verweigert hast, Dich unserm Herrn, dem Papst, und dem heiligen allgemeinen Concilium zu unterwerfen, so ꝛc.“ Man begreift die Frechheit nicht, man begreift nicht, daß sich kein Widerspruch dagegen erhob. Aber freilich, man muß sich die blanken Schwerdter der Engländer als Hintergrund hinzu denken.

Abermals drang man in Johanna, sie möge abschwören. Noch einmal erhob sich ihr Geist. „Alles — rief sie aus — was ich gethan habe, ist recht gethan, an Allem, was ich thue, thu' ich gut.“ Meister Erard, Sprache und Wesen ändernd sprach: „Mägdlein, wie jammert uns Dein! Wenn Du nicht widerrufst, so müssen wir Dich dem weltlichen Gericht überantworten.“ Auch Johann Massieu sagte: „ach, Johanna, willst Du Dich denn selbst zum Tode bringen?“ Die Worte dieses Mannes wirkten auf sie am meisten, denn ihn hatte sie immer redlich und menschlich befunden. Dennoch rief sie noch einmal aus: „es soll Euch schwer werden, mich zu verlocken!“ Aber endlich, den gräßlichsten Tod vor Augen, von Freund und Feind auf gleiche Weise und zu gleichem Zweck bestürmt, erlag sie. „Ich will — sagte sie erschöpft — lieber das Blatt unterzeichnen, als lebendig verbrannt werden!“ Massieu drängte ihr schnell eine Feder auf und sagte ihr die kurze Abschwörungsformel vor, die sie nachsprach, und worin sie gelobte, daß sie keine Mannskleider oder Waffen mehr tragen wolle. Dann setzte sie unter das Blatt ein Kreuz. Bei den Acten legte man aber nicht das von ihr unterzeichnete Blatt nieder, sondern ein ganz anderes Papier, das sie überall nicht gesehen hatte. Dieß war, statt sechs bis acht Zeilen, drei volle Seiten lang und

enthielt Alles, was in den zwölf Artikeln stand. Durch unverwerfliche Zeugen ist, wie das Uebrige, auch diese letzte Schändlichkeit erwiesen. Zwischen dem Bischof und den Engländern gab es Streit und Zank; man war nicht damit zufrieden, daß das Feuer umsonst angezündet war. Ein Kaplan des Kardinals von Winchester nannte Pater Couchan sogar einen Verräther, doch wurde durch den Kirchenfürsten selbst der Zwist wieder beigelegt. Nun wurde das zweite Urtheil publicirt, welches sie zu lebenslänglicher Einkerkerung verdammte. Sie machte jetzt mit Recht Anspruch auf geistliche Haft. Aber Pater Couchan sprach: Führt sie hin, wo ihr sie hergeführt habt! Dessenungeachtet hätten englische Soldaten gern an dem Bischof selbst eine Execution vollzogen, weil er an Johanna keine vollziehen ließ. Sie bedrohten ihn mit ihren Schwerdtern. Lange durfte er seine geheiligte Person einer solchen Gefahr nicht aussetzen. Man mußte eilen, die Jungfrau zur Uebertretung ihrer Versprechungen durch indirecte Mittel zu zwingen, damit man vom Rückfall in den vorigen Sündenstand sprechen und sie endlich dem Mann des Bluts übergeben könne. Darum wurden ihr nach, wie vor, die rohsten, abscheulichsten Wächter in ihrem Zimmer beigesellt, trotz dem, daß sie jetzt Frauenkleider trug. Aber sie duldete still und wehrte sich gegen die nichtswürdigen Angriffe, die man auf sie machte. So durfte es nicht fortgehen. Als sie daher eines Morgens aufstehen wollte, nahm Einer der Engländer ihr die Frauengewande weg und warf ihr die abgelegte männliche Tracht dafür wieder hin. Bis Mittag blieb sie, weil sie sich nicht entschließen konnte, wider ihr Wort zu handeln, im Bett liegen. Zuletzt mußte sie es verlassen, und, wollte sie nicht nackt erscheinen, ihre alte Kleidung wieder anziehen. Augenblicklich ward es dem Bischof hinterbracht. Triumph! Nun hatte man ein Factum, um dessen Motive man sich ja nicht zu bekümmern brauchte, nun galt es nur noch den Beweis durch Augenschein, und sie war verloren!

Am Sonntag war es geschehen, am Montag erschien Pater Couchan mit acht Assessoren im Gefängniß. Sie fanden Johanna verweint und verstört. Auf die Frage, weshalb sie wider Mannskleider angelegt habe, antwortete sie nur ausweichend und entschuldigend; sie mogte sich scheuen, ihre Wächter zu verklagen, da diese sich gleich nachher an ihr rächen konnten. Dann beschwerte sie sich bitterlich, daß man ihr das Versprochene nicht halte, man versage ihr fortwährend die heiligen Sacramente, man belaste sie nach, wie vor, mit Ketten und Banden; wenn sie der Kirche wirklich, wie es ihr doch verheißen sei, überliefert werde, wolle sie Alles thun, was die Kirche von ihr fordere. Der Bischof ging hierauf nicht ein, aber listig fragte er, ob ihr die Heiligen auch wieder erschienen seien. „Freilich — erwiederte sie, ohne sich zu bedenken — und Gott ließ mich durch sie wissen, daß ich an der Abschwörung sehr übel gethan habe. Daß ich so sündigen würde, hatten sie mir vorher schon verkündigt. Aber Alles geschah nur aus Furcht vor dem Feuer. Es war nie meine Meinung, die Erscheinungen zu wiederrufen, als ob es nicht die heilige Katharina und die heilige Margaretha gewesen wäre. That ich es dennoch, so geschah es gegen die Wahrheit. Jetzt aber will ich lieber meine Buße auf einmal durch den Tod erleiden, als noch länger die Qualen des Gefängnisses dulden. Nie habe ich Etwas wider Gott oder den Glauben begangen."

Nun hatte sie genug gesagt. Schnell wurde das Verhör abgebrochen. Bei'm Hinausgehen lachte der Bischof und rief dem Grafen Warwick zu: fahr' wohl! fahr' wohl! Schnell wurde nun ein Tribunal wieder zusammen berufen. Viele der vorigen Gerichtsbeisitzer hatten das unheimliche Rouen, wo sich, wie sie ahnten und wußten, das Furchtbarste vorbereitete, verlassen; an ihre Stelle wurden neue, mit den frühern Verhandlungen völlig unbekannte herbei gezogen. Zwei und Vierzig waren versammelt, als es zum Endurtheil kam. Dieß lautete

so: die Jungfrau Johanna sei als rückfällig zu erklären und als irrgläubig dem weltlichen Arm zu überliefern; es sei jedoch gut, daß man ihr das Blatt, das ihre Abschwörung enthalte, noch einmal vorlese und ihr die Lehre der Kirche auseinander setze. Der Spruch war, da die Meisten die zwölf Artikel für ächt und die Abschwörung für eine in der That geleistete hielten, nicht unmotivirt, auch hätte die Vorlesung den mit Verwechselung der Abschwörungsformulare gespielten abscheulichen Betrug jedenfalls an den Tag bringen müssen, wenn — sie wirklich statt gefunden hätte. Aber Pater Couchan sorgte dafür, daß sie unterblieb.

Mittwoch, am 30sten Mai 1431 sandte der Bischof ganz in der Frühe den Bruder l'Advenü zu ihr, um ihr den nahen Tod zu verkünden. Ein größeres Entsetzen, wie in den Flammen selbst, erfaßte sie bei dem Gedanken an ein so grauenvolles Ende. „Wehe — rief sie aus — lieber mögt' ich mich sieben Mal enthaupten, als ein Mal verbrennen lassen!“ Aber bald fand ihre Seele den Schwerpunct wieder, sie beichtete demüthig und bat um Absolution und Nachtmahl. Ihr diese zu ertheilen, hatte der Bruder keine Vollmacht, er ließ daher bei dem Bischof anfragen und erhielt unerwarteter Weise eine bejahende Antwort. Seltsam genug! Es hieß die Sacramente entweihen, wenn man sie einer Excommunicirten nicht vorenthielt; es hieß die Excommunication aufheben, wenn man sie ihr gewährte. Unter vielen heißen Thränen genoß sie, was sie so lange mit großem Schmerz entbehrt hatte, den Leib des Herrn, und ward durch das sichtbare Zeichen seiner unsichtbaren Gegenwart versichert. Hierauf trat der Bischof mit seinem Gefolge herein. „Bischof — rief sie ihm entgegen — ich sterbe durch Euch!“ „Ihr sterbt — versetzte er — weil Ihr nicht hieltet, was Ihr verspracht!“ Aber sie erwiederte: „Hättet Ihr mich in die geistliche Haft geschickt und mir ehrbare Wächter zugeordnet, nimmer wäre dies Alles geschehen, und deshalb berufe ich mich von Euch auf Gott.“ Ihre Worte machten auf Alle, den Bischof aus-

genommen, einen überwältigenden Eindruck. Nun gab man ihr Frauenkleider, die sie anlegte; dann, um 9 Uhr, bestieg sie einen vierspännigen Wagen und fuhr, langsam, wie es sich wohl geziemt, wenn der Holzstoß das Ziel ist, ab. Mehr als achthundert Soldaten, bis an die Zähne bewaffnet, umringten den Wagen. Zwischen Alle hindurch drängte sich Johannas Judas, Nicolaus l'Oiseleur, der Dieb ihres Vertrauens, der Spion ihrer Feinde, und bat sie mit der Angst der Verzweiflung um Verzeihung. Sie gewährte seine Bitte, die Engländer hätten ihm, ergrimmt über seine Abtrünnigkeit, bald, indem sie ihn niedermachten, den verdienten Lohn gegeben. Der Graf Warwick rettete ihn, und er verließ augenblicklich die Stadt. Auf dem alten Markt hielt der Wagen still. Drei Gerüste waren erbaut, das eine für die Richter und die Angeklagte, das zweite für vornehme Zuschauer, das dritte, aus zusammengeschaufelten Kieseln und Mauersteinen bestehend, für den Scheiterhaufen. Mit einer Ermahnung an die Gerichtete, von dem Dr. Nicolaus Midy gehalten, ward der furchtbare Act eröffnet. Am Schlusse sagte der Redner: „geh hin in Frieden, Johanna, die Kirche kann Dich nicht länger vertheidigen und übergiebt Dich dem weltlichen Gericht!“ Nun trat der Bischof auf sie zu und forderte sie auf, durch Reue und Buße für ihr Seelenheil zu sorgen. Aber schon lag sie im theils stummen, theils lauten Gebete auf den Knieen, flehte zu Gott um Gnade, zu allen Heiligen um Beistand, zu den Zuschauern um Vergebung, falls sie irgend Jemanden beleidigt haben sollte. Noch einmal erklärte sie laut und feierlich, sie sei zu keiner ihrer Handlungen, mögten dieselben nun recht oder unrecht sein, durch ihren König veranlaßt worden. Oft auch rief sie den Erzengel Michael und die heilige Katharina bei Namen und zeigte so, daß sie selbst in der Todesstunde keinen Zweifel über die Wahrheit und Wesenheit ihrer Erscheinungen empfinde. Die Beisitzer des Gerichts und viele Anwesende, Engländer, wie Franzosen, brachen

in Thränen aus. Wer schaudernd umher stand, freute sich, daß er nicht mit zu den Richtern gehörte. Selbst der Kardinal von Winchester soll geweint haben. Ist es wahr, so ist es ein Beweis für den ewigen Sieg der Natur.

Hierauf las der Bischof das Excommunicationsurtheil ab. „Und als sie nun — berichtet der treue Johann Massieu — von Seiten der Kirche verlassen war, da verlangte sie voll großer Andacht nach einem Kreuz. Und ein nahe stehender Engländer, der dieß vernahm, verfertigte ein kleines Kreuz von Holz am Ende eines Stabes, welches er ihr darreichte. Sie empfing es andächtiglich, küßte es und richtete wehmüthige Klagen und Bekenntnisse an Gott, unsern Erlöser, dessen Kreuz, woran er für unsere Seligkeit gelitten hat, sie vor sich sah. Dann barg sie dies Zeichen dicht am Busen unter ihrem Gewande. Außerdem bat sie mich, daß ich ihr ein Kreuz aus der Kirche verschaffe, damit sie es unausgesetzt betrachten könne bis an ihren Tod. Und ich bewirkte, daß der Geistliche aus dem Kirchspiel Saint-Sauvaux ein Krucifix herbei brachte. Da umarmte sie es gar innig und lange, sich Gott befehlend, und dem heiligen Michael und der heiligen Katharina, und behielt es in ihren Armen, bis man sie an den Pfeiler band. Während sie sich aber so in Andacht und Wehmuth auflös'te, ward sie durch Engländer, sogar auch durch einige von deren Kriegsobersten sehr übereilt, weil man sie endlich ganz in Händen haben und rasch zum Tode führen wollte. Einer sprach zu mir: „wie? wollt Ihr uns hier zu Mittag speisen lassen?“ Und alsbald, und sonder Form oder Zeichen eines Spruchs hat man sie zum Feuer geschickt, dem Nachrichter zurufend: „warte deines Amtes!“

Sie wurde, ohne daß das weltliche Gericht eine schließliche Untersuchung anstellte, oder auch nur überhaupt noch ein Urtheil sprach, zum Scheiterhaufen geführt, und die sogenannte Teufelsmütze, mit den Worten: „Ketzerin, Abtrünnige, Götzendienerin, Rückfällige“ beschrieben, ward ihr aufgesetzt. Dann bestieg sie in

voller Fassung, von dem Bruder l'Advenu geleitet, den Holzstoß, den der Henker sogleich anzündete. Das Feuer loderte schnell auf, aber der Bruder verharrte noch immer an ihrer Seite. Sie jedoch, klar und besonnen bis auf den letzten Augenblick, erinnerte ihn, auf sich selbst Acht zu haben und sie jetzt zu verlassen; dabei bat sie ihn, sich ihr mit dem Kreuz recht hoch gegenüber zu stellen. Der Bischof trat näher hinzu; als sie ihn bemerkte, rief sie noch einmal aus: „ich sterbe durch Euch!“ Die meisten Beisitzer des Gerichts hatten sich bereits entfernt. Nun wirbelten die Flammen um ihr schönes, rührendes Bild empor. Man hörte noch von ihr den Namen: Jesus, den sie oftmals laut und klar wiederholte; von den umstehenden Bürgern verhaltenes Murren über den Gräuel, womit man die Stadt zu beflecken und den Zorn des Himmels auf sie herab zu ziehen wage; von einigen hohen Geistlichen Aeußerungen des tiefsten Schmerzes; von brutalen Engländern rohes, häßlich-schallendes Lachen! Bald war Johanna Asche, nur Herz und Eingeweide widerstanden dem Feuer und wurden auf Winchesters Befehl in den Fluß versenkt. Einer ihrer erbittersten Feinde wollte gesehen haben, daß in dem Augenblick, wo sie den Geist aushauchte, eine weiße Taube aus der Flamme gen Himmel stieg. Den Nachrichter packte gleich nach der Execution ein solches Entsetzen, daß er von Gott wegen der Vollstreckung des Urtheils nimmer Verzeihung erlangen zu können glaubte.

Schluß. Karl VII. Johannas Schicksal in der Geschichte.

Die Jungfrau Johanna hatte für den König Karl Alles gethan; er that Nichts für sie. Wäre er bei Zeiten ernstlich eingeschritten, hätte er für sie an Papst und Concilium appellirt,

hätte er ein Lösegeld für sie geboten, hätte er, der manchen vornehmen Engländer in Gefangenschaft hielt, mit Repressalien gedroht — er würde sie gerettet, er würde gewiß den entsetzlichen Ausgang des Processes abgewendet, er würde zum allerwenigsten seine Ehre und seinen Namen unbefleckt erhalten haben! Er unterließ Alles, und die Geschichte muß ihm Ehre und Namen absprechen. Daß er, nachdem er Rouen wieder in seine Gewalt bekommen hatte, den Proceß revidiren ließ, kann diesen harten Ausspruch nicht mildern; es giebt Sünden, die, weil sie nicht Verirrungen, sondern geistige Abdrücke des ganzen Menschen sind, niemals wieder gut gemacht werden können. Die Revision, im Jahre 1455 angestellt, und mit der größten Gewissenhaftigkeit geführt, erklärte den Verdammungsproceß für null und nichtig, die Jungfrau wurde in alle ihre Ehren wieder eingesetzt und zu ihrem ewigen Andenken an der Stelle des Scheiterhaufens ein Kreuz errichtet. Von ihren falschen Richtern wird erzählt, daß sie fast Alle eines plötzlichen Todes verfahren seien.

Die Jungfrau von Orleans ist das geheimnißvollste Object der Geschichte. Kein Wunder, daß sie zu allen Zeiten aus den verschiedensten Gesichtspuncten betrachtet worden ist. Eine Erscheinung, wie die ihrige, ist gleich geeignet für die tiefste Poesie, wie für den flachsten Spott, denn wenn man in allem Normalen leicht den Mittelpunct, um den es sich herum bewegt, erkennt, so ist es hier eben der Mittelpunct, der sich hartnäckig dem Auge entzieht, und das Urtheil wird ewig schwanken, so lange es diesen nicht erfaßt hat. Ich glaube, manche psychologische Andeutung gegeben und im Allgemeinen nicht geirrt zu haben, wenn ich sie im Gegensatz zu schwärmerisch-speculativen Naturen, die in rein geistiger Sphäre neue Welten entdecken, als eine religiös-naive bezeichnete, bei der sich jeder Gedanke in Anschauung und jedes Gefühl in That verwandelte. Der Zweck des vorliegenden kleinen Abrisses gestattete mir eben da, wo ich

gern hätte verweilen mögen, nur Fingerzeige; ein für einen anderen Kreis bestimmtes größeres Werk über denselben Gegenstand, das mich beschäftigt, wird meine Ansichten, die ich hier natürlich nur zum kleinsten Theil darlegen konnte, weiter ausführen und tiefer begründen.

Reiseeindrücke.

I.

Münchner Zeit.

1836—1838.

Correspondenznachrichten.

1.

München, October.

Das Octoberfest.

München ist die Stadt des Lebens. Der Baier stürzt sich überhaupt gern ohne Zaudern und ohne ängstliche Vor- und Umsicht in den rauschenden Strom, der uns Gottlob öfter auf freundlichen Wogen gestärkt an's Ufer zurückträgt, als in seine Untiefen hinunterreißt; er kennt keine Sünde, als nicht Bier zu trinken, und die Hauptstadt ist in einem Lande, wie das Zifferblatt an einer Uhr, welches auch dem, der den innern Mechanismus nicht begreift, die Zeit anzeigt, nur daß er die Augen offen halte und sich nicht auf die Ohren verlasse, denn wenige Uhren schlagen, noch wenigere schlagen richtig. Auch dieses Jahr wurde das Octoberfest, der heranschleichenden Cholera zum Trotz, in hergebrachter Weise gefeiert. Jedes Volksfest ist ein Auferstehungstag für die Nationalität, die sonst in unsern Tagen ganz und gar ein erwachsendes Kind ist, welches sich seiner Naivetät schämt, und nur noch hin und wieder in Stunden fröhlichen Rausches einen übermüthigen Purzelbaum schlägt, der an jene Zeiten erinnert, wo es noch keine Hosen und keine Perücke trug. Mit der Freude ist's, wie mit der Andacht: wo drei sich freuen, freut sich der vierte mit; die Freude ist keine alte Großmutter, die am festlichen Morgen nur an begünstigte Neffen und Enkel Kuchen und Nüsse austheilt: sie ist, wie die Sonne am Himmel, die, wenn sie einmal aufgeht, Alles, was sich im Kreis ihrer Stralen befindet, erwärmt.

Die Theresienwiese, auf welcher das Volksfest gehalten wird, stellt sich dem Auge als eine kaum übersehbare grüne Fläche dar, die an zwei Seiten von der Stadt und ihren freundlichen Vorstädten begränzt ist; an der dritten ruht der Blick auf den seltsam gestalteten Massen des Tiroler und baierischen Gebirgs, welches riesenhaft-wunderlich den Horizont abschließt. Hier wimmelt es nun von Zelten und Buden aller Art; Garküchen, Conditoreien, Wein- und Bierschenken wechseln mit einander ab. Auch der Armen ist freundlich gedacht, theils durch Errichtung einer Tribüne zu ihrem Besten, von wo aus man die beste Aussicht auf die Wiese und ihre Herrlichkeiten hat, und auf der man gegen mäßiges Entrée einen guten Platz findet, theils durch einen sogenannten Glückshafen, der auf eine triebsamere Feder, als das Mitleid, berechnet ist, und durch tausenderlei Siebensachen, welche begehrlichen Augen entgegenblinken, zahllose Haufen heran lockt. In der Mitte der Buden nun noch der für den Hof bestimmte Pavillon, ringsherum Plätze für das aufzustellende Preisvieh, so wie die Rennbahn, etwas in die Ferne gerückt die Schießbahnen — hier wären die Ufer abgesteckt, zwischen denen der brausende Menschenstrom sich hindrängt. Der Münchener weiß, daß man in den Himmel nicht zu früh kommen kann. Deshalb findet sich schon zwei bis drei Tage vor Beginn des Festes eine Masse von Spaziergängern aus allen Ständen auf der Theresienwiese ein, und der Fremde hat die beste Gelegenheit, sich mit der Bevölkerung der Stadt und ihren Eigenthümlichkeiten bekannt zu machen, da sein Auge noch durch andere Dinge nicht in Anspruch genommen wird. Da sieht er denn den ehrbaren Beamten, voll Würde in Blick und Gang, der der Sonne in's Antlitz sieht, um nach zwanzig Polizei- oder Criminalverhören wieder einmal ein ehrliches Gesicht zu sehen; den steifen, eingetrockneten Gelehrten, der die frische Luft mäßiger genießt, als den Kaffee, und der gewiß nicht spatzieren gehen würde, wenn der grausame Arzt ihn nicht

mit irgend einem hectischen Uebel aufgeschreckt hätte; den griechischen Anachoreten mit langem, krausem Bart, der sich verwundert, daß auch in Deutschland die Sonne scheint; den wohlbeleibten Bürger mit mächtiger Pfeife in Mund oder Rocktasche, der den ersten besten Nachbarn oder Bekannten kopfschüttelnd befragt: ob, was ihm nicht scheine, Pschorrs Bier in diesem Jahr eben so gut gerathen sei, wie im vorigen; den lustigen Studenten mit reichgestickter schwarzer, rother, grüner oder blauer Mütze, der sich schon allein dadurch amüsirt, daß er an diesem hellen Nachmittag kein Collegium besuchen darf; den kecken Knaben, welcher den laufenden Hirsch, an dessen hölzernem Herzen in einigen Tagen der beste Schütze seine Geschicklichkeit erproben soll, in seinem Tannengebüsche mit wichtiger Kennermiene untersucht; und dazwischen, wie schillernde Blumen, die reiche Frauen- und Mädchenwelt, von der in Mousselin und Seide gekleideten Dame an, mit dem prangenden Sonnenschirm, der ihr zugleich Fächer und Theatervorhang ist, bis zum muntern Riegelhäubchen, welches den zierlichen Leib in schnöden Kattun hüllen muß, und dennoch leicht und anmuthig, wie eine Sylphe, daherschwebt. Auch die Wirthe verdienen in ihren Buden eine kurze Musterung; sie sind, wie ihr Getränk: der Bierwirth braun und kräftig, wie sein Bier, er lacht selten, aber herzhaft, er hütet sich vor dem Niedersitzen, denn er weiß, daß er nicht schnell wieder aufsteht, man hört ihn nicht ein einziges Mal: „bitte recht sehr!" oder „Sie sind zu gütig!" sagen. Der Weinwirth ist sein directes Gegenbild; er trägt äußerst feine Wäsche, auch wohl im Vorhemd einen goldenen Knopf; er lächelt angenehm und empfängt keinen Sechser, ohne sich höflichst zu verbeugen; man sieht's, daß er hauptsächlich auf die Damen reflectirt. Der Kaffeewirth ist ein bizarres Compositum, wie es aus Kaffee, Sahne und Zucker entstehen muß; er ist nicht halb so süß, wie sein Zucker, nicht zum vierten Theil so bitter, wie sein Kaffee, aber immer etwas fetter, als seine Sahne.

Das Fest beginnt mit dem 2ten October. Es hat die lobenswerthe Intention, mit der Erinnerung an einen für das Land bedeutenden Tag die Anregung eines heilsamen Wetteifers in Ackerbau und Vieh- und Pferdezucht durch ausgesetzte Preise zu verbinden. Einen ähnlichen Zweck sollten sich alle Feste dieser Art stellen; unsere Zeit ist ernst, wenigstens ernsthaft; nur das erfreut uns, was einen soliden Grund hat und mit irgend einem würdigen Interesse des Lebens in Verbindung steht; an der bunten Seifenblase sehen wir Nichts, als daß sie zerplatzt. Der 2te October war aber dies Mal sehr unhöflich; es regnete stark, ein rauher Wind wehte, und die Sonne ging den ganzen Tag nicht einmal auf. Dennoch war die Wiese voll von Menschen, sogar von Damen. Ich kam etwas spät; eine solche Masse ausgespannter Regenschirme, von den mannigfaltigsten Farben, die sämmtlich durch das ungestüme Wetter verdorben wurden, sehe ich wohl so bald nicht wieder; für einen Parapluimacher war's ein Anblick zum Entzücken. Ich machte einen Gang durch die Reihen des zur Besichtigung aufgestellten Preisviehes; träge und, des Regens ungeachtet, höchst zufrieden, hatte der unförmliche Mastochse sich auf den Boden gelagert, gewiß entschlossen, nicht vor dem zehnten Peitschenhieb wieder aufzustehen; die Kuh stand freilich, aber das große, weiße Auge halb schließend und den Kopf mißmuthig zur Erde senkend; nur das Schwein befand sich in seinem Element, und wühlte mit sichtlichem Wohlbehagen den lockern Boden auf. Am liebsten verweilte ich bei den Hengsten; es waren schöne, wohlgebaute und muthige Thiere, die für Baierns Pferdezucht das vortheilhafteste Zeugniß ablegten. Nach Ankunft des Königs wurden die Festlichkeiten durch einen Zug von Wagen, die mit den Emblemen baierischer Industrie und Oeconomie ausgeschmückt waren, eröffnet; ich bemerkte unter diesen Wagen einen mit der auf einer angehängten Tafel befindlichen Inschrift: „Erste Rübenzuckerfabrik in Baiern“ und einen andern, auf

welchem ein vollständiger Brauapparat, sammt dem dazu gehörigen Personal, aufgestellt war. Das Ganze würde sich bei besserem Wetter besser ausgenommen haben; das angebrachte Flittergold ersetzte das Sonnengold nicht völlig. Darauf begann das Pferderennen. Auffallend war mir eine Bestimmung des mit Bezug auf das Rennen erlassenen Programms, wornach die am schönsten gekleideten drei Rennknaben Preise erhalten sollten. Ein Pferderennen wird immer der gespanntesten Theilnahme der Zuschauer versichert sein dürfen; in dem edelsten, kraftvollsten Thiere die höchste Anspannung für das seiner Natur angemessenste Ziel, jeder Muskel zuckend und straffer hervortretend, das Auge blitzend vom Feuer angestrengtesten Wetteifers; das gleichzeitige Fortstürmen, das secundenlange Balanciren der losgelassenen Kräfte in dem Nebeneinanderbleiben der Thiere, das allmälige Zurückbleiben einiger hinter den übrigen, dann das völlige Sprengen der Anfangs noch angeschlossenen Kette, endlich wohl gar das durch einen ungeschickten Reiter, der die übertriebene Hitze im Vordringen nicht rechtzeitig zu mäßigen verstand, herbeigeführte plötzliche Ermatten des schon zum Voraus mit Jubel als Sieger begrüßten: da drängt sich so viel Leben zusammen, daß der Blick im eigentlichsten Verstand gefesselt wird, daß der Athem stockt und daß, wenn nun rauschende Musik das Ende des Kampfes verkündet, dem Zuschauer zu Muth ist, als ob er jetzt selbst ausruhen dürfe von schwerer Arbeit und Mühe. — Montags und Dienstags wurden mit Stutzen, Büchsen, und Pistolen allerlei Schießen nach Vogel, Hirsch und Scheibe angestellt. Das Volk schien an diesen Schießübungen lebhaften Antheil zu nehmen, und bei dem eingetretenen schönen Wetter versagten es sich wohl Wenige, Nachmittags auf einige Stunden nach der schönen Wiese heraus zu spatzieren. Mich zog vor Allem der Eingangs gedachte Glückshafen und die Scenen an, die zunächst in seinem Umkreis vorfielen. Hier steht, schwankend und unentschlossen, die ehrbare

Miene der Ueberlegung im naiven Gesichtchen, ein niedliches Dienstmädchen und schüttelt nicht ohne Mühe aus dem kleinen Beutel, der für seinen Inhalt doch noch viel zu groß ist, einen Sechser hervor; noch einmal wiegt sie ihn in der Hand; ein lüsterner Blick zur Kuchenbude oder zur nächsten Bierwirthschaft hinüber; aber nein, die bunten Glaskorallen, die Spiegel und die Spangen sind doch gar zu schön, und warum sollte denn sie, gerade sie, kein Glück haben? Schnell tritt sie heran, hastig ergreift sie ein Loos, und traurig zieht sie ab, während in demselben Augenblick ein lustiger Student laut lachend die beneidenswertheste Perlenschnur, die er gewonnen, um den Finger wickelt und sie dann dem ersten schönen Kind, das ihm begegnet, gleichgültig zuwirft.

Dort gewinnt ein rosenwangiges Riegelhäubchen den zierlichsten Rosenkranz, aber sie ist unglücklicherweise Protestantin, und weiß nicht, ob es sich mit einem guten Gewissen verträgt, ihn anzunehmen; endlich entschließt sie sich, denn sie denkt: du kannst ihn, wenn es nicht eben Sonntag ist, um den Hals tragen, es sind ja so gut Perlen, wie andere. — „Das weiß doch der Teufel!“ flucht hier der Bauer mit seinem bebänderten Hut, und wendet sich verdrießlich ab; „vier Loose nehmen und viermal verlieren, heißt vier-und-zwanzig Kreuzer verlieren, und dafür hätte ich meiner Nannerl die Nadelbüchse, die ich zu gewinnen dachte, allenthalben kaufen können.“ — Eben so sehr nahm ein ziemlich weit von allen übrigen abgelegenes Zelt, worin vier junge Gemsen gezeigt wurden, meine Aufmerksamkeit in Anspruch; selten habe ich drei so vollkommene Originale vereinigt gesehen, als sich in den beiden Bauern, Vater und Sohn, die die Gemsen gefangen, und in dem Marktschreier darstellten, den sie sich vermuthlich, wie eine Trompete, die nicht erst geblasen werden darf, für Tagelohn gedungen hatten. An dem Eingang des Zeltes steht eine hoch aufgeschossene, vierschrötige Figur, die man ziemlich lange betrachten muß, wenn

man sich überzeugen will, daß sie lebt. Große bis an die Lenden hinaufgezogene Stiefeln, eine enganschließende gelbe Hose, eine blaue, um den Leib schlotternde Jacke, ein tief in die Augen gedrückter Hut, mit einer schmutzigen Hahnenfeder geziert; die linke Hand sitzt, als wäre sie darin festgenagelt, beständig in der Tasche, die rechte hängt mit aller Anmuth, die das allgemeine Gesetz der Schwere mit sich bringt, wenn ihm kein Eigenwille widerstrebt, am Körper herunter; sie erhebt sich nur — und dann, wie am Draht gezogen — wenn Jemand den Eintritt begehrt, um die drei Kreuzer Entrée in Empfang zu nehmen, und zugleich, falls nämlich der Eintretende eine Militairperson ist, sonst nicht, den Hut abzuziehen. Vor dem Zelt, in immer neuen Wendungen die unerhörten Vorzüge der Gemsen heraus streichend, spatziert der Marktschreier auf und nieder, er ist wohl beleibt, von kurzer, untersetzter Statur, und erstaunlich witzig. „Hier herein, meine Herren! vier Gams und ihre deutsche Säugamme, reine Natur; solche Gams sehen Sie nirgends in der Welt, als hier; es kostet nur einen Groschen, und wen der Groschen gereut, dem geb' ich zwei zurück; so bin ich. (Ein Gensdarme geht vorüber, er faßt ihn bei'm Arm und zieht ihn herein; der Lange nimmt den Hut ab.) Solche Herren dürfen nicht so vorbeigehen, die müssen Alles sehen, dann (mit einem überaus pfiffigen Blick, etwas leiser) sehen sie Nichts. Heda, du uncontribuirter Lümmel (es hatte sich, während er den Rücken gewandt, Einer dem Zelt genähert und schaute, von dem Langen wohl bemerkt, doch durch keine Miene abgehalten, durch eine Ritze hinein), glaubst Du, daß hier Eulenspiegels Bildergallerie ist, daß, wer unehrlich ist, Nichts sieht? Immer herein, meine Herren! der Kopf zahlt einen Groschen, wer keinen Kopf hat, hat's umsonst." — Ich trete hinein. Drinnen finde ich einen alten Mann; man darf kein Physiognomist sein, um darin den Vater des vor der Thüre placirten fleischernen Automaten zu erkennen. Er hat es glücklich herausgebracht,

daß die jungen, lebhaften Gemsen, wenn er sie auf den Rücken nimmt, von selbst herunterspringen, und wiederholt dies Experiment unausgesetzt und regelmäßig, wie eine Uhr ihren Schlag. — Am Mittwoch wurden unter Leitung eines hiesigen Turnlehrers von ein-und-vierzig Gesellen der Bäcker- und Schäfflermeister einige gymnastische Spiele ausgeführt. Spiele dieser Art, wobei es, wie einst bei den meisten Spielen der Alten, auf Entwickelung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit ankommt, haben in einer Zeit, wie die unsr'ige, wo fast immer nur geistige Kräfte sich an einander messen, einen besonderen Reiz, und was die erwähnten betrifft, so glückte ihre Ausführung zum Theil in lobenswerthem Grade. Schon den Zug sah man gern: Musicanten in seltsamen, bauschigen Gewändern, wie Repräsentanten einer längst vergangenen, nie wiederkehrenden Zeit, die Preisfahnen, glänzend im goldenen Sonnenschein, und dann, gleichfalls in alterthümlicher Tracht, die Kämpfer, fast lauter markige, stämmige Gestalten, strotzend von Lebenslust und Lebensmuth. Zuerst erfolgte ein Ringkampf, wobei es natürlich an possirlichen Scenen nicht gebrach; den meisten Beifall fand ein handfester Bäckergeselle mit einem verwegenen, schwarzen Bart, der, nicht zufrieden, seinen Gegner zu überwinden, ihn jedes Mal verächtlich über die Schultern schlug und ihn, auf den königlichen Pavillon zu, stolz und übermüthig einige Schritte vorwärts trug. Darauf ein Lanzenwerfen, ein Heben und Rollen gewichtiger Felsstücke, ein Wett- und Seillauf, und zum Schluß eine, dem Auge gefällige Gruppirung sämmtlicher Theilnehmer.

Das Octoberfest. Oeffentliche Sammlungen.

Donnerstag Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Es war ein schöner, stiller Abend, und eine unermeßliche Menschenmenge, die man weniger sah, als, einem in der Ferne grollenden Meere gleich, hörte, hatte sich versammelt. Der tiefblaue Himmel, die über die weite Wiese ausgesä'ten flackernden Lichter, die Musik

— auch ohne Feuerwerk hätte das Alles entzückt. Aber das Feuerwerk schloß sich diesen Herrlichkeiten auf würdige Weise an. Ein Feuerwerk machte auf mich von jeher einen höchst eigenthümlichen Eindruck: das Feuer, dies wilde Element, gleich einem gezähmten Tiger unterhaltende Künste machend, die ungeheuerste der Naturkräfte, die Eisen verbrennt, Felsen schmilzt, der von Allem Geschaffenen Nichts widerstehen kann, in zierlichen Rädern, in abgemessenen Kreisen, die ihr von Menschenhand vorgezeichnet sind, dahinhüpfend, als ob sie nach der Geige des Tanzmeisters ein Menuett ausführte — das wirkt auf mich, wie Umkehr der Weltordnung, Wahnsinn der Natur. Die Sternengarben, der Feuerbrunnen, die Raketen, die, sich oben in blaue, gelbe oder rothe Sterne verlierend, wie um die Wette in die Höhe schossen und, wenn sie's gut machten, beklatscht wurden, zuletzt die imposante Feuerstadt — alles dieß mogte den Himmel freilich eifersüchtig machen; doch hätte er an sich halten und sich mit seinen armseligen Sternschnuppen nicht lächerlich machen sollen; er ließ eine oder zwei fallen; die Lumperei nahm sich betrübt genug aus. — Am Freitag und Sonnabend wurden die die ganze Woche hindurch fortgesetzten Schießen beendigt und die Preise vertheilt; am Sonntag fand, das Fest abschließend, ein Nachrennen statt. Während der ganzen Zeit waren, Bibliothek und Münzkabinet ausgenommen, die sämmtlichen wissenschaftlichen Sammlungen des Staats, so wie die Glyptothek, für Einheimische und Fremde geöffnet, und wurden reichlich besucht. Ein kurzer Gang durch diese bedeutenden Sääle bilde den Schluß meines diesmaligen Berichts.

In dem zoologischen Cabinet macht der Elephant die Honneurs; dies plumpe Ungeheuer, dies Thier der auf den Ueberraschungseffect berechneten Mißverhältnisse, steht hart am Eingang und erschreckt die Damen, die sich den Repräsentanten thierischer Intelligenz, allen Naturgeschichten zum Trotz, artiger und anmuthiger gedacht. Mit mehr Vergnügen, d. h. mit weniger

Angst, verweilen sie bei seinem Nachbar, dem Elendthier, und wenn sie zuletzt zum Panther und Leoparden vordringen, fühlen sie sich ordentlich heimisch, es ist ihnen, als ob sie in guter Gesellschaft werthgeschätzte Freunde und Bekannte begrüßten. Viel Spaß macht ihnen ein überaus gutmüthig und selbstzufrieden vor sich hingrinsendes Faulthier, welches in der Attitude eines Pfarrers, der seine Gemeinde segnet, ausgestopft ist. Im Cabinet der Vögel machen sie die überraschende Bemerkung, daß es auch unter den Gänsen Nonnen giebt; von diesem Cabinet trennen sie sich am schwersten; der Kolibri, dies Kind des Nectars, dieser befiederte Edelstein, in dem, wie in einem Focus, die Farbe sich in ihrer vollen Göttlichkeit offenbart, fesselt mit magischem Zauber jedes schöne oder nicht schöne Auge; er ist der Magnet des Orients, dem wohl keine Seele widersteht. Einem Vater, der seinem kleinen Sohn die Thiere zeigte, folgte ich durch alle Sääle; er ging an allen, die er nicht auf seines Nachbars Dachrinne hätte antreffen können, schnell und schweigend vorüber, mogten die seltsamen Formen des Kindes Aufmerksamkeit auch noch so sehr reizen; aber wenn er den Sperling, die gemeine Haustaube, die Spinne, den Hund u. dgl. mehr herausfand, nahm er den Knaben auf den Arm und blieb minutenlang stehen. Und nun zur Glyptothek. Höchst bedeutend tritt dem Beschauer schon das Gebäude selbst entgegen; diese edle Einfachheit, der es dennoch, was so selten ist, an Würde und Fülle nicht gebricht, ist so ganz geeignet, jene Ruhe in der Seele hervorzurufen, deren sie bedarf, wenn sie zu wahrhaftem Genuß große Eindrücke in sich aufnehmen soll. Gewiß ist es ein selten wiederkehrendes Gefühl, was den Menschen ergreift, wenn er an einem hellen, frischen Morgen in diese edlen, harmonischen Sääle eintritt und nun zum ersten Mal vor den würdigsten Repräsentanten höchster menschlicher Thätigkeit aus allen Jahrhunderten steht. Ich habe manchen Eintretenden beobachtet, den bedächtigen Geschäftsmann und den flüchtigen Studenten,

den ernsten Künstler und den tändelnden Dilettanten; aber Alle waren still, als ob sie in die Hallen großer Todten einträten, die gestört werden könnten durch phrasendrechselndes Geschwätz; nur eine einzige Dame sprach etwas laut von carrarischem Marmor, doch die flog schnell, wie ein Spatz, an mir vorüber, von Saal zu Saal. Sind es doch auch die größten Todten, die, wenn sie selbst schweigen, Schweigen gebieten. In den egyptischen Saal, mit seinen starren, finstern Götterbildern, in denen Nichts lebt, als die in schauerlicher Einförmigkeit ewig wiederholte Idee des Todes, und die des Künstlers furchtsame Hand nicht einmal loszulösen wagte von dem fesselnden Stein, wird man zuerst gewiesen; dann schreitet man durch alle Perioden griechischer und römischer Kunstbildung fort, bald hinan, bald hinunter, eine Pilgerreise in Nebel und Nacht, über Berg und Thal, bis man zuletzt im Saal der Neuern anlangt, und vor Thorwaldsens und Canovas Werken, zur Genugthuung für so manche widerwärtige, entgegengesetzte Empfindung, mit Stolz und Freude fühlt, daß unsere bettelhaft-armselige Gegenwart doch nicht ganz und gar bedeutungslos ist, daß sie Bedeutung hat für die Kunst. Im Saal der Neuern stand ein Mann, kopfschüttelnd, den Ausdruck höchster Verwunderung im Gesicht, vor der Büste Napoleons. „Mein Gott, wie ist das möglich!“ flüsterte er mir zu, als ich ihn fragend ansah. Sein Ausruf und seine Verwunderung klärten sich mir bald ergötzlich genug auf. Er hatte zwei Nummern im Katalog verwechselt, und glaubte, statt vor Spallas Napoleon, vor Canovas Venus zu stehen.

2.

München, Februar.

Die Cholera.

Es ist eine betrübte Zeit für einen Correspondenten, wie für eine Stadt, wenn eine Krankheit Epoche macht. Zum Leben der Stadt gehört freilich auch das Sterben, aber wenn der Correspondent bedenkt, daß die Nacht, die Jeder kennt, keiner Beschreibung bedarf und keine verdient, sondern nur die wenigen Sterne, die hin und wieder aus ihren Schatten und Wolken hervorquellen, mit Einem Wort, wenn der Correspondent ein Herz im Leibe hat, so wird er nicht Herz genug haben, seine Leser mit Jammern und Noth zu bewirthen. Diesem Umstand haben Sie mein langes Stillschweigen beizumessen. Die Cholera ist ein Weltereigniß, kein Wunder also, daß sie auch für München ein Ereigniß war. Die Cholera, und wieder die Cholera füllte vom Tage ihres Ausbruchs an, wie Särge und Leichenäcker, so auch Conversation und Zeitungen; eben die Cholera aber war es, womit wenigstens ich Ihre Blätter nicht anstecken wollte. Endlich ist, einer allerhöchsten Bekanntmachung zufolge, die man seit acht Tagen an allen öffentlichen Plätzen angeschlagen findet, die Cholera selbst Todes verblichen. Da darf ich mir denn einen Rückblick auf die letzten drei Monate und eine gedrängte und heitere Darstellung dieses kurzen, aber für München bedeutungsvollen Zeitraums erlauben.

Es läßt sich an der furchtbaren Geheimnißvollen wenig rühmen, doch gereicht's ihr zur Ehre, daß sie sich nur verschleiert, nicht verstellt. Mag sie dem grübelnden Arzte immerhin ein Mysterium bleiben, und dem Einen ein verschmitzter Luftgeist, dem Andern eine boshafte Wassernixe, dem Dritten gar ein geflügeltes Insect scheinen: sie ist nicht zu erkennen, aber auch nicht zu verkennen, und weiß Niemand, was sie ist, so

weiß doch Jeder, wie er mit ihr daran ist. Dennoch, wie der Mensch denn überhaupt ein Ungeheures, das ihm mit Geisterschritten nahe tritt, so lange von sich abwehren zu können glaubt, als er sich die Keckheit, es zu ignoriren, erhält, dauerte es geraume Zeit, bis wir Münchener — es ist natürlich nur vom größern Publicum, diesem immer ungläubigen Thomas, die Rede — uns überwinden konnten, sie als die wirkliche Frau Geheimeräthin von Cholera anzuerkennen und als solche in unsere Fremdenliste aufzunehmen. Vergebens deutete sie, stolz und schweigend, auf ihr Creditiv, den Kirchhof; wir konnten ihr den Sieg nicht streitig machen, aber die Ehre des Siegs sprachen wir der gewöhnlichen Brechruhr und einem Dutzend anderer Uebel zu, als ob es, wie bei einem Turnier in alten Zeiten, nur darauf angekommen wäre, den Stammbaum der Fremden zu verdächtigen, um sie ohne viel Federlesens aus den Schranken zu verweisen. Am Standhaftesten beharrte auf ihrer vorgefaßten Meinung meine alte Aufwärterin; sie wiederholte mir's bei jeder Gelegenheit, besonders aber dann, wenn sie mich bei'm Wechseln der Leibbinden ertappte, wie lächerlich sie all' die Vorsichtsmaaßregeln finde, die man gegen ein gar nicht vorhandenes Uebel anzuwenden furchtsam genug sei, und den Grund, auf den sich ihre Ueberzeugung stützte, konnte freilich keine Logik erschüttern. „Ich lebe noch," sagte sie „und bin doch auch nicht von Eisen." — Wenn der Tod sich einmal recht breit zu Tisch setzt, so wird's den Lebendigen schwül um's Herz. Ich wüßte nichts Schöneres am Leben, als daß es den Gedanken an's Sterben eigentlich gar nicht aufkommen läßt. Wir können leichter Alles, als unser kleines, dürftiges Ich wegdenken aus der großen, unendlichen Kette, und beschwören wir wirklich in irgend einer Stunde die Erinnerung an die letzte herauf, so schaudern wir nicht vor ihr zurück, wir genießen sie, wie Eis im Sommer, zur Erfrischung. Das ist aber ganz anders in Zeiten, wo die Menschen nicht langsam erlöschen, wie Lichter in verschlossenen

Laternen, sondern wo sie unheimlich schnell ausgehen, wie Lampen im Zugwind. Da glauben wir in jedem Hauch, der uns etwas rauh oder kalt anweht, den Gruß des Todes zu spüren, und eben, wenn die Pforten der Ewigkeit doppelt aufgerissen sind, fühlt Jeder, wie viel und wie Werthvolles er auf Erden zurücklassen müßte, wär' es auch nur ein in Thränenwasser gestellter Blumenstrauß der herrlichsten Hoffnungen. — Als ich den Todtenwagen — abscheuliche Kasten — immer häufiger und fast bei jedem Gang durch die Straßen begegnete; als sie, wie auf ein Monitum der höchsten Postdirection in rascherm und immer rascherm Trott gefahren wurden; als das Leichenglöcklein mit seiner hellen, schneidend-scharfen Stimme gar nicht mehr aufhörte, gleich einem hungrigen, unersättlichen Raben, nach Futter zu schreien — da erhielt in meinen Augen die geringste Erkältung, der kleinste Ansatz zu einer Unterleibsbeschwerde und dergleichen Uebeln, die man sonst kaum zu den Uebeln rechnet, Bedeutung, und zum ersten Male fühlte ich mich aufgelegt, durch die unfruchtbare Lectüre von Hufelands Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, mein Leben zu verkürzen. Das gräßlichste memento mori gaben Abends die vor den Häusern der Choleraärzte ausgesteckten Laternen, deren Gläser der Abzeichnung wegen, blutroth gefärbt waren. Doch unmittelbar aus dem Leben selbst, aus jeglichem seiner verworrenen Zustände, entwickelt sich der Stein der Weisen, der nicht die Dinge, aber uns verwandelt, und uns unter den schwierigsten Bedingungen die Existenz Anfangs als Last erleichtern hilft, zuletzt als noch immer wünschenswerthes Gut schätzen lehrt: das ist die Gewohnheit. So gewöhnt man sich denn auch nach und nach an die Cholera. Ich für meine Person beschwichtigte mich dadurch, daß ich sie, wenn ich eben die neuesten Nachrichten aus Constantinopel las, im Stillen mit der Pest verglich, wo sie mir denn ordentlich, wie ein unschuldiges Kind, vorkam, das Niemanden sonderliches Leid zufüge. — Ergreifend war für

mich am Tage aller Seelen ein flüchtiger Besuch des Leichenackers. Die Polizei hatte mit Recht vor dem Aufenthalt bei den Gräbern, wegen der schlechten Luft, die sich dort entwickelte, gewarnt. Dennoch fand sich fast kein einziges Grab, wo ich nicht einen Kranz, ein Gebet oder eine Thräne opfern sah; stieß mir doch eines auf, so dachte ich nicht: „das wird vergessen," ich dachte: „die sind schon Alle beisammen," und ging mit um so größerer Ruhe weiter. Dieß ist ein schönes Fest der katholischen Kirche, aus einem tiefen Bedürfniß der Menschennatur hervorgegangen; schwerlich würde irgend ein Protestant protestieren, wenn auch seine Kirche es adoptirte. Ueberhaupt sollte jede Kirche nicht sowohl Heilige creiren, als das Heilige sanctioniren.

Noth lehrt beten, sagt das Sprichwort, und die Cholera hat während ihres letzten Feldzugs zur Vermehrung der Gebetbücher rühmlichst beigetragen, und sich in Baiern um diesen schon sehr beliebten Literaturzweig unbestrittene Verdienste erworben. Den mit der Gesundheitspolizei der Stadt beauftragten Collegien muß das sie gewiß erhebende Zeugniß gegeben werden, daß mehr als irgendwo Alles, was in menschlichen Kräften stand, aufgeboten ward, um baldmöglichst wieder einen bessern Gesundheitszustand herbeizuführen. Um so auffallender war es mir, daß die wohlgemeinte und gewiß von ihm hinlänglich geprüfte Eingabe eines in den Ruhestand versetzten patriotischen Beamten völlig unberücksichtigt blieb. Der Mann schlug in einer Eingabe an das königliche Ministerium vor, man mögte, der Luftreinigung wegen, von Zeit zu Zeit die ganze Garnison, Tabak rauchend, durch die Stadt führen. Er wurde verlacht; nun, er wird an Columbus, an Samuel Hahnemann und den Erfinder der Dampfschifffahrt gedacht und auch gelacht haben. Aufsehen erregte eine kleine heftige Schrift: „Die Cholera oder Brechruhr, nach ihrer allopathischen und hydropathischen Behandlung vergegenseitigt von Professor Oertel in Ansbach." „In diesem Schriftchen," sagt der Herr Ver-

fasser, „habe ich bewiesen, was mir Keiner wird widerlegen können: a) daß die herkömmliche Arzeneicur mit all ihren Vorbau- und Heilmitteln wider die Cholera seit 1830 im Ganzen viel zu wenig geleistet, und daher über die Hälfte der Kranken hingeopfert, oder doch bei den Geretteten Nachkrankheiten hinterlassen hat, weil ihre Natur nicht völlig ausgereinigt worden war. b) Daß dagegen die Wassercur als einziges und einfachstes Vorbau- und Heilmittel, überall, wo sie unvermischt, innerlich und äußerlich zugleich, angewandt wurde, im ersten und letzten Stadium dieser Weltseuche Wunder gethan, und Sterbende, ja Scheintodte neu belebt und alle Nachkrankheiten verhütet hat.“ Wie man vernimmt, ist der zweite Beweis nicht völlig so gut geglückt, als der erste. Aus Anlaß dieser Schrift wurde der Herr Professor Oertel von Seiten der Regierung nach München requirirt, um hier an dazu geneigten Cholerakranken mit seinem Universalmittel Wunder zu thun. Wie sie ausgefallen sind, weiß ich nicht; ich habe nur einmal in irgend einem Blatt eine von ihm erlassene Bekanntmachung gelesen, worin er es zur öffentlichen Kunde brachte, daß zwei aus der allopathischen in seine hydropathische Behandlung übergegangene Kranke — gestorben seien. — Eine aus dem freiwilligen Verein homöopathischer Aerzte hervorgegangene homöopathische Heilanstalt, worin auf Verlangen auch Cholerakranke aufgenommen wurden, soll sich, namentlich auch in Bezug auf diese, bereits als segensreich ausgewiesen haben. Besonders lobenswerth erscheint es mir, daß sie fortlaufende getreue Berichte über ihr ärztliches Wirken geben will. Der Praxis gebührt am Ende doch in allen Dingen das letzte Wort. — Aus all diesen Einzelheiten ermessen Sie, daß die Cholera hier, wie allenthalben, dieselbe war. Als eine Eigenthümlichkeit ihres Auftretens bei uns ist herauszuheben, daß sie weniger schonend mit den höheren Ständen umging, wie wohl anderswo; Börne kann mit ihr zufrieden sein. Wie die Regierung in

dieser Periode ihre hohe Mission auf's Trefflichste zu erfüllen wußte, so verläugnete auch der Baier in dieser bedenklichen Periode seinen Character nicht: eine gedrückte Stimmung kam nicht auf; er begann nicht schon drei Tage vor der Krankheit zu sterben, er klammerte sich an's Leben, so lange es ging, und sog begierig den letzten Tropfen.

Menagerie. Schäfflertanz.

Mitten in der bedrohlichen Zeit traf die Frau van Aken mit ihrer Menagerie hier ein, und stellte hohe und höchste Herrschaften der Wüste ohne Scheu der Gefahr der Ansteckung bloß. Sie (die Menagerie) ist sehenswerth. Man trifft dort einen Leuen, der in London zwanzigmal Alexanders Triumphwagen gezogen hat, und sich jetzt ein Vergnügen daraus macht, das Publicum zu überzeugen, daß des Löwen Rachen für den Kopf des Menschen einen völlig sichern Aufenthaltsort darbietet; ferner einen Eisbären, der mit dem Mann, der ihn füttert, verliebte Küsse wechselt und Zucker aus seinem Munde nascht; einen schätzbaren Waldteufel, der sich leider dem Trunk ergeben hat; eine Löffelgans, die den untern Löffel ihres Schnabels mit seltener Bereitwilligkeit zu einer Schlafhaube hergiebt, und während der Procedur göttlich dumm dreinschaut; eine Hyäne, die die Menschen liebt, aber nicht — und darin steckt die Tugend — zum Fressen; philanthropische Tiger, Wölfe, eine Boaschlange, die sich liebkosen läßt, genug, Gesellschaft, wie man sie nicht auf der Straße findet. Vorzüglich Abends, wo bei brillanter Beleuchtung offene Tafel gehalten wird, lohnt sich ein Blick in diesen Familienkreis der Mühe.

Als heiteres Nachspiel schließt sich an die Cholera der Schäfflertanz. Die Schäfflergesellen durchziehen in rothen Fracks, schwarz-manchesternen Hosen, weißen Strümpfen und Schuhen, Guirlanden in den Händen, zwei Hanswürste und ein Musik-Chor an der Spitze, die Stadt und führen vor den

Wohnungen der Honoratioren, sowie vor Brauhäusern und Weinschenken einen abentheuerlichen Tanz auf. Dieß ist eine Volkslustbarkeit, die nur jedes siebente Jahr statt hat. Vor langen, langen Jahren, heißt es, als eine furchtbare Krankheit — man nannte mir die Pest — München verheerte und die übriggebliebenen Lebendigen durch Angst und Entsetzen so fest in ihre Wohnungen gebannt hatte, wie die Todten in ihre Gräber, wagten es die Schäffler zuerst wieder, den unterbrochenen Reigen des Lebens auf's Neue zu eröffnen. Sie durchzogen tanzend, mit lustiger Musik, die Straßen; das entzündete in jedem Herzen die zurückgedrängten, fast erloschenen Flammen der Hoffnung und des Lebensmuthes; Mädchen und Frauen traten schüchtern an die Fenster, Männer öffneten die verriegelten Thüren. Der schöne Tag zieht, wenn ich mir ihn lebhaft denke, in Glut und Farbenschmelz an mir vorüber, als ob ich damals selbst Antheil gehabt hätte an der allgemeinen Auferstehung. Da wurde denn zum ewigen Andenken der sogenannte Schäfflertanz gestiftet: also, wie Alles, was heut' zu Tage Fest heißt, ein Vermächtniß alter Zeit. Der Schäfflertanz ist ehemals wohl anders gewesen, frischer, heller, freudiger; jetzt tanzen vernünftige Leute mit ernsthaften Gesichtern, wie man auf dem Theater tanzen sieht, nämlich für Geld; Hanswurst ist ein tristes, ja schauerliches Gespenst, das sich aus der Gruft heraufgestohlen und Nichts, als sein altes, buntes Narrenkleid mitgebracht hat, das Ganze ein nachgemachtes Feuer, an dem man sich nicht erwärmen kann. Nun, dieß trifft nicht den Münchener Schäfflertanz allein; unsere Zeit hält sich freilich für den abgezogenen, reinen Spiritus aller Vergangenheiten, mir aber scheint sie eine eingemachte, saftlose Frucht, deren Fleisch nicht mehr schmackhaft ist, und deren Kern nicht mehr treibt.

3.

München, Mai.

Die Osterwoche. Das Fest des St. Georgenordens.

Erlauben Sie mir, daß ich die Grippe, die sich gleich nach der Cholera bei uns einstellte, überspringe und Sie vorzugsweise von den Festen und Lustbarkeiten, die uns die beiden letztvergangenen Monate gebracht haben, unterhalte. In einen Bericht über die Cholera wollte ein Bericht über den Carneval nicht hineinpassen; ich kann ihn aber leicht und, worauf es bei'm Nachholen vor allen Dingen ankommt, kurz nachholen. Der diesjährige Carneval hatte vom Carneval wenig mehr, als den Namen; dieß ist zu einer Zeit erklärlich, wo Tanz und Spiel dem Tod im eigentlichsten Verstande steuerpflichtig sind. Dagegen hatten die Fasten vom Fasten dies Mal vielleicht mehr, als den Namen, obgleich die Kirche mit Dispensationen von ihren strengen Regeln freigebiger und zuvorkommender war, wie sonst. Die Fastenzeit und noch mehr die Osterwoche, haben in München ihr eigenthümliches Gepräge. Während jener sieben Wochen ist der Besuch der Kirchen in hohem Grade erhebend und erquickend, weil dann die Musik, die echte Priesterin der Religion, ihr heiliges Amt versieht, und es jedem Herzen kund thut, daß sie die Mittlerin ist zwischen Gott und den Menschen. Die Charwoche — dieser mystische Gedankenstrich auf der Runentafel des Jahrs — ladet am Gründonnerstag und stillen Freitag die Andacht und die Neugier zum Besuch der heiligen Gräber ein. Geheimnißvolle Dämmerung, nur am Altar helles, von roth gefärbten Lampen ausgehendes Licht, welches auf das Bild des bleichen Erlösers fällt und seine Wunden allein beleuchtet, dumpfer, monotoner, bedrückter Gesang: alles dieß verwandelt die Neugier leicht in Andacht und die Andacht in Zerknirschung. Nun kommt der warme, frische, sonnige Ostertag

„Christ ist erstanden!" Ein Pulsschlag seines Lebens durchzuckt die Welt; das Grab hat zum ersten Mal eine Rückzahlung gemacht, das Herz zittert nicht länger vor einer Nacht, die keine ewige ist. Da schmückt sich jede Kirche mit Laub und Blumen; das Kreuz, das schwarze, melancholisch-düstere, wird aufgebaut aus unzähligen Lichtern, jubelnd erbrauſ't die Orgel, die Posaune, die wunderbare, die halb flüstert und halb donnert, redet darein, wie eine Stimme von oben. Jetzt schließt die Kirche einstweilen den Reigen ihrer Feierlichkeiten; das Leben tritt wieder in seine Rechte. Einen Uebergang von ernster kirchlicher Feier zur profanen Lustbarkeit bildet das auf den 24sten April fallende Ritterfest des Ordens St. Georgii; es beschwört die Schatten einer längst versunkenen Zeit herauf und macht, insofern hier dieselben Personen die fast gespenstische, in Nebel zerronnene Vergangenheit und die klare, feste Gegenwart repräsentiren, einen eigenen Eindruck. Der Aufzug der Ordensritter, die Erscheinung des Königs, als Großmeisters, ist imposant und zieht die Zuschauer in Masse herbei. Die aufzunehmenden Ritterschaftscandidaten erscheinen mit bloßem Haupt, in weißen, seidenen Röcken und braunen Schnürstiefeln; auf sie folgen in blau-sammtenen Mänteln und weißen Kleidern, auf dem Haupt spanische Hüte mit nickenden Federn, die Ritter, sammt dem Großprior, endlich, im weichen Hermelinmantel, im Kreise festlich costümirter Hofbeamten und der Hatschiere mit ihren Partisanen, der Großmeister selbst. Der Zug verfügt sich in der angegebenen Ordnung von der Residenz nach der Theatinerkirche; hier angekommen, leisten die Ritterschaftscanditaten den Eid, daß sie an König und Vaterland mit unverbrüchlicher Treue halten, Frauen und Waisen beschützen und an der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes nimmer zweifeln wollen; dann werden sie mit den Insignien der Ritterwürde bekleidet und kehren in die Residenz zurück, wo sie eine Rittertafel erwartet.

Der Bockskeller. Pranger. Der Schauspieler Jost.

Mit dem 1sten Mai ist, alter Sitte gemäß, der Bockskeller wieder geöffnet und das Ziel aller derer geworden, die gerne trinken, oder gerne beobachten. Der Bockskeller ist ein altes, häßliches Gewölbe, dem der fröhliche Schmuck frischer, grüner Tannenzweige, mit denen man ihn besteckt hat, kaum besser steht, als einer Matrone die bunten, flatternden Bänder, womit sie sich die Reize der Jugend kokettirend zurückzukaufen sucht; im Hintergrunde, an einer Wand, befindet sich ein uraltes, mit der Jahreszahl 1518 versehenes Basrelief, welches den Genius vorstellt, der im Keller vorzugsweise waltet, den Bock nämlich, der den Rausch vieler Leute trefflich symbolisirend, hinten und vorne ausschlägt, weil er ausgelassen ist. In diesem Keller wird das Bier der Biere, der Bock, volle sechs Wochen hindurch geschenkt. Die Bereitung dieses Biers ist ein Regal, es war das erste, welches (nach der Tradition auf Befehl eines Herzogs, dessen Gemahlin aus Sehnsucht nach Bier, dem in ihrem Vaterland gewöhnlichen Getränk, bis zum Tode erkrankte) in München gebraut ward, und hat — seltenes Glück! — im Laufe der Jahrhunderte so wenig an innerer Güte, als an Ruf, eingebüßt. Besonders Abends verlohnt sich ein Gang in den Bockskeller der Mühe; denn er ist auf angemessene Weise, d. h. sparsam und simpel, erleuchtet; die Gesellschaft ist aus allen Ingredienzien zusammengesetzt, und so zahlreich, daß der Einzelne Mühe hat, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu gelangen; Niemand ist, bürgerlich oder intellectuell, so hoch gestellt, daß er sich nicht gerne auf ein halbes Stündchen in den tollen Wirbel mischte, ohne darum, wie Fett, obenauf schwimmen zu wollen. Diese heitere Verschlingung aller Stände zu einem Ganzen zeichnet München und überhaupt Baiern vor so manchen andern deutschen Städten und Staaten gar vortheilhaft aus, hauptsächlich vor den verknöcherten Hansestädten, wo man alle

Zwischenräume zwischen Menschen nach Zollen und Linien abmißt. Der Bock wird nicht in den gewöhnlichen, sondern in wohlgeformten, pocalähnlichen Gläsern, die beim Anstoßen klingen und nicht bloß klappern, und die ausschließlich in diesen sechs Wochen zum Vorschein kommen, ausgeschenkt; ein Hauptspaß (von der Vorzeit auf die Gegenwart vererbt, wie der Bockskeller und der Bock selbst) soll es dabei für die geringere Volksclasse sein, von diesen Gläsern die geleerten unbemerkt als Trophäen einzustecken. Genug vom Bockskeller, denke ich, für diejenigen, die ihn nicht besuchen können, und gewiß für die, die ihn besucht haben. — Eine Volkslustbarkeit anderer Art (leider muß man den Act, der Abschreckungstheorie zum Trotz, so nennen!) gehört Gottlob! nicht zu denjenigen, die der Mai regelmäßig bringt. Es war die Ausstellung eines zum Tode verurtheilten, mit lebenslänglicher Kettenstrafe begnadigten Raubmörders am Pranger. Das Herbeiströmen der Menge zu diesem furchtbarsten aller Schauspiele beleidigt mich immer im Innersten, wo und unter welchen Verhältnissen es mir auch entgegentrete; ich weiß nicht, ob ich mein Gefühl für krankhaft halten muß, aber ich sehe in jener Schaustellung der sittlichen Fäulniß den eigentlichen Gnadenstoß einer entarteten Natur, der sie völlig knickt, und ich glaube, die Justiz sollte keine Strafe dictiren, die im Zuschauer, wie im Verbrecher, nur das Bestialische aufregen kann. Sie sollte es um so weniger thun, als nur das Beil, aber keine Festung die Gesellschaft vor der Rückkehr — selbst vor der gesetzmäßigen — eines ausgestoßenen Mitgliedes völlig sichert, und als sich vielleicht Kerker und Ketten vergessen lassen, doch gewiß kein Pranger.

Jedem Fremden, der München besuchte, hat sich wohl die Bemerkung aufgedrungen, daß es dieser Stadt, im Vergleich zu so mancher andern, ungleich weniger bedeutenden, noch immer an einem angemessenen Gasthof fehle. Dies Zurückbleiben der hiesigen Speculanten hinter den wirklichen Bedürfnissen der sich

mehr und mehr ausdehnenden Stadt, in deren Mitte sie leben, ist in unsern Tagen seltsam genug, und hat der Polizei zu einer Bekanntmachung Anlaß gegeben, worin sie demjenigen, der sich zur Einrichtung eines solchen Gasthofs verstehen will, und die dazu nöthige Summe nachweisen kann, die unentgeltliche Ertheilung des Privilegiums verheißt; eine Maaßregel, die unstreitig in Hinsicht der Bequemlichkeit der von allen Seiten auf München zuströmenden Fremden an der Zeit ist, und wohl schwerlich erfolglos bleiben wird. — Ich spreche nicht gern vom Theater, da heut' zu Tage das Bild des Lebens, wo möglich, noch farbloser und verwaschener ist, als das Leben selbst. Dies Mal aber muß ich eine Ausnahme machen. Ein wahrhaft bedeutender Künstler, Jost aus Hamburg, der bis jetzt in dem Maaße, wie er sie verdienen mögte, vielleicht noch keine Anerkennung gefunden hat, ist hier für das Fach des verstorbenen Vespermann engagirt und hat, nachdem er zuvor mehrere Gast- und Proberollen gegeben, neulich als Ludwig der Eilfte im Stück gleichen Namens von Delavigne debütirt. Die Kraft, womit er dies grauenhafteste Gespenst der Geschichte, diesen bodenlosen Heuchler, der Gott, die Welt und sich selbst zu betrügen sucht, diesen zusammengebrochenen, fast nur noch als Schatten umgehenden König, der mit entsetzlicher Angst die hohle, ausgesogene Existenz, die ihm Nichts mehr zu bieten vermag, wie ein letztes Brett im Ocean, umklammert, in die Erscheinung rief, ja mit der er, was mehr sagen will, uns Delavignes neufranzösische Romantik vergessen machte, war erstaunlich, verschaffte ihm auch den allgemeinsten Beifall. Möge er sich in der Liebe und Gunst des hiesigen Publicums befestigen, wie er sich in seiner Kunst befestigt hat!

4.

München, October.

Strauß. Die Gesellschaft.

Gestern Abend gab Strauß auf flüchtiger Durchreise Concert und Ball im Odeon. Die herbeiströmende Menge stand in keinem Verhältnisse mit dem Locale. Bezeichnend, aber keineswegs erfreuend der Contrast: die Vorstellung für Mozarts Denkmal — leere Bänke, und hier — „Sturm auf Sigeth". Nie befand ich mich in solchem Gedränge. Ungestüm trieb uns die Flut auf die Gallerie, wo sich auch sonst bei ähnlichen Gelegenheiten (Strecks Unterhaltungen 2c.) die bessere Gesellschaft findet. Heute schienen diese Elemente mehr unten im Saale zu gähren: viele Lichter, haute volée, elegante Gestalten, aber auch grelle Contraste; meist hübsche Toiletten. Wie dem Einzelnen bei'm lieben Nächsten geht es auch den Städten: München schreit über Wiener Moden, zuckt die Achsel über Stuttgart; Stuttgart macht die Nähe von Frankreich geltend und verkleinert München; so gilt das Kappensprichwort auch von den fashionablesten Hauben, und bald hier, bald dort fallen wir diesem Fanatismus zum Opfer. Doch jetzt zu Strauß, dem verkörperten Wien. Der Beifall war immer noch brausend, obwohl seither hiesige gelungene Copien den Reiz der Neuheit geschwächt haben. München ist doch ein wenig Wien, und wen überhaupt berauschten nicht diese freudewogenden Klänge? Strauß geberdete sich wieder, wie die pythische Priesterin auf dem Dreifuß; musicalische Gichter zuckten dem armen Kapellmeister durch alle Glieder. Nächst seinen Ballraketen und Pilgern am Rhein (auch wieder „Walzer, über die man sich zu todt weinen könnte") überraschten die Contraste in seinem Potpourri. Die Zöhrer, der Tenor, wirklich Männerstimme, und der bekannte Discant sangen ein Duett, von beiden Seiten widrig, ganz so widrig,

als wenn männliche Charactere weibisch, weibliche männlich sind; also die Moral wenigstens gut. Der Ball begann, auf einem Raume, nicht viel größer, als ein Präsentirteller, drehten sich Gold- und Silberhäubchen, wie Mond und Sterne, in bescheidenen Kreisen um ihre Axe. Man stieß sich im Saale umher, nirgends Conversation. Strauß war die ganze Poesie des Balls; sonst sah ich überall nur Prosa, und war froh, zu entkommen. — Mich zog Halms Griseldis in's Theater. Das Trauerspiel wurde nicht schlecht gegeben. Doch Eine Oase in den Steppen dramatischer Literatur! Es thut wohl, einmal etwas Neues zu sehen, was an das Bessere, Alte erinnert — würdige Sprache, Wahrheit im Contrast der Charactere; der weibliche — Treue, Geduld, Liebe mit ihrer unbegränzten Hingebung, und nach dieser doch auch wieder mit dem edlen Stolze; der männliche in seiner Kraft, aber auch in seinem Uebermuthe, in seinem Egoismus, und endlich, damit die Frauen sich nicht überheben, in Ginevras Character die Bemerkung, daß nur dem weiblichen in seiner Abart gegeben ist, recht Teufel zu sein, mit Schlangenlist höllische Wege zu ersinnen, die hier andererseits freilich etwas peinigend werden und zuletzt sogar unwahrscheinlich durch die fortgesetzte Seelenfolter der armen Griseldis. Die Dahn hat ein rührendes Mienenspiel. Ich mögte ihr aber das Studium der Antike empfehlen: die äußere Ruhe, Schönheitstille der Form bei'm innersten mächtigen Ocean der Leidenschaft. Nicht der Sturm des Schmerzes, wohl aber eine gewisse Ruhe im Schmerze macht ihn ergreifend. Die guten Leute spielen zu sehr Comödie; ich will Künstler, keine Schauspieler. Wo bleiben auch classische Wahrheit und einfache Natur der guten, älteren Schule? Eslair hat mit Recht Ruhe auf Lorbeern anzusprechen, und die Fries, so zu sagen der Zögling Goethes, die ihre dramatische Bahn unter seinen Augen in Weimar eröffnete, wird weder gewürdigt, noch angemessen beschäftigt. Mögte die wahre Muse das ihr geweihte herrliche Haus auch immer bewohnen dürfen! München

verspricht und giebt so viel für Kunst, daß man berechtigt ist, auch viel zu verlangen, nicht nur Glanz und bunten Schein, auch den echten, geistigen, tief innersten Kern, nicht nur die kostbare Muschel, auch die köstlichere Perle. Baiern hat Riesenschritte gethan aus der Nacht der Zeiten, und sein Weg — mögen es vergangene Jahrhunderte mit ihren Todten verantworten — sein Weg war der weitere. Lebhafter, als der literairische, ist der Sinn für Musik. Doch hat auch diese Muse selbst in den ihr heimischen Salons meist nicht die Ehre des Fauteuils, nur das bescheidene Tabouret. Was Zweck sein sollte, ist Mittel, und die Vorliebe für jene Kunst nur zu häufig Manie, wie der literairische Tick in den Berliner Thees. Ein aufgezogener Automat am Flügel scheint ebenso de rigueur im Salon, wie die singende Theemaschine. Doch haben sich im Gegensatze auch Vereine gebildet, die, Bellinis u. A. Flitterstaat verschmähend, zur classischen, ja sogar zur Kirchenmusik flüchten, und nicht selten, wenn der Champagnerrausch des Carnevals verflogen, den Kenner mit schönen Früchten ernster Studien überraschen. Was das geräuschvolle Leben der großen Welt betrifft, so bildet es ja überall den gleichen Cyclus: auch hier bestimmte Tage, an denen man empfängt; auch hier die geisttödtenden Raouts mit ihrem Gähnen, ihrer Last und Hitze; auch hier herkömmliche Bälle und Diners bei Gesandten und dem Adel, die ausnahmsweise eine glänzende Variation bekommen durch Feste, bei welchen die Prinzen des Hauses die Crême der Gesellschaft versammeln. Die Hoffeste gehen ihren regelmäßigen Gang: Cammerbälle und Hofbälle, Academien, Concerte, Tafel. Die zweite Gesellschaft copirt zum Theil die haute volée, und hie und da vereinigen sich beide in einem der reichsten Banquierhäuser, mehr zum Glanze, als zum Vergnügen und Comfort. Das Kunstleben, wenn ich einige schöne Familienkreise ausnehme, entfaltet seine Geselligkeit im Gasthause, und ist für die Theilnehmer voll Reiz und Schwung — ein kleines Rom. Uebrigens

sind die geselligen Verhältnisse im jetzigen Augenblicke noch ziemlich lose und ohne bestimmte Form: kaum daß die schöne Welt von Reisen, oder von der Villeggiatur aus dem nahen Gebirge heimkehrt. Der Tegernsee, dessen Ufer mit Campagnen besäet sind, gleich den beliebten Seen Italiens und der Schweiz, hat einen glänzenden Herbst gefeiert. Es war eine schöne Vereinigung in jenem Zauberkreise der Gebirge, die aber mehr das Gepräge eines Familienfestes trug, wo Kronen für Alpenrosen eingetauscht wurden. Indessen flochten dort die herbstlich langen Abende auch manchen heitern Kranz der Kunst; u. a. erneuerte das kleine französische Theater, welches zuweilen den Landaufenthalt der Königin-Wittwe belebt, seine Vorstellungen.

Kunst.

Die neu vollendeten Giebelbilder schmücken nun die Glyptothek, doch dünkt mir die Gruppe etwas gedrückt. In freudiger Ungeduld, wie man die Schwelle des Vaterhauses überschreitet, stieg ich die Stufen hinan, auf denen ich als Kind geträumt von Aspasia, Sokrates und Academie, und so erschien ich mir beinahe gleich Ahasverus, ein Pilger von Jahrtausenden. Mit warmem Danke für König Ludwig und seine Wundergaben ging ich durch die Sääle, verfolgte andächtig das Erdenwallen der himmlischen Grazie, von Phidias' erhabener, sterngeborener Muse bis zu Praxiteles' meerentstiegener, mit unsterblichem Reize begabter Göttin. Auch die Silengrazie ist repräsentirt durch den barberinischen Faun — und wie! der Marmor lebt, des Schläfers halboffene Lippen athmen warmen Hauch. Bei der Medusa Rondanini mögte man knien vor der Größe der Alten: da ist keine Frazze, aber Todesgraus im Ausdrucke dieser rein geformten Züge — eine erstarrende Schönheit. Roma, Athene, zwei Brustbilder; beide als Minerva, beide gleich gebildet, und dennoch so fein und treffend im Gegensatze characterisirt, wie zwei in den Zügen ähnliche und

im Gemüthe ganz verschiedene Zwillingsschwestern: Rom die jugendliche, keckgebietende, Pallas, die sinnende, jungfräulich erhabene Göttin. — Es wimmelte von Ameisen am Fuße der Heroen: im ersten Gliede die Künstler, den Hut schief auf dem Kopfe, den Mantel kunstgerecht gefaltet; dann die bebrillten Blaustrümpfe, die Nase hoch, im Vertrauen auf Minerva, die Patronin, und Sappho, die älteste und erste aller blue stockings; dann endlich der große, theilweise elegante Haufe. Wie Schwalben in einem hehren Werke der Architectur harmlos aus und ein schwirren, zwitscherte es ringsum bei allen Marmorgruppen; hier Volksdialect, zu dem sich die hochtönenden classischen Brosamen wunderlich reimten; dort der Jargon der Gesellschaft, den man in den olympischen Salons wohl noch weniger zu reimen weiß. Im Saale der Neueren blühen liebliche Blumen auf versunkenen Gräbern der erhabenen Alten. Man fühlt sich hier schon mehr zu Hause und bei seines Gleichen. Gerne sieht man Winckelmanns Büste an dieser Stelle; Bandels Charitas vermißte ich dagegen. — Am heutigen Theresentage ist es laut und bunt genug in der Stadt. Bei'm feierlichen Hochamte in der Frauenkirche wiegte ich mich so recht in dieser Kirchenpoesie. Unter den Arcaden und im Schloßgarten wogte die schöne Welt auf und nieder. München hat hier ganz die Physiognomie einer großen Stadt: sie ist schön, in eleganter Toilette, zu Zeiten mit großen Manieren und etwas diplomatischem Tick; dabei ein gewisser künstlerisch genialer Blick, und doch auch wieder manche breite Züge breiter Wohlbehaglichkeit. Mit Bedauern muß ich bemerken, daß der katholische Augenaufschlag, der so wesentlich zur Poesie der römischen Kirche gehört, hier nicht mehr so hervorstechend erscheint. Wie kommt es doch, daß er abnimmt? Ich liebe ihn, diesen Madonnenblick, zumal an den Frauen geringerer Classe, wo man ihn als ganz natürlich und angeboren voraussetzen darf. — Die Strömung riß uns in den Kunstverein, den heutigen

Rendezvous der vornehmen Welt; doch fehlte auch nicht la province à Paris. Eine Landschaft von Bürkel fesselte, als Neuigkeit, die Kenner; ferner das Innere eines spanischen Klosters, von Gaib: ein sonnenheller Kreuzgang, ein ganzes Leben, eine ganze Welt; stundenlang hätte ich mich in dies Bild versenken mögen. Es sind doch hier an der rauhen Isar allein in der Kunst schon viele dichterische Elemente! — Abends gab man im beleuchteten Hause eine Neuigkeit — Preciosa. Der Mond, der sich so schön im Wasser spiegelt, gefiel mir am meisten; aber es erbaute mich, daß am Ende bei der Erkennungsscene die Taschentücher zum Vorschein kamen, wie weiland in einem Ifflandschen Stücke.

5.

München, November.

Neue Bauten im englischen Garten.

Der englische Garten, gewiß eine der schönsten und großartigsten Anlagen der Art, entbehrte bei der üppigsten, schönsten Vegetation und reichen Wasserparthien dennoch des Schmuckes plastischer und architectonischer Monumente.

Um ihm diese zu gewähren, ließ der kunstsinnige König Ludwig den mit lithochromischen Zierden geschmückten jonischen Monopteros erbauen, in welchem nun auch eine Art von runder Stela, theils aus weißem, theils aus farbigem polirten Marmor, aufgestellt worden ist, welche durch passende Inschriften den Zweck des Tempels anzeigt. Die hohen Verdienste der beiden letzten Regenten Baierns um die Anlage und Verschönerung dieses herrlichen Gartens sollen dadurch der Mitwelt beurkundet und der Nachwelt aufbewahrt werden. Folgende Inschrift, von dem erhabenen Erbauer dieses Tempels angegeben, lies't man auf dem obern Absatze jener Stela:

Dem Gründer dieses Gartens
gegen Ende des XVIII Jahrhunderts
Churfürsten Karl Theodor
und
dessen Erweiterer und Verschönerer
im Anfange des XIX
König Maximilian I
errichtete dieses Denkmal
im Jahre MDCCCXXXVI
König Ludwig I.

So ward diesem Tempel die letzte Vollendung gegeben.

Etwas rückwärts stand ein runder, ebenfalls tempelartiger, höchst unförmlicher Bau aus Holz, welcher seit Jahren nur durch beständige Reparaturen vor dem Einsturz gesichert werden konnte. Dieser Bau ward im vergangenen Sommer nun demolirt, und an seiner Stelle ließ der König einen jener schönen, halbrunden Ruhesitze oder Exedern errichten, von welchen wir in den Ruinen des Alterthums und namentlich in Pompeji Ueberbleibsel sehen. Diese Exedra, ganz aus Salzburger Marmor, erhebt sich auf drei Stufen in halbkreisförmiger Gestalt von etwa dreizig Fuß im Durchmesser, und ist an beiden vordern Enden mit geflügelten Löwenfüßen geschmückt. Auf der inneren Seite der Rücklehne steht folgende, ebenfalls von dem erhabenen Erbauer verfaßte Inschrift:

Hier, wo ihr wallet, da war sonst Wald und ein Sumpf.

Da der Platz dieses neuen Denkmals, unter hohen Ahorn- und Eschenbäumen auf einer grünberas'ten Landspitze zwischen zwei fließenden Wassern, sehr schön und paßlich gewählt und die Dimension hinreichend groß ist, so muß dasselbe als eine ebenso zweckmäßige, als verschönernde Zugabe betrachtet werden, welche dem englischen Garten und seinen Besuchern durch die Großmuth Sr. Majestät des Königs gewährt worden ist.

6.

München, Februar.

Carneval. Ein großes Epos. Pinakothek.

Der Carneval ist nun bald wieder vorüber, und wir werden mit leichtem Sinn von ihm scheiden können. Er ist nicht mehr der helle, farbige Bajazzo, der von Thorheit und Lebenslust überquillt und Gassen und Märkte mit seinem Geräusch erfüllt, der dem Menschen die Grillen und Sorgen, die er so ungerne fahren läßt, abjagt und sie, wie gehetztes Wild, vor sich her treibt, um sich über sie lustig zu machen und sie auszuweiden, statt sie, wie es der Mensch wohl zuweilen macht, zum Andenken für ewige Zeiten auszustopfen. Er ist ein kümmerlicher alter Mann, der von einem Glas feurigen Weins und von dem Gedanken an eine ausgelassene Vergangenheit erhitzt, einmal wieder einen Tanz wagt, sich aber leider gleich das Bein verrenkt und mit sauersüßem Gesicht in seinen Großvaterstuhl zurücktaumelt. Man sieht wenig Masken, die beiden Maskenbälle, die bis jetzt im Theater stattfanden, waren nicht stark besucht, auch die Maskeraden im Frohsinn u. s. w. entbehrten des eigentlichen belebenden Pulses, der bei Vergnügungen dieser Art durchaus im Zusammenströmen der Menge liegt, und es läßt sich nicht erwarten, daß die Nähe des Aschermittwochs, von dem wir ohnehin nur noch um einen Hahnenschritt entfernt sind, ein Todte erweckendes Wunder verrichten wird. Im vorigen Jahr, als die Cholera ihren dunkeln Weg durch unsere Mitte nahm, konnte dieß nicht anders sein: wer an's Sterben denken muß, hat keine Zeit zum Leben, jetzt aber darf man es eher auffallend finden. Ich kann es nicht ohne Wehmuth bemerken, wie sich aus dem Kreise des modernen Lebens so nach und nach ein ergötzliches Element nach dem andern verliert, so daß sich unsere Enkel am Ende über Alles, was Fest heißt, aus

Büchern werden unterrichten müssen. Dieß ist freilich höchst natürlich; der Mensch ist ein denkender Thor, der, wenn er ein Kartenhaus bauen will, sich vorher immer nach einem soliden Grund, etwa einen Felsen, umsieht, und der jeder Freude den Eintritt in seine Burg verweigert, wenn sie keinen Reisepaß aufzeigen, sich über das Woher und Wohin nicht gehörig legitimiren kann. Es kann heutzutage eben so wenig noch frische Maskeraden, Vogelschießen u. dgl. geben, als olympische Spiele oder Gladiatorenkämpfe; jene Blumen vertrocknen, weil ihre Wurzel verdorrt ist, wir stehen zu dem Mittelalter in keinem Verhältniß mehr, wir müssen neue Brunnen graben, wenn wir trinken wollen. Die Franzosen waren von einem gesunden Gefühl geleitet, als sie zugleich mit der neufränkischen Republik einen halben Kalender voll neufränkischer Feste stifteten; es mögte nicht überflüssig sein, für die Erfindung neuer, den Tendenzen und Bedürfnissen der Gegenwart entsprechender nationaler oder, wenn man will, kosmopolitischer Lustbarkeiten Prämien auszusetzen. Solch ein Prämienköder ist schon nöthig, wenn aus der Sache Etwas werden soll. Merkurs Beutel vertritt schon lange den kastalischen Quell. Wir könnten z. B. die Erfindung der Wechsel, der Gensdarmerie ꝛc. feiern; auch die Geburtsstunden der Dampfmaschinen und Eisenbahnen gäben, mit Jean Paul zu reden, gute Einschnitte in den Baum des Jahrs, und ein Humorist, dem es an einiger Einsicht in das Wesen der Nationalöconomie nicht fehlte, würde gewiß, wenn er diese Idee mit Wärme ausbrütete, zu lucrativem Resultate gelangen. Denn wir Menschen sehen auf unsern Pilgerfahrten eben so sehr auf die Wirthshäuser, die wir unterwegs antreffen, als auf das Ziel, das wir erreichen sollen, und wenn wir uns bis jetzt für die Nützlichkeitsprincipien noch nicht eigentlich begeistern konnten, so lag dieß darin, daß sie noch zu wenig mit unserm Amüsement in unmittelbare Verbindung gebracht sind.

Statt eines lebhaften Carnevals brachte uns dieser Winter öffentliche Vorlesungen eines epischen Gedichts, die im Odeon gehalten wurden und werden. Die Ankündigung dieser Vorlesungen, die der Verfasser, ein Herr St., im Januar in der Stadt herumschickte, und die hier das allgemeinste Aufsehen erregte, gehört zu den größten Absurditäten, die mir jemals vorkamen. Ich theile Einiges daraus mit. „Der Unterzeichnete — beginnt Herr St. — giebt sich die Ehre, dem hohen und gebildeten Publicum der Haupt- und Residenzstadt München anzuzeigen, daß er im Verlauf dieses Monats sein großes episches Werk „Die Ottoniade, oder das Lied von der Thronbesteigung Griechenlands durch den Wittelsbach-Scheyrischen Prinzen Otto I, eine lyrisch-didactische Epopöe, das Heldenthum des achtzehnten Jahrhunderts darstellend", siebzehn Gesänge in neun bis elf Vorlesungen wegen des allgemeinen Interesses, öffentlich, zu seinem Vortheil, nach dem Manuscript lesen werde." Nun folgt eine Uebersicht des Inhalts, ein tolles mixtum compositum. Dann heißt es wörtlich weiter: „Aus dem vorstehenden Plan ist zu ersehen, daß das Werk die ganze classische Bildung unsers und des vorigen Jahrhunderts umfasse und jedes wichtige Interesse des menschlichen Geistes abhandle; die Recension hat es durchgehends rühmlich bestanden. So ungeheuer und schwierig auch das Unternehmen war, glaubt dennoch der Verfasser vollkommen Genüge geleistet, und den Einwurf, als sei unsere Zeit keines Epos fähig, mit dem glücklichsten Erfolge widerlegt zu haben, indem er seinem Vaterlande und der deutschen Literatur ein Werk lieferte, dessen wir bisher entbehrten, nämlich ein großes Nationalepos, welches an Inhalt und Form durchaus originell vielleicht mit den besten Mustern der Alten dürfte gemessen werden." Hierauf ein Verzeichniß der „handelnden und ehrenvoll erwähnten" Personen, dann — Preise der Plätze. Ich war in einer der ersten dieser Vorlesungen anwesend und fand in dem großen Saal des Odeons

höchstens zwanzig Zuhörer, denen der bescheidene Dichter seine miserablen Hexameter und Pentameter (in diesem Versmaß ist das Epos geschrieben) mit dünner Stimme vortrug. Was unser Theater betrifft, so sehen wir wenig Novitäten, wenn ich die neuen brillanten Decorationen ausnehme, mit denen der „Oberon", den wir jetzt eben deswegen häufig sehen, vor Kurzem ausgestattet wurde.

In der Pinakothek ist seit einiger Zeit die Einrichtung getroffen worden, daß die Besuchenden nach Neigung und Belieben in einzelnen Säälen verweilen können, ohne, wie es Anfangs geschah, von den Aufsehern durch Anforderungen zur Eile im Genuß gestört zu werden. Dieß ist äußerst löblich; früher wurden die Kunstfreunde nur in besonderen Abtheilungen hineingelassen, denen dann allerdings kein zu langer Aufenthalt gestattet werden konnte, damit nicht die später Eingetroffenen, die ungeduldig auf die Erlaubniß zum Eintritt harrten, zu kurz kommen mögten: jetzt kann Jeder sogleich eintreten. Auch von den Fresken, die in der die eigentliche Gemäldegallerie von der einen Seite einschließenden Halle ausgeführt werden, ist jetzt schon Einiges zu sehen: es sind Darstellungen aus der Geschichte der Künstler, welche bedeutende Puncte des inneren und äußeren Lebens derselben ausdrückend, dem Gebäude zur würdigsten und angemessensten Zierde gereichen. Einen umständlicheren Bericht hierüber verspare ich mir jedoch billig bis auf die Zeit, wo das Ganze ausgeführt sein wird.

7.

München, April.

Eine Somnambule. Eßlair als Wallenstein.

Ich hatte dies Mal die Hoffnung, Ihnen einen recht interessanten Artikel schicken zu können, indem in unserer Mitte

plötzlich eine Somnambule erschien; leider aber löſ'te sich die Sache in einen ganz gemeinen Betrug auf. In einem hiesigen Gasthof traf in Gesellschaft mehrerer Männer, von denen der Eine sich ihren Verlobten nannte, eine noch junge Dame ein. Sie war angeblich nur auf der Durchreise begriffen, wußte jedoch gleich zu Anfang allerlei Theilnahme erregende Gerüchte, daß sie nämlich eine Somnambule sei, daß sie von ihrer Krankheit niemals hergestellt werden könne, daß ihr Verlobter mit ihr im geistigen Rapport stehe, daß sie in sehr drückenden äußern Verhältnissen lebe u. dgl. m., im Publicum zu verbreiten. Sobald sie auf solche Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, erkrankte der Verlobte; die arme Somnambule fühlte, wie sie sagte, eine Zeit lang alle Schmerzen mit, die er erdulden mußte, und erkrankte dann selbst. Sie sollte nun in das allgemeine Krankenhaus gebracht werden; als man ihr aber eröffnete, daß ihr Verlobter zurückbleiben müsse, wurde sie von den furchtbarsten Brustkrämpfen befallen. Bei einem dieser Anfälle warfen sich ihre drei männlichen Begleiter auf ihren Körper, um ihn nur im Bette zurückzuhalten; dieß gelang ihnen jedoch nicht, sie ward, des Gegendruckes der drei Männer ungeachtet, zum Entsetzen der Umstehenden, von dem Krampf beinahe vier Schuh hoch über das Bett emporgeworfen, und sank dann röchelnd und athem- ja fast leblos wieder auf ihr Lager zurück. Darauf ward sie mit ihrem „Geistesverwandten" zugleich in's Krankenhaus abgeführt und der Behandlung und genauen Beobachtung der angesehensten Aerzte übergeben, und hier ergab sich schon in wenigen Tagen, daß, woran bis dahin wohl so wenig Arzt als Nichtarzt gedacht haben mogten, Alles nichtswürdige Verstellung gewesen sei. Die Dame suchte, als sie sich entlarvt sah, durch's Fenster aus dem Krankenhause zu entkommen, was ihr mißlang; die Subscription auf das von einem ihrer Gesellschafter, dem „Literaten M. Volkert," angekündigte und mit Ungeduld erwartete Werkchen: „Die Somnambule oder

die Verwandtschaft der Seelen", wurde eingestellt, und wir erfuhren, daß wir einer verschmitzten Schauspielerin, die vermuthlich von den Brettern herunter nicht so viel Illusion verbreiten kann, wie sie dies Mal im wirklichen Leben zu verbreiten wußte, unser Mitleid geschenkt haben. Dieß ist in aller Kürze das Factum, das ich Ihnen nicht vorenthalten zu dürfen glaubte, weil es bedeutendes Aufsehen erregt hat und Gegenstand öffentlicher Besprechung geworden ist.

Unser Theater wurde mit der Vorstellung des Otto von Wittelsbach, worin ein Herr Schenk als Otto auftrat, bis Ostern geschlossen. Es brachte uns in der letzten Zeit ungewöhnliche Genüsse. Eßlair, im Begriff eine Kunstreise anzutreten, trat viermal hinter einander auf: im Wallenstein, im deutschen Hausvater, in den Jägern und im Nathan. Seine großen Leistungen sind längst allgemein anerkannt; es kann eigentlich nur davon die Rede sein, ob und in wie fern er noch immer der Alte ist; und was dieß betrifft, so liegt es wohl Jedem nah, Wallensteins Worte „Ich fühle mich denselben, der ich war", auf den greisen Künstler, der sie aussprach, zu beziehen. Die physische Kraft dieses Mannes ist in der That fast so selten, wie sein Talent, und erregt Erstaunen, wie letzteres Bewunderung. Ich habe ihn nur im Wallenstein und im Nathan sehen können. Vorzüglich im Wallenstein schien er mir die schwere Aufgabe, die der Dichter dem Mimen gestellt hat, auf's Glücklichste zu lösen. Der Dichter macht hier die größten Anforderungen; der Character scheint so unbestimmt gezeichnet, daß den Schauspieler nur zu leicht der Glaube beschleichen mag, er habe freie Hand zu einer eigenthümlichen Schöpfung; wird aber eine der feinen Linien, die ihn umschreiben, überschritten, so entsteht ein gehalt- und haltungsloses Nebenbild. Schwierig ist es überhaupt schon, einen Helden, der Nichts thut, sondern im schroffsten Gegensatz alles Handelns immerwährend über das, was er thun könnte oder mögte, raisonnirt, als Individualität herauszustellen,

die scharf umrissen und in sich bedingt dasteht, die nicht in die gemeine Unbedingtheit der rein vom Zufall abhängigen großen Masse zerschmilzt. Noch schwieriger ist es, der Individualität Wallensteins, der das einzige Mal, wo er activ verfährt, fast wie eine Schachfigur gezogen wird, die tragische Würde zu erhalten; wie manchen „Friedländer" haben wir uns gefallen lassen müssen, an dem sich das Schicksal, als es seine Windbüchse gegen ihn abschoß, im eigentlichsten Verstande blamirte.

Eßlair. Das Schauspielhaus. Die Zeitschrift von Philipps und Görres. Pinakothek.

Diese Schwierigkeiten wird der Künstler nur beseitigen, wenn er es anschaulich macht, daß die dunklen Vorsätze und halben Entschlüsse Wallensteins aus seinem Fanatismus und aus dem sonderbaren Zusammentreffen der Umstände hervorgehen, sein Schwanken und Zaudern dagegen aus seiner reinen Menschlichkeit, und die nächste Ursache seines Untergangs, sein Verhältniß zu Octavio, aus beiden zugleich. Dadurch wird seine Unentschlossenheit geadelt, seine Zweifel werden in höherem Sinn zu Thaten, die Liebe zwischen Max und Thekla hört auf, bloße Episode zu sein und erhält Bedeutung für die Grundidee der Tragödie, und das Ganze geht als ein erschütternder Commentar des geheimnißvollen Worts: „Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!" an der Seele vorüber. Aus diesem Gesichtspunct hat Eßlair den Wallenstein aufgefaßt. — Nathan der Weise erhält sich schon ein halbes Jahrhundert auf dem Repertoire: ich kann mich aber dessenungeachtet nicht überzeugen, daß er ein Theaterstück ist. Es ist durchaus nur der nackte Verstand, der kühl durch den Nathan hindurchgeht; Alles wird aufgehellt, erklärt, und am Ende wird uns bei diesem Licht doch Nichts deutlich, als daß es — nicht ausreicht; keine Spur jener Alles umfassenden, höchsten Vernunft, die das echte Kunst-

werk so wunderbar ausfüllt, und die, obgleich in ihren Fügungen hier nicht weniger unbegreiflich, wie im Weltall, den Menschen schon dadurch, daß er ihr Dasein und Wirken ahnt, im Innersten beschwichtigt. Daß übrigens diese großartige Gedankenschlacht einen unverlierbaren, eigenthümlichen Werth hat, der von dem poetischen nicht abhängt, versteht sich von selbst. Ich kann mich daher auch nicht freuen, wenn ein bedeutender Künstler den Nathan zu einer seiner Lieblingsrollen macht, obwohl ich die Kunst, die er aufbietet, um da, wo das Vortreffliche außerhalb des Kreises liegt, das Mögliche zu erreichen, zu schätzen weiß. Eßlair, als Nathan, wird in meiner Erinnerung gewiß lange als ein maximum fortleben; er ließ sich keinen Moment, der wirklich Darstellung zuläßt, entgehen. —

Ich komme von der Bühne auf das Schauspielhaus, welches jetzt, was sein Aeußeres betrifft, eine Aenderung erleidet. Es werden nämlich an den Wänden desselben enkaustische Malereien angebracht. Ob diese dem Hause, das in einfach-edlem Styl erbaut ist, neben den reinen Säulen des marmornen Portals zur Zierde gereichen werden, dürfte fraglich sein; doch wird es von nun an wohl mit dem neuen Postgebäude, das mit ähnlichen Malereien geschmückt ist, mehr harmoniren, wie bisher, und so dürfte der Max-Josephs-Platz durch die Aenderung auf jeden Fall gewinnen. Das untere Frontispice wird eine bisher noch fehlende Uhr mit einem zur Nachtzeit zu beleuchtenden Zifferblatt erhalten. — Die Herrn Dr. Philipps, Professor der Rechte an der hiesigen Universität, und Dr. G. Görres geben eine neue historisch-politische Zeitschrift heraus, die, wie es in der Ankündigung heißt, die Ueberzeugungen des katholischen Deutschlands im Gebiet der Geschichte und des Rechts vertreten, und als ein geistiger Mittelpunct alle Gleichgesinnten zur Vertheidigung der kirchlichen und politischen Ordnung vereinigen soll. Die Ankündigung wirft zugleich einige wunderliche Seitenblicke auf den Gebrauch und die Macht der periodischen Presse, die über die

Tendenz des Blattes Manches errathen lassen, die ich jedoch nicht interpretiren will. Auf jeden Fall wird diese Erscheinung auch dem Protestanten nicht unwillkommen sein; die neuesten Ereignisse haben uns den factischen Beweis geliefert, daß der heilige Stuhl seine verjährte Protestation von 1648 endlich verfolgen zu können und zu müssen glaubt, und es ist auf beiden Seiten ein Gewinn, wenn jede Parthei sich gründlich und unverholen ausspricht. Daß sich unter den Mitarbeitern der Verfasser des Athanasius befindet, bedarf nicht der Bemerkung. — Ueber die in der Pinakothek befindlichen Gemälde ist jetzt der von den Kunstfreunden so sehnlich erwartete Katalog erschienen, welcher es demjenigen, der in der Kunstgeschichte keine bis in's Einzelne gehenden Kenntnisse besitzt, möglich macht, diese reiche Gallerie mit größerem Nutzen, wie bisher der Fall war, zu besuchen. Es wird Ihnen vielleicht nicht unlieb sein, wenn ich einen kurzen Durchflug durch die Pinakothek zum Gegenstand meines nächsten Berichtes mache.

II.

Zweite Hamburger Zeit.

1839.

Gemälde von München.

1839.

I.

— Sie wünschen von mir ein Gemälde des *Münchner* Lebens und Treibens. Es ist leicht, Ihrem Wunsche zu entsprechen, wenn ich mir erlauben darf, dasjenige, was vereinzelt und abgetrennt für sich dasteht, in partiellen, locker oder gar nicht mit einander verbundenen Bildern darzustellen. Es würde mir jedoch schwer fallen, an jeder der vielfachen, sich dem Beobachter entgegen drängenden Erscheinungen den organischen Punct, aus dem sie hervor wächs't, oder den Faden, der sie alle verknüpft, mit Bestimmtheit und Sicherheit nachzuweisen. Ich kann dem Gemälde eine Feinheit nicht geben, welche dem Gegenstande selbst mangelt; es fehlt München an einer Grundformel, auf die man die meisten großen Städte Deutschlands zurückzuführen vermag, und grade hierin liegt seine Eigenthümlichkeit. Die wunderlichsten und verschiedenartigsten Elemente, solche, die sich gegenseitig auszuschließen, sich unmöglich zu machen scheinen, mischen sich oder durchkreuzen sich vielmehr in dieser Stadt. Der strenge Katholizismus, der nicht allein unser bombenschleuderndes Jahrhundert, der die Zeit selbst in ihrem innersten Princip verneint, und der vor dem ersten Gedanken, wie vor dem Selbstmord, zurückschaudert, blickt uns aus allen Ecken an; er blickt uns an, nicht als hohläugiges, sich aus dem Grabe hervorstehlendes Gespenst, sondern wohlbeleibt und zählebig, mit der eisernen Gesundheit eines Großvaters, der seine rothen

Enkel nicht bloß zu wiegen sondern auch noch zu bestatten Miene macht. Dennoch hat neben diesem Katholizismus sich ein ödes Protestantenthum, der Tod in umgekehrter, häßlicher Gestalt zu entfalten gewußt, ein Protestantenthum, das die Musik geächtet, das Phantasie und Empfindung zum Hungertode verdammt und die Religion zum saft- und kraftlosen Pumpernikel, der die nüchternste, aller Begeisterung unfähige rationelle Theologie für den Hausbedarf bäckt, herabgesetzt hat. Wie aber jener Katholizismus einen verlorenen Sohn zählt, der trotz seiner Rechtgläubigkeit den heiligen Vater für ein überflüssiges Uebel hält, so hat auch dies Protestantenthum in seiner gläsernen Durchsichtigkeit den dunkelfarbigsten Pietismus aus seinem Schooß geboren; es giebt geistliche Zusammenkünfte für junge Damen, wo sie Erbauung und in der Regel auch einen Mann finden, Tractätchen werden verbreitet und verschlungen, Richtwege zum Himmel aufgespürt und mit Begierde und Stolz eingeschlagen. Aehnliche Gegensätze treffen wir, um einstweilen, wie es sich für die Einleitung schickt, die politischen Beziehungen unberührt liegen zu lassen, in der Kunst, die zwischen antiker Gemessenheit und romantischer Ineinanderwirrung aller stofflichen und formellen Gränzen hin und her schwankt. Freilich läßt sich fragen: Wo treffen wir sie nicht, diese Gegensätze? Sie sind tief bedingt in uns'rer Zeit, die krank und nachtwandelnd, Dinge thut, die sie nicht thun will, Höhen erklimmt, von denen sie bei'm Erwachen herabstürzen muß; die aus Vergangenheit und Zukunft ihre Fieberphantasieen spinnt und vielleicht eben in ihren wildesten Abirrungen die meiste Aufmerksamkeit verdient. Doch ist es entschieden, daß sie nirgends so grell hervortreten, wie in München, und dieß ist der Grund, weshalb fast keinem Urtheil, das jemals über diese, das Urtheil herausfordernde und neckende Stadt ausgesprochen wurde, die relative Wahrheit bestritten werden kann.

II.

Es fehlt München unendlich viel, was andere Städte reizend und interessant macht; dennoch wird sich ein Jeder, der dort längere Zeit lebte, seines Aufenthalts in München mit Vergnügen erinnern und gern einmal dahin zurückkehren. Dieß kommt zum Theil von der örtlichen Lage, die, obgleich an sich kahl und matt, nach allen Seiten hin die anziehendsten Ausflüge gestattet. Wie schnell kann man in Wien, in dem göttlichen Salzburg sein? Die Tyroler Alpen winken verführerisch und drängend herüber; auf dem Wege zu ihnen trifft man die schönsten Landseen; Italien selbst ist nah'. Es ist aber dem Menschen mehr um den Schlüssel zum Paradiese, als um das Paradies selbst zu thun, und, Einer der weiß, du kannst die herrliche Reise morgen erleben, wenn du nicht bis übermorgen warten willst, hat in dieser bloßen Möglichkeit einen sehr reellen Genuß. Auch ist die Umgebung von München nicht ganz so schlecht, als man sie sich gewöhnlich denkt. Es giebt an der Isar hinauf manche liebliche Parthie; Neuberghausen, die Menterschweig und vor allem das waldbekränzte Großhesselohe sind sehr angenehme Puncte. Die Isar ist übermüthig-lebendig, und zieht sich, wie eine strotzende Ader, durch die lang-weilig-ernsthafte Ebene hin; wilde Bergmassen verbauen in der Ferne den Horizont: man sieht doch manches, wenn man es auch nicht hat. Vorzüglich fesselt an München, daß die Stadt noch nicht fertig ist, daß sie sich täglich verändert, gleich demjenigen, der in ihr wohnt. Den chamäleonartigen Menschen drückt die eherne Dieselbigkeit der Natur; wir würden uns in der Welt zehn Mal besser gefallen, wenn Gott von Zeit zu Zeit die jetzt schon sechstausendjährige Decorationen, die ihren Schöpfer zu überdauern drohen, verändern mögte. München scheint mit sich selbst im Krieg zu liegen; man weiß nicht, wird die neue Stadt die alte verzehren, oder diese jene, und hiedurch

nehmen Häuser und Straßen, die anderwärts bei der Ewigkeit verassecurirt zu sein scheinen, die Farbe des auf Kampf und Anstrengung verwiesenen jungen Lebens an. Die hellen, frischen Vorstädte umschließen mit weiten Armen, in die Hamburg und Altona zur Noth noch mit hinein gingen, die eigentliche Stadt, und der Fremde, der bisher die stolzesten Gebäude, Palläste und pallastartige Häuser erblickte, sieht sich seltsam überrascht, wenn er endlich in das alte München hinein tritt und sich überzeugt, daß der Weg schöner war, als das Ziel. Doch, sobald er in diesen langen, hier übermäßig breiten, dort sich ungewöhnlich zuspitzenden Gassen wandelt, steigen andere Gedanken und Empfindungen in ihm auf: er sieht, daß er es nicht mehr mit einer freien Schöpfung des Geistes, sondern mit einer Zwangsgeburt des Zufalls und der blinden Nöthigung zu thun hat; er fragt die Straße, warum sie sich grade an dieser Stelle krümmt, die Häuser, warum sie an jener so dicht zusammenrücken; er lächelt wohl gar über die moderne Kurzsichtigkeit, die einen Buckel dadurch zu verdecken sucht, daß sie ihn mit Flittern behängt. Durch alle alte Städte wandeln die Schatten verblichener Jahrhunderte, und in den Mittagsstunden, bei'm neuesten glänzendsten Sonnenschein erkennt man sie am deutlichsten.

III.

Ich komme auf die in neuerer Zeit theils schon entstandenen theils erst entstehenden öffentlichen Gebäude. In München wird mehr gebaut, wie in irgend einer andern Deutschen Stadt, und die dabei betheiligte Bairische Kammer mag dieß betrachten, wie sie will, ich, von meinem Gesichtspuncte aus, kann mich nur freuen, daß es geschieht. Das architectonische Genie hat in mir oft das tiefste Mitleid erregt; es kann das größte sein und muß, weil ihm die Mittel zur Verkörperung seiner Ideen nur

von außen her kommen können, spurlos und ruhmlos aus der Welt gehen und kann sogar, weil es sich dem Unverstand und der Blödsichtigkeit verdingen muß, gezwungen werden, wider seinen eignen heiligen Geist zu freveln und, im Vollgefühl des Schönen und Echten, das Gemeine und Nichtige in's Leben zu rufen. In München hat es Gelegenheit sich zu entfalten. Ein kunstliebender König ist von der rühmlichen Leidenschaft erfüllt, sein Andenken in dem Lande, das er beherrschte, in der Stadt, die er bewohnte, durch würdige Denkmäler möglichst lange lebensfrisch zu erhalten. Er baut Klöster, Blinden-Institute, Kirchen, Palläste, Bibliotheken, genug Alles und Jedes, was einem Palladio leicht macht, zu zeigen, daß er da ist. Man kann freilich die Frage aufwerfen, ob nicht eben, weil so viel geschieht, das wahrhaft Große ausgeschlossen wird; man kann bemerken, daß die Begeisterung nicht zu addiren vermag, daß der Mensch nicht, um einen Berg zu bewundern, im Geist hundert zerstreut umher liegende Hügel zusammenzählt. Doch muß man nicht vergessen, daß die Zeiten, wo ein Cölner oder Straßburger Riesenbau angefangen werden konnte, vorbei sind. Durch die Jahrhunderte läuft jetzt nicht mehr, wie ehemals, ein eiserner Faden; wir sind heute für dieß entzündet und morgen für das; wir treten mit Füßen, was unsere Väter heilig hielten, wir dürfen uns von unsern Söhnen und Enkeln keines Bessern versehen und thun wohl, wenn wir uns mit Allem, was wir vornehmen, beeilen. Wir bauen in liebenswürdiger Naivetät deshalb geistig und materiell gern so, daß die Nachwelt ohne große Gewissensbisse wieder niederreißen darf, was wir aufrichteten; wir ersparen ihr sogar zuweilen diese Mühe, indem wir die Sachen so einrichten, daß sie höflich und zuvorkommend zur rechten Stunde in sich selbst zusammenbrechen. Ich will dieß keineswegs speciell auf München bezogen haben, und es trifft München nur so weit, als es die ganze Welt trifft, aber es ist unläugbar.

Die Glyptothek, Klenzes erste und nach meinem Gefühl,

trotz der oft und mit Recht gerügten Mängel, beste Arbeit, ist längst fertig; so viele Urtheile sie aber auch bereits über sich hervorgerufen hat, so ist doch noch immer ein neues selbständiges möglich. Der Tadel, der sie treffen mag, fließt aus der Rücksicht auf den Zweck des Gebäudes und trifft daher eigentlich den Punct, wo die Architectur als Kunst, die zugleich herrschen und dienen soll, sterblich ist. Es mag immerhin sein, daß die in ihr aufgestellten Antiken in minder reicher Umgebung bedeutsamer hervortreten, daß sie den Beschauer, der sich jetzt auch in den sie umschließenden prächtigen Räumen mit Lust und Freude ergeht, alsdann gewaltiger anziehen und ausschließlicher an sich fesseln würden. Doch trifft der letzte Eindruck der Glyptothek durchaus mit dem letzten Eindruck dieser großen Kunstwelt zusammen; neben dem tiefen Ernst wird spielende Heiterkeit und frischer Lebensmuth im Menschenherzen erregt, die unerschöpfliche Fülle der Welt, die sich hinter einer anscheinend versplitterten Mannigfaltigkeit verbirgt, drängt sich uns entgegen; der letzte Eindruck ist es aber allein, der in Rechnung kommen kann. Die Pinakothek ist großentheils, jedoch im Innern noch nicht völlig ausgebaut. Sie liegt außerhalb der Stadt, wie die Glyptothek, und dieser schwesterlich nah'. Wenn die Glyptothek eine edel-nachlässige Hohheit characterisirt; wenn sie einer Königin gleicht, welche die Krone eben auf den Nachttisch legte, aber nur, weil sie weiß, daß sie der Krone nicht bedarf, um zu der ihr gebührenden Ehrerbietung zu gelangen, so prangt die stolze Pinakothek in wohl bewußter, sich in sich selbst zusammen nehmender Würde; der Bairische Löwe bewacht den Eingang zu ihr und ein Riese (ein wirklicher, der sich als solcher früher auf Jahrmärkten hat sehen lassen) ist Portier. Die innere Einrichtung ist vortrefflich. Die Pinakothek ist nicht ausschließlich Gemäldesammlung im engern Sinne; sie ist zugleich zur Aufbewahrung von Original-Handzeichnungen, Kupferstichen, hetrurischen Vasen und Porcellain-Malereien be-

stimmt. Die letztgedachten, theilweise ebenfalls reichen Sammlungen sind jedoch bis jetzt noch nicht darin aufgestellt. Das Vestibule wird von vier jonischen Marmorsäulen getragen; bei'm Eintritt bemerkt man zur Linken zwei breite Marmortreppen, die, in der zweiten Hälfte sich in eine verlierend, zu dem herrlich verzierten Vorsaal, dem Saal der Stifter, führen, welcher die lebensgroßen Bildnisse der um die Kunst verdienten Bairischen Regenten enthält. Der vortheilhaften Wirkung wegen ist die Kuppelbeleuchtung gewählt, und das Licht ist mit Ausnahme des achten Saals, wo es störend durch die breiten Seitenfenster fällt, durchgehends gut. In neun Säälen und dreiundzwanzig Cabinetten sind nun die besten der früher in der Münchner und der Schleißheimer Gallerie aufbewahrten Gemälde, sinnreich und instructiv nach Schulen geordnet, aufgestellt. Der Glyptothek vis à vis erhebt sich die für den Gottesdienst der in München anwesenden jungen Griechen bestimmte Basilika. Sie ist ihrer Vollendung im Innern, wie im Aeußern noch ziemlich fern und gewährt, gedrückt und am Boden klebend, wie eine Schnecke, keinen freundlichen Anblick. Die Form ist nicht national, und noch weniger schön; ob und in wie weit sie christlich ist, will ich nicht untersuchen. Imposant ist die Ludwigsstraße, in der sich Prachtgebäude an Prachtgebäude reiht, fast zu imposant für München, weil sie Erwartungen erregt, denen nicht entsprochen wird und nicht entsprochen werden kann. Der Magistrat der Stadt hatte eine gute Idee, die er leider, weil die Realisirung zu viel gekostet hätte, unausgeführt ließ. Die Ludwigsstraße verläuft sich nämlich nach oben in zwei unverhältnißmäßig schmale Gassen, die sie, wie ein Paar Fühlhörner auszustrecken scheint. Diese beiden Gassen verbindet etwa 80 bis 100 Schritte höher hinauf die schnurgrade Perusagasse, so daß sich der Ludwigsstraße ein plumper Häuserzirkel entgegenstemmt, der ihr im eigentlichen Verstande die Krone raubt, indem er die neue Residenz und die einfach-würdige Theatinerkirche, die sonst prächtig und stolz hervortreten würden,

versteckt, ja verdrängt. Nun war es im Werk, die erwähnten Häuser abzubrechen; doch, wie ich schon bemerkte, die Sache zerschlug sich am Kostenpunct. In der Ludwigsstraße zieht vor Allem die Ludwigskirche die Aufmerksamkeit auf sich. Sie ist nicht erhaben, sie athmet keine Majestät, aber sie ist anmuthig und lieblich; man glaubt, wenn die Morgensonne ihr heitres buntes Dach, aus dem zwei Thürme hervorsprossen, hell bescheint, die Blüte des Steins zu erblicken. In ihrem Innern führt Cornelius, den ich später zu besprechen gedenke, seine großgedachten Compositionen aus. Der Ludwigskirche gegenüber erhebt sich, fast kastellartig, das neue Universitätsgebäude, welches, nicht an und für sich, aber seiner Lage wegen, zu den mannigfaltigsten Betrachtungen Anlaß giebt. Das jetzige Universitätsgebäude liegt im Mittelpunct der Stadt und macht es Professoren, wie Studenten, möglich, fast in jedem Quartier derselben zu wohnen; bei dem neuen ist das Gegentheil der Fall. Auch drängt sich die Frage auf, wozu denn das jetzt überflüssig werdende alte Gebäude, das ehemalige Jesuiter-Collegium, verwandt werden wird. An die Universität schließt sich still und prunklos das Blinden-Institut und eine andere fromme Anstalt. Diesen gegenüber liegt die neue Bibliothek, ein sehr schönes Gebäude, nicht grämlich-gravitätisch, wie ein in sich selbst vermodernder Foliant, sondern keck und kräftig in's Leben hinein ragend, ein Bild der Wissenschaft, wie sie sein sollte. An der Residenz wird noch immer fortgebaut. Der sich längs dem Hofgarten hinziehende Flügel, oben von Statuen von Schwanthaler, welche die acht Kreise des Königsreichs Baiern vorstellen, geschmückt, ist von einer bewunderungswürdigen Zierlichkeit. Er enthält den Thronsaal, in welchem die Bildnisse großer Deutscher Kaiser prangen werden. In Verbindung mit der Residenz steht die Allerheiligencapelle, welche in ihrer dämmernden Helle das Herz zauberhaft ergreift. In byzantinischem Styl (auf Goldgrund) sind hier die Hauptmomente der jüdischen und der ersten christlichen Kirche

von Heß mit seinem steifen, aber markigen Pinsel dargestellt; die Fehler des Malers kommen merkwürdiger Weise diesen seinen Arbeiten zu Gute; der byzantinische Styl verlangt eine gewisse Eckigkeit, ein, wenn nicht todtgeborenes, so doch einschlafendes Leben. Das mit enkaustischen Malereien verzierte, am Residenzplatz, der Residenz vis à vis belegene neue Postgebäude scheint mir den Effect zu sehr in Contrasten zu suchen; daß das in Griechischem Styl gebaute Theater mit seinen Marmorsäulen ähnliche Verzierungen erhalten soll, will mir nicht gefallen, es ist nicht unmöglich, daß der Residenzplatz durch die Veränderung gewinnt, indem das weiße Theater allerdings gegen den grünlichen Pallast und das rothe Rathhaus bisher zu stark abstach, aber es ist gewiß, daß das Theater dadurch verliert. Der in der Vorstadt auferstehende Gothische Dom ist zu groß für die Vorstadt und zu klein an und für sich. Die Gothische Bauart fordert das massenhaft Ueberwältigende und dieses fehlt.

IV.

Der Deutsche Bürger und Mann — Beides ist identisch, denn der Deutsche muß Bürger sein, bevor er sich als Mann zu fühlen wagt — ist sich allenthalben so ziemlich gleich. Er trägt im Süden, wie im Norden, Schlafrock und Nachtmütze, und nur die Façon ist verschieden; er ist so lange ein Haase, bis ihm von Obrigkeits wegen der Befehl ertheilt wird, in der Gestalt eines Löwen zu erscheinen, er ist Kosmopolit, aber nur Sonntags Nachmittags von 5 bis 10 Uhr; er ist ein Pulverthurm, der mitten im Wasser steht und der nur dann zu fürchten ist, wenn Gewitter aufziehen. Dennoch muß man ihn respectiren, denn er respectirt sich selbst; er geht mit sich um, wie mit einem geladenen Gewehr, und zittert vor dem Kannibalen, den böse Verhältnisse aus ihm machen könnten. Und das

ist eben der Fluch, der eigenthümlichste, des Philisterthums: erzeugt es einmal einen frischen, lebenskräftigen Sohn, so muß dieser es sich als höchste Aufgabe setzen, seinen Vater zu ermorden.

Weshalb sollte ich mich daran machen, den Münchner speciell zu schildern, d. h. grau in grau zu malen. Er ist ein Deutscher und die Nähe des Italiäners dient nur dazu, zu zeigen, daß er von fremden Sitten und Gebräuchen Nichts annimmt, mögen diese ihm auch noch so dicht auf den Leib rücken. Doch hat der Münchner, der Tradition nach, einst einen höhern Aufflug gewagt, freilich nur, um vor dem Fliegen auf ewig Abscheu zu bekommen. Es war damals, als man in Griechenland ein neues Königreich etablirte. Da ergriff der Drang, sich zu hellenisiren, die ganze Stadt; Miltiades und Themistokles wurden populair in den Kaffeehäusern; man kam von Mittelsendling auf Marathon zu sprechen und reis'te über Großhesselohe nach Thermopylä; es war eine schöne Zeit. Jetzt weiß man nur zu gut, daß in Griechenland Nichts golden ist, als der Sonnenschein; man kennt jeden Riß in der Mauer von Athen, und, den König ausgenommen, verläßt Alles, was Baier heißt, ein Land, das an seiner Auferstehung zu Grunde geht.

Der Münchner Bürger arbeitet weniger und genießt mehr, wie irgend ein anderer. Ueberhaupt ist es der Gedanke an den Genuß, der ganz München electrisirt. Und der höchste Genuß, ein gutes Glas Bier, wie leicht und wie billig ist er zu haben! Wer drei Kreuzer in der Tasche trägt, kann eintreten, in welches Kaffeehaus oder in welchen Garten er will; er wird auf's Prompteste bedient und bekommt, als immer schmeckende Zugabe, ein freundliches Gesicht obendrein. Mag über alles dieß hochmüthig witzeln, wem es behagt; es liegt etwas Wohlthuendes darin, daß Menschen der verschiedensten Classen, die anderwärts schneidend-scharf von einander abgesperrt sind, hier ein und dasselbe Bedürfniß haben und es in einem und demselben Local

befriedigen. Es ist für den Geringen eine Art Satisfaction, wenn er zuweilen mit dem in der Gesellschaft höher Gestellten in irgend eine, wenn auch noch so gleichgültige Berührung tritt, und diese Satisfaction ist ihm zu gönnen, da er, weit entfernt, zudringlich und prätentiös zu sein, sich gerade in der Nähe des über ihm Stehenden am meisten zu bescheiden weiß.

Eine and're Frage ist es, ob das übermäßige Biertrinken an sich selbst nicht ein Uebel ist, und ob die Bairische Nation, wenn sie nicht seit drei Jahrhunderten Bier getrunken hätte, sich nicht glänzender und selbständiger entwickelt haben würde. Man muß die riesenhaft ungeheuren Fässer in den Bierhäusern und Sommerkellern gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen, wie viel Bier allein in München ausgetrunken wird; die bis zum Niederbrechen beladenen Wagen der Brauer durchziehen unablässig die Straßen, um den Schenkwirthen die nöthigen Quanta zu bringen, und die Dienstmägde erblickt man fast nicht, außer mit dem Bierkrug am Arm. Der Bierkrug aber ist der Feind des Genies; er rundet die Bäuche, treibt die Gesichter bis zum Zerspringen aus einander, und röthet die Nase; dagegen erstickt er den Geist und löscht sogar das Auge aus. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß die ganz unläugbare Armuth Baierns an Männern, die Kunst und Wissenschaft bedeutend förderten, und manche frostige Erscheinung mit dem Biertrinken in innigem Verhältniß steht.

So viel ist gewiß, bis jetzt gehört das Bier zum Münchner Bürger, wie seine Seele. Daran knüpft sich denn vieles And're, was dem Fremden auffällt: der schlendernde Gang, der sich bei jedem Schritt nach dem Ziele umsieht, die Scheu vor weiten Spatziergängen, das Großväterlich-Behagliche des ganzen Körpers, der nur für's Sitzen, für's Ausruhen vom Nichtsthun, geschaffen zu sein scheint. Das Gespräch dieser Leute, so wie es nur vom Bier erweckt wird, betrifft auch einzig und allein das Bier; maulfaul und verdrießlich-ernsthaft sitzen sie sich gegenüber und unter-

halten sich, wie Liebende, mit Blicken; endlich schlägt der Eine den zinnernen Deckel des Krugs zurück, nippt, schüttelt mit einer vielsagenden Miene den Kopf, nippt noch einmal und seufzt: Alles wird schlechter; der Gevatter legt die Pfeife aus der Hand, räuspert sich, trinkt ebenfalls und sagt: Ja, Ja! Dann schauen sie sich um, ob nicht irgendwo die Kellnerin sich blicken läßt; hat diese das Unglück, an ihnen vorüber zu kommen, so wird sie aufgehalten, man disputirt mit ihr darüber, ob das auch wirklich frisch angezapft worden sei, was die Kellnerin natürlich mit Festigkeit behauptet; man leert inzwischen das Glas und bestellt ein zweites, denn so groß wird die Indignation nicht, daß man, wenn man einmal sitzt, wieder aufsteht und ein anderes Wirthshaus besucht.

Weit anziehender ist es, die *Münchnerinnen* zu schildern. Das Weib ist ein zarter, bildsamer Stoff in der Hand der Natur, es ist, mehr als der Mann, den klimatischen Einflüssen unterworfen, es setzt der formenden Gewalt keinen unfruchtbaren Widerstand entgegen, und befindet sich am wohlsten, je öfter es sich häutet. Im Weibe liegt eine unendliche Perfectibilität, die, bisher gehemmt und zurückgehalten, durch sociale Verhältnisse, vielleicht bei kräftiger, freier und unabhängiger Entwickelung der Menschheit ganz neue Richtungen geben wird. Die Münchnerin ist das gerade Gegenstück ihres Mannes; man begreift nicht, wie sie ihn heirathen konnte, und sie würde es auch gewiß nicht gethan haben, wenn ihr eine and're Wahl geblieben wäre. In ihr pulsirt schon der Süden, nur wenig noch mit Eis und Schnee versetzt; Italiänische und Deutsche Elemente kämpfen in ihrem Herzen um die alleinige Herrschaft; da ist zugleich hastig aufblitzende Gluth und rührende Treue; der rothe Kometenstral ungebändigter Leidenschaft schießt auf, aber die Deutsche Thräne stürzt schaamhaft nach und erstickt ihn. Seht das Münchner Mädchen, wenn es im goldnen oder silbernen Riegelhäubchen, anmuthig-stolz, sich selbst gefallend und

über dies Gefühl leise erröthend, auf den Markt oder zum Tanze geht; seht es besonders, wenn es, das duftige, in Korduan gebundene Gebetbuch in der Hand, in die dunkle Frauenkirche eintritt, wenn es vor irgend einem aus seiner Nische marmorkalt und marmorstumm herabschauenden Heiligen niederknieet und ihm unter brünstigen Gebeten ein Geheimniß anvertrauet, das ihr die Wangen glühen macht; seht es und fragt euch, ob ihr eine lieblichere Erscheinung kennt. Das Münchner Mädchen ist sinnlich, ja; aber denkt dabei nur nicht an die häßliche, lichtscheue, Norddeutsche Sinnlichkeit, die etwas Anders sein will, als sie ist, und die Nichts mehr verabscheut, als sich selbst. Jene Sinnlichkeit ist besserer Art, sie wurzelt in dem süßen Mysterium der Liebe, sie weiß, daß sie da sein darf, und wagt, da zu sein; dazu kommt der dunkle, mit Sternen geschmückte Hintergrund des Katholizismus, es ist reizend an einem Mädchen, wenn sie katholisch ist und dennoch der Gottesverlorene Ketzer von ihren Lippen speis't.

V.

Nach diesen allgemeinen Umrissen gehe ich zur Betrachtung des Einzelnen über. Als erster Gegenstand bietet sich mir das Theater dar. Es ist bei dem jetzigen Zustande der Deutschen Schauspielkunst überhaupt keine Schande für dasselbe, daß wenig daran zu rühmen ist. Man hat den Verfall des Deutschen Theaters mit einer Aengstlichkeit beklagt, als ob von unserm letzten Gut (und nur der Bettler hat ein letztes Gut) die Rede wäre; man hat den Gründen dieses Verfalls mit dem gewissenhaftesten Eifer nachgespürt und sie in den verschiedenartigsten Dingen zu finden geglaubt. „Wir sind nicht frei, wie könnten wir ein Schauspiel haben!“ sagt der Eine und zeigt einige Neigung, im Interesse der dramatischen Kunst eine Revolution

zu beginnen. „Wir sind ja nicht einmal eine Nation — unterbricht ihn ein Anderer — wir existiren überall nicht; wir bieten dem Dichter kein Ziel dar, wohin soll er seine Pfeile richten?“ „Thut Alles nichts — behauptet der Dritte — aber wir haben keine Hauptstadt und darin liegt's!“ Alle drei führen etwas Richtiges an, nur beweisen sie nicht das Rechte. Soll das Theater für ein Volk Bedeutung haben, so muß es dies Volk selbst, die Darstellung seiner innersten Lebenselemente und seines durch diese für alle Zeiten bedingten und voraus bestimmten Geschicks sich zur Aufgabe machen. Dazu gehört, daß dies Volk sich als Volk kenne und fühle, daß es in einer seine gesammten Zustände und Richtungen umfassenden und concentrirenden Hauptstadt Gestalt und Physiognomie annehme, und daß es zu Allem, was die Welt bewegt, in einem würdigen und durchaus freien Verhältniß stehe. Stellt ein Theater sich diese Aufgabe nicht, oder kann und darf es sich dieselbe nicht stellen, so verliert es seine Bedeutung für die Nation und sinkt zum Zeitvertreib Einzelner herab; für den Zeitvertreib giebt es aber nur polizeiliche, keine ästhetischen Vorschriften. Die Anwendung des bisher Gesagten auf Deutschland ergiebt sich von selbst; es kommt jedoch noch etwas Anderes in Betracht. Der Deutsche wurzelt in seinem Gemüth; was er spricht und thut, kommt aus dieser Quelle; das Gemüthsleben eignet sich nicht für die dramatisch-theatralische Darstellung. Das Deutsche Drama hätte also selbst in dem Fall, daß alle übrigen Bedingungen günstig wären, einen Stoff, der es vernichtet, so wie es ihn berührt; wie könnte es gedeihen? Daher kommt es wohl hauptsächlich, daß das Theater den Deutschen zu keiner Zeit echtes Bedürfniß wurde; ihnen mußte jämmerlich zu Muthe werden, sobald sie sich einmal im Bilde erblickten, zumal, da ihre Vergangenheit zu ihrer Gegenwart paßt, wie das scharfgeschliffene Richtbeil zu dem schuldgebeugten Nacken des Sünders.

Das Münchner Theater excellirt noch immer mit einer

Berühmtheit, die sich nun schon ein halbes Jahrhundert conservirte, mit Eßlair. Eßlair ist zwar längst pensionirt und laborirt an der Wassersucht; doch feiert sein Genius in dem siechen Körper von Zeit zu Zeit eine halbe Auferstehung, und das, was er noch jetzt leistet, läßt auch denjenigen, der ihn in den Jahren seiner Kraft und seiner Mannheit nicht gesehen hat, auf die Größe und Eigenthümlichkeit seiner frühern Leistungen schließen. Ich sah ihn im Lear, im Nathan und im Wallenstein, der Ifflandischen Stücke, an die man nur ungern Geist und künstlerisches Vermögen verschwendet sieht, gar nicht zu gedenken. Sein Lear ist Stück- und Flickwerk und schwerlich jemals etwas Besseres gewesen; Einzelheiten, zuweilen aus den Tiefen herausgeholt, aber ohne den zusammenhaltenden organischen Faden, der freilich in dieser Tragödie des Bewußtsein-durchblitzten Wahnsinns schwer zu erfassen, noch schwerer zu verfolgen ist. Sein Nathan ist, wie das Lessing'sche Stück: groß, aber kalt; er ist, was er sein soll, aber man kann es ihm nicht danken. Meisterhaft ist sein Wallenstein; diesen nachtwandelnden Helden, der immer fällt, wenn er bei'm Namen gerufen wird, und der nicht siegen durfte, wenn er nicht uns're Achtung verlieren sollte, giebt er ganz den meistens nur leise angedeuteten Intentionen des Dichters gemäß, in ergreifender Wahrheit. Doch — Eßlair lebt nicht mehr, er steht nur noch zuweilen von den Todten auf. Als erste Liebhaberin fungirt fortwährend Madame Dahn. Es ist eine Künstlerin, der man das Prädicat brav nicht verweigern kann; sie läßt es an Ernst und Studium nicht fehlen und hat sogar geniale Anflüge, mit denen sie zu wuchern weiß. Am befriedigendsten ist sie in intriguanten und vornehmen Rollen; in allem Uebrigen kommt sie dem Vortrefflichen so nah, daß man sich — von ganzem Herzen nach dem Vortrefflichen zu sehnen anfängt. Herr Dahn verschwendet an seine Darstellungen zu viel Gemüth; die Thräne hat nur dann den Werth der Perle, wenn sie sich rar macht, wie die Perle.

Sein Max Piccolomini ist ein einziger, endloser Seufzer; keine Faser vom Helden und Mann. Sein Edgar im Lear ist eine Fontaine, der es nie an Wasser gebricht. Herr Dahn ist noch nicht zu alt, um diesen seinen Fehler ablegen zu können; er sollte seinen Fehler, der aus einer weichen innigen Individualität hervorgeht, durch Tact und Maaß zur Tugend erheben, dann würde er in manchen Rollen, und vornämlich in denen, die er jetzt mitunter unausstehlich macht, Ausgezeichnetes leisten. Ein sehr beachtungswerther Künstler ist Herr Jost; allenthalben an seinem Platze, nirgends störend, nie sich hervordrängend, und doch nicht selten die Lebensader einer Darstellung, in Einigem, z. B. in Ludwig XI. vortrefflich. Die Oper hat ihre Hauptstützen an Herrn Pellegrini und Dem. von Hasselt. Herr Pellegrini ist vielleicht der einzige Italiäner, der in Deutschland fett wurde. Er stellte sich im letzten Winter, als ob er sterben wollte, und ganz München gerieth in Angst; aber der Schalk kehrte drei Schritt vom Kirchhof wieder um und that der guten Stadt den Gefallen, fortzuleben. Seine Stimme conservirte sich, wie er selbst, was man von dem ersten Tenor, Herrn Bayer, nicht sagen kann. Dem. von Hasselt thut das Ihrige; ich vermogte ihr nie Geschmack abzugewinnen. Mad. Mink steht ihr zur Seite; es ist schwer zu sagen, ob zur rechten oder zur linken. Dieß wäre das Personal, die Intendantur ist die alte. Es gereicht ihr in meinen Augen zur Ehre, daß sie von dem Neuen nur das, was allgemeineren Anklang findet, nicht aber jeden Versuch, der hie oder da schwindsüchtig über die Bretter schleicht, zur Aufführung bringt, daß sie dagegen manches Alte, was schon für immer aus der Erinnerung des Publicums zu verschwinden droht, zurückruft. Man sollte es allenthalben so machen, dann stände es, wo nicht gut, so doch besser. Das Theater am Isarthor, das sich unter dem Director Carl der größten Theilnahme erfreute und für München ein wirkliches Bedürfniß war, ist längst einge-

gangen. An seiner Statt hat sich in der Vorstadt Au, unter der Direction eines Herrn Schweizer, ein anderes etablirt, das nur in den Sommermonaten spielt und durch Localpossen zu belustigen sucht. Eine kleine zusammengedrückte Bude, von der das Sonnenlicht ausgeschlossen ist, damit es die Talgkerzen nicht beschäme. Hier zieht man die Röcke aus, Nudeln und Aepfel werden verspeis't, Nüsse geknackt, das Rauchen wird aus Rücksicht — nicht auf die Damen, sondern — auf die Polizei und die Brandversicherungsanstalt, verbeten; zuweilen fällt wohl auch zur Abwechselung ein Zank, wo nicht gar eine gelinde Schlägerei vor. Ade, Musentempel!

VI.

Ein äußerst wichtiges Institut für München ist die Academie der bildenden Künste. Ueber diese ist jedoch von allen Seiten längst so außerordentlich viel geschrieben worden, daß es unverantwortlich wäre, wenn auch ich mich ausführlich darüber verbreiten wollte. Ich will mir nur ein Paar Bemerkungen über das Institut und dessen Idee erlauben, und daran eine Darstellung des practischen Zustandes, so weit ich Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, knüpfen.

Die Frage, ob Kunstacademieen der Kunst mehr schaden oder nützen, ist oft aufgeworfen, und nie beantwortet worden. Nicht läugnen läßt sich, daß eine Masse von Erfahrungen, die in der Werkstatt des einsamen Künstlers verloren gehen, auf der Academie Allgemeingut werden, daß dem aufkeimenden Talent die so schwierige Aneignung des Technischen dort bedeutend erleichtert wird, und daß solche Institute eine Einwirkung der öffentlichen Stimme sowohl, wie einzelner hochgestellter Personen auf die Kunst, welche in den künstlerischen Individuen, wenn diese für sich dastehen, oft eigensinnig die wunderlichsten Wege

einschlägt, vermitteln. Es läßt sich aber auch nicht in Abrede stellen, daß jede Kunstacademie, so wie sie längere Zeit besteht, etwas Zunft- und Handwerkmäßiges annimmt, daß der Künstler, der echte Sohn Gottes, der nur aus seines Vaters Hand Speise und Trank annehmen soll, sich in ihrer trüben Atmosphäre als einen Arbeiter im gemeinen Sinne des Worts betrachten lernt, kurz, daß die Kunst an den Opfern, die man ihr in ihrem eignen Tempel bringt, erstickt. Dann ruft die Academie eine Unzahl von Halb-Talenten, die, während sie vom Eigentlichen nicht die entfernteste Ahnung haben, sich doch technische Geschicklichkeit erworben, in's Leben; sie nimmt jeden Schüler auf, der die nöthigen Geldmittel hat, während der Meister die seinigen zuvor sorgfältig prüft und denjenigen, der nicht die Hoffnung späterer tüchtiger Leistungen in ihm erweckt, zurückweis't. Diese Halb-Talente sind theilweise zur elendesten Existenz, zum ewigen Wollen und Nicht-Können, verdammt, der Gefahr des Verhungerns, der sie ausgesetzt sind, nicht einmal zu gedenken; anderntheils sind sie es, die, weil sie den Launen und falschen Richtungen des Publicums schmeicheln, weil sie aus begreiflichen Ursachen das Verwerfliche und Unstatthafte, wenn es gesucht wird, besser und leichter, wie das echte Talent, das nur trauernd den Gott um die Silberlinge verläugnet, zu liefern verstehen, den wahren Künstler um seine Wirkung, so wie um die durch den Ertrag seiner Bestrebungen bedingte anständige Stellung, bringen. Auch frägt es sich, ob es wirklich ein Vortheil ist, wenn man dem jungen Genie, das noch schlaftrunken in der Welt, wo es künftig herrschen soll, umhertappt, Alles, was es braucht, in die Hand steckt, ob es nicht besser wäre, es selbst suchen zu lassen. Der Weg, auf dem wir ein Ziel erreichen, ist oft bedeutender, als das Ziel.

So viel ist ausgemacht, darf eine Kunst-Academie überhaupt existiren, so darf sie vor Allem in München existiren. Dieser Reichthum an großen Vorbildern in allen Gattungen der Kunst,

wie ihn die Pinakothek darbietet, wird in jeder Deutschen Stadt, wenn wir Dresden ausnehmen, vergebens gesucht. Dazu kommt die schon im Eingang dieses Abrisses berührte Lage der Stadt. Streifereien im Hochgebirge und in Tyrol, Ausflüge nach Salzburg und Wien, größere Reisen nach Rom und Neapel: welcher Ort böte etwas Gleiches dar? Und doch: wie nothwendig und unentbehrlich ist die Gelegenheit zu steten Veränderungen des Aufenthalts eben dem Künstler! Er zehrt von der Welt, die ihn umgiebt, das Herrlichste, was er hervorbringt, ist das Product seiner Amosphäre, welche die schaffende Kraft in seinem Innern erregt und befruchtet, das gierige Auge weidet aber das Paradies selbst in kurzer Zeit ab, wenn kein Wechsel eintritt.

Cornelius steht als Director an der Spitze der Academie. Seine Wirkung auf die jungen Maler ist groß und zu groß. Es kann wohl Niemanden einfallen, an der hohen Genialität, an der in der Kunstgeschichte Epoche machenden Bedeutung dieses außerordentlichen Mannes zu zweifeln; wer auch nur die Umrisse zum Faust gesehen hat, wird fühlen, daß er keine gewöhnliche Erscheinung vor sich sieht, womit das Jahrhundert wenigstens zehn Mal in die Wochen kommt, er wird erkennen, daß er vor einem Wunderschacht steht, aus dem ihm der verborgene Reichthum einer himmlischen Natur klar und rein entgegen glänzt. Cornelius ist indeß, und hiemit spreche ich seine Vorzüge, wie seine Mängel aus, ein zu individueller Künstler, um in der Art und dem Maaße, wie etwa Raphael und Tizian, zum Vorbild dienen zu können. Cornelius hat sich selbst, sein angebornes Schöpfungsvermögen und seine Eigenthümlichkeit an den ihm gestellten Aufgaben entwickelt und auf diese Weise in unserer bankerotten Zeit die ganze Fülle und Majestät der Kunst in sich zur Anschauung gebracht, doch kann man wohl nicht behaupten, daß er die Kunst weiter gefördert, daß sie durch ihn Progressionen gemacht habe. Dieß ist auffallend, aber es erklärt sich durch das ganz eigene Verhältniß,

worin bei ihm Stoff und Form zu einander stehen. Bei fast durchgängig romantischem Inhalt seiner Darstellungen (die wenigen mythologischen Gemälde in der Glyptothek zählen nicht), geht er auf die allerstrengste, auf eine ihm oft unter'm Pinsel gefrierende Plastik aus, die dem Inhalt nicht congruent ist, und verwirrt dadurch jene holde Klarheit, zu der der Nerv seines Talents ihn dennoch unaufhaltsam drängt. Hieraus entspringt ein unausgleichbarer Widerstreit, das Romantische und das Antike kämpfen zusammen, und der Sieg bleibt unentschieden, weil der Künstler mit gewaltsamer Hand die beiden feindlichen Elemente auf dem letzten Puncte in und durch einander flicht, zuweilen, obgleich sehr selten, wie der Henker Körper und Rad. Wahrscheinlich hat Cornelius, wenn er nicht unbewußt auf diesen Weg gerieth, es sich bei'm Ausgang seines Bildungsprocesses als Ziel gesetzt, die Versöhnung des Unversöhnbaren zu versuchen und zwischen zwei getrennten Welten eine Brücke zu erbauen; die Brücke brach ein, und leider glaubte er, an den Trümmern sei Etwas zu retten.

Cornelius führt jetzt in der Ludwigskirche sein jüngstes Gericht etc. aus. Bewundern muß man seinen Genius, der mit den Evangelien und der Genesis an den Füßen sich in den freiesten Aether hinauf zu schwingen, der sogar mit St. Peters Schlüssel das Allerheiligste der Kunst aufzuschließen vermag. Gott, als Weltenschöpfer, in dem Augenblick dargestellt, wo das geheimnißvolle Wort: „es werde!“ trunken über seine Lippen fliegt, um die dunkeln Quellen der Natur aufzureißen, ist vielleicht das Größte, das Herrlichste, was in dieser Sphäre jemals geschaffen ward. Er schwebt erhaben bewegt über der Weltkugel und hat die Hand erhoben, als ob er dem Chaos die Millionen Gestalten vorbildete, in denen es die brausenden, glühenden Keime entlassen soll, sein Mantel wallt, und aus allen Räumen quellen jauchzende Massen von Engeln hervor, in denen man die ersten, noch von dem neuen Leben berauschten,

und kaum selbständig erwachten Wesen, die in Jubel und Dank zerrinnen, zu erkennen glaubt.

Wie sind sie denn, die jungen Künstler, die aus einem solchen Born des Lebens Erquickung und Stärke trinken könnten, und die ihn entweder dummklug und knabentrotzig ignoriren, oder sich mit Haut und Haar hinein stürzen? Man theilt sie am bequemsten nach ihren Röcken ein, denn die fallen besser in die Augen, wie ihre Talente. Da finden sich nun diverse Raphaele, ausgezeichnet durch das bekannte schwarze Barett, unzählbare Dürer, kennbar am langen Judenbart und am Knotenstock, und viele alte Meister mehr, die als Gespenster durch die Straßen wandeln, und sich unter einander sehr verachten. Die schöne Zeit, wo man Hand in Hand ging, phantastisch-muntere Feste einrichtete und eine streng abgeschlossene stolze Genossenschaft bildete, ist längst vorüber. Man geht jetzt am liebsten allein, man mischt sich in die Kreise der Philister, um einen Käufer für ein mittelmäßiges Bild, oder doch einen Mann, der borgt, aufzuspüren, man stürmt die Treppe, die unter den Arcaden zum Local des Künstlervereins führt, hinauf, um zu untersuchen, ob nicht der intimste Freund sich durch eine matte, mißrathene Composition lächerlich gemacht hat. Für München ist der Aufenthalt all der Maler in der Stadt nicht segensreicher, als die Niederlassung der Heuschreckenwolke in Egypten; sie lassen allerdings viel aufgehen, sie lassen nicht allein so viel aufgehen, als sie haben, sondern weit mehr, aber das ist eben das Unglück. Das Völkchen ist keineswegs schlimm geartet, die Herren bezahlen ihre Schulden herzlich gern, wenn sie nur können, sie machen sich, wenn die Last gar zu schwer wird, aber auch kein Gewissen daraus, sie durch die Flucht zu erleichtern, und die letztere gelingt trotz des stehenden Heeres von Gensdarmen, die jeden Sperling, der ein Waizenkorn pickt, zu spießen drohen, immer außerordentlich leicht.

Diese letztere Schilderung rührt ihren Elementen nach von

einem Künstler her, der seit Jahren in München lebte und sich auch eines besseren Zustandes erinnerte, sie ist also gewiß zuverlässig. Daß sie nur auf die Massen paßt, nur auf die zahlreichen Stiefsöhne der Kunst, denen die Mutter Nichts schenkt, als ein testimonium paupertatis, bedarf hoffentlich nicht erst der Bemerkung.

Lesarten und Anmerkungen.

Abkürzungen.

Bw. = Fr. Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Herausgegeben von F. Bamberg. Zwei Bände.

Tgb. = Fr. Hebbels Tagebücher. Herausgegeben von F. Bamberg. Zwei Bände.

Nachlese = Fr. Hebbels Briefe. Nachlese. Herausgegeben von R. M. Werner. Zwei Bände.

Schwabacher Lettern = Gestrichenes. *h* = Hebbel eigenhändig.

(Alle in dieser Ausgabe benützten Handschriften besitzt, wo nicht das Gegenteil bemerkt ist, das Goethe- und Schiller-Archiv.)

Wesselburner Zeit.

I. (1830)

H Foliohandschrift in meinem Besitz (vgl. Mirandola Bd. V, S. 327); diese Aphorismen stehen H^1 S. 2f. 5 und 6; S. 5 enthält nur 6, 79—86.

---

*II. Ideen-Kaleidoscop.

J Dithmarser und Eiderstedter Bote. 30. Jahrgang. 12. Reise, Donnerstag, den 24. März 1831. Sp. 182 anonym. Für Hebbels Autorschaft spricht Z. 10 ff. und 14 f.

III. Zwei Übersetzungen.

J ebenda. 30. Jahrgang. 19. Reise, Donnerstag, den 12. May 1831. Sp. 296—297. Über das Pseudonym vgl. Kuh, Biographie I S. 133, es war der Name von Hebbels Neufoundländer. „Monarchen" heissen in Schleswig-Holstein die „Sachsengänger".

IV. Wie die Krähwinkler ein Gedicht verstehen.

J ebenda. 30. Jahrgang. 23. Reise. Donnerstag, den 9. Juny 1831. Sp. 360 f.

V. Dem Schullehrer P. C. Dethlefsen in Brösum!

J ebenda. 30. Jahrgang. 37. Reise. Donnerstag, den 15. September 1831. Sp. 591 f. Von Dethlefsen war in der 35. Reise, 1. September 1831. Sp. 562 unter der Überschrift „Sprüchw.

Salom. Cap. 18, V. 13“ ein Gedicht erschienen, das sich gegen Hebbels in früheren Nummern gedruckte „Einfälle“ richtete und akrostichisch die durchschossenen Worte zeigte: Lächerlich — machst Du Dich — durch den Einfall! In der 39. Reise vom 29. September 1831 erstand Dethlefsen ein Verteidiger, Philanthropos nennt er sich und schreibt zu Omikron, den 20sten Spt. 1831. Es war wohl Pastor und Schullehrer D. Dieckmann in Ording (vgl. Brief an Hedde vom 7. October 1831. Bw. I S. 6f.). In späteren „Reisen“ mischten sich auch noch andere in den Streit, Hebbel aber, der anfangs antworten wollte, schwieg dazu.

---

*VI. Aphorismen.

J ebenda. 30. Jahrgang. 48. Reise. Donnerstag, den 1sten December 1831. Sp. 769. anonym. Für Hebbels Autorschaft spricht Z. 16ff., das mit „Genoveva“ und späteren Äusserungen aus Kopenhagen stimmt.

---

*VII. Anekdoten.

J ebenda. 32. Jahrgang. 10. Reise. Donnerstag, den 7ten März 1833. Sp. 163f. unterschrieben *H* 14, 11ff. stimmen mit „Diamant“ III 1. vgl. Bd. I S. 478.

---

*VIII. Aphorismen.

J ebenda. 32. Jahrgang. 37. Reise. Donnerstag, den 12ten September 1833. Sp. 600f. anonym; besonders 12ff. sind echte Überzeugung Hebbels.

Erste Hamburger Zeit.

H Quartband mit den hsl. Aufsätzen und Kritiken des „Wissenschaftlichen Vereins von 1817“ im Besitze des Vereins, mir 1898 von dem damaligen Vorsitzenden Herrn H. Ruete in Hamburg gütigst zur Benutzung gesandt. Leider hat der Buchbinder besonders Hebbels Handschriften beim Beschneiden geschädigt, doch lassen sich die Lücken meist mit ziemlicher Sicherheit ausfüllen, was in [ ] geschehen ist.

—

IX. Goethes Faust. Hebbel erhielt Gravenhorsts Aufsatz (Nr. 366) am 19. Mai 1835 als Letzter, trotzdem folgt seine Kritik (4 Seiten) unmittelbar hinter dem Aufsatz. Dieser ist nicht uninteressant, in dem Versuch, die Wetten zwischen Mephistopheles und dem Herrn, wie zwischen Mephistopheles und Faust in Einklang zu bringen, sogar geistreich. Gravenhorst meint, Mephistopheles gewinne immer, weil die Wetten einander widersprächen: gewinne Faust, so hat der Herr verloren; verliert Faust, so gehört er der Hölle, wenn auch der Herr gewann. Auch der Versuch, den Faust nach dem ersten Teil zu ergänzen, zeugt für einen weiteren Blick. Dafür blieb dem Vf. der zweite Teil verschlossen, was er scharf, aber bescheiden ausführt. Wenn man die nichtssagenden Kritiken der übrigen Teilnehmer mit jener Hebbels vergleicht, dann merkt man seine grössere Reife.

—

6 wie schwer es ihm wurde, den „Faust“ für eine Nacht zu erlangen, ist bekannt, vgl. Kuhs Biographie I S. 142. 74 aus diesem Gedankengang lässt sich Tgb. vom 1. August 1835 (I S. 14) erklären: Es läßt sich wohl eine Abgränzung, nicht aber eine Vollendung des Götheschen Fausts denken. Wenn der Faust vollendet werden sollte, müßte zuvor die Philosophie vollendet werden.

—

X. Einfluss der Poesie. *H. H.* Schwabes Aufsatz (Nr. 365) erhielt Hebbel als Letzter am 2. Juni 1835. — 3 Seiten.

—

13 die Zahlen beziehen sich auf Seiten und Zeilen des Aufsatzes. 14 Eindruck nämlich der Poesie auf das Gefühl. Nach Schwabe soll der Leser von den gleichen Bewegungen und Leidenschaften durchdrungen werden, von denen sich der Dichter bei der Entwickelung seiner Gedanken durchdrungen fühlte. 15 Schwabe: Fühlen wir uns nicht noch begeistert zum Kampf für Freiheit und Vaterland, wenn wir Körners Kriegslieder lesen? 27f. vgl. Uhlands „Gesang und Krieg“, erstes Gedicht, zweite Strophe mit kleiner Änderung 31 nämlich: sich Eingang in die Herzen der Menschen zu verschaffen. 52 Schwabe: Da der Dichter uns in seinen Werken fast immer eine ideale Welt zeigt, nur das Hohe und Erhabene mit herrlichen Farben malt, das Niedrige und Gemeine aber stets verabscheut und es uns in einem grellen, unangenehmen Lichte zeigt . . . 63 Schwabe schliesst, daß unter allen Gaben, womit die Götter die Menschen beschenkt haben, die Poesie die schönste und werthvollste sey. Es ist interessant, wie Hebbel diesen Superlativ abschwächt.

XI. Stein der Weisen. Ahlers' Aufsatz (Nr. 367) hatte Hebbel vom 16.—19. Juni 1835, die Recension (1 Seite) las er am 7. Juli vor.

XII. Judas. Vortmanns Aufsatz (Nr. 373) hatte Hebbel vom 23.—26. Juni 1835. Seine Kritik (3 Seiten) ist vom Buchbinder geschädigt. Vortmanns geistreiche Verteidigung des Judas scheint bei Hebbel nachgewirkt und ihn zu dem Plane bestimmt zu haben, Judas als den Abergläubigsten hinzustellen (vgl. Bd. V S. **317**, 8); ich habe die Stelle Vortmanns in meinem Buche „Vollendete und Ringende“ (Minden i. W. 1900. S. 293—296) drucken lassen.

---

12 Vortmann führt die Gründe an, die gegen den Diebstahl des Judas sprechen.

XIII. Toleranz. Als Letzter erhielt Hebbel den Aufsatz Kunhards (Nr. 374) am 30. Juni 1835. — 1 Seite.

XIV. Geistesvermögen. Den Aufsatz Kunhards (Nr. 368) hatte Hebbel vom 3.—7. Juli 1835. — 2 Seiten.

XV. Selbstbeherrschung. Bei diesem Aufsatz (Nr. 369) fehlen die Empfangsdaten, am 18. August wurde die Kritik (2 Seiten) gelesen.

XVI. Geisteskräfte der Tiere. (Nr. 375) hatte Hebbel vom 14.—17. Juli 1835. — 2 Seiten.

---

5 Schwabe: ihre ganze Thätigkeit beschränkt sich nur auf körperliches Wohlbefinden . . . von geistiger Lust finde ich bei den Thieren keine Spur . . . 10—41 stehen auch im Tgb. vom 16. Juli 1835 (I S. 11f.), darnach ist die Lücke ergänzt.

XVII. Vaterlandsliebe. Nr. 370 war vom 21.—24. Juli 1835 bei Hebbel. — 2 Seiten.

33—35 Im Uebrigen bis Schluss zugesetzt, nachdem die Kritik schon unterschrieben war.

XVIII. Körner und Kleist. Hebbel las seinen Aufsatz am 28. Juli 1835, es wurde beschlossen, dass ihn jedes Mitglied fünf Tage — statt der gewöhnlichen drei — behalten dürfe; zuerst erhielt ihn Voigt, am 15. October kam er an Hebbel zur Selbstkritik zurück, dann bekamen ihn Alberti und Vortmann. Die Handschrift (Nr. 378) umfasst ausser dem von Hebbel eigenhändig geschriebenen Titelblatte 37 Seiten eigenhändig in Quarto; die Paginirung Hebbels ist nur mehr an einigen Stellen erhalten, da *H* vom Buchbinder unbarmherzig beschnitten wurde, so dass am unteren Ende der Seiten je ein bis zwei Zeilen fehlen. Zum Glücke liess sich Kuh den Aufsatz abschreiben, ehe er dem Buchbinder in die Hände fiel, und aus dieser im Goethe- und Schiller-Archiv vorhandenen Abschrift lassen sich die Lücken ergänzen. Hebbels Citate im Tgb. I S. 16ff. müssen nach dem 27. October gemacht sein.

34, 2 Ungenaues Citat aus Laokoon XXIII, wörtlich nur die besonders hervorgehobenen Worte 14 vgl. Tgb. I S. 16. 21ff. vgl. Tgb. I S. 16. **35**, 26 Lied über Traum vgl. Uhlands „Traum" S. 249f. **38**, 27 „Kriegslied der Deutschen", nicht „Germania an ihre Kinder", wie Kuh Biographie I S. 206 annimmt. 32 gelichtet, [Bären und] **41**, 9 könnte. über sollte. **42**, 1 8te statt sechste **44**, 17 entwürdigt, über beschmutzt, 22 ihm — die über er von der **49**, 27 Gunst über Gabe vgl. Judith Bd. I S. **64**, 5ff. **51**, 18 Zeichen über Beweise **54**, 9f. in — Bravour über im Muth **56**, 30 es [fast an] **57**, 19 das Folgende im Tgb. I S. 17 23 hat, hinter enthält **58**, 1 ist [solchem nach] **59**, 7 die [würdigen] 10 l. Indem

---

XX. Unsterblichkeit. Bielenbergs Aufsatz (Nr. 377) hatte Hebbel vom 28. Juli bis 4. August 1835. — 4 Seiten.

36 Rauch gemacht über Zusammensturz gerettet 43—63 vgl. Tgb. vom 1. August 1835 (I S. 15) 46 einschließenden über umgebenden 90—94 später zugesetzt z. T. auf Rasur der Unterschrift

XXI. Selbstbeurteilung. Krogmanns Aufsatz (Nr. 371) hatte Hebbel vom 11.—23. August 1835. — 2 Seiten.

XXII. Was treibt den Menschen? Voigts Aufsatz (Nr. 379) hatte Hebbel vom 11.—18. August 1835. — 4 Seiten.

32ff. Voigt sagt vom Egoismus der Märtyrer, sie handelten so, um sich . . . in Abrahams Schooß zu setzen und von den lieben Engelein aufwarten zu lassen, selbst aber höchstens einmal einen Psalm Davids zu Ehren des Herrn zu singen. 41 ihn über denselben 52 wir [der Seele] 61 Moral über Moralität

XXIII Menschenkenntnis. Bei Schneidlers Aufsatz (Nr. 372) bemerkt Hebbel zu dem Empfangstag: den 18. August 1835; wegen Krankheit, die mich an Beiwohnung der letzten Vers. des Vereins verhinderte, habe ich diesen Aufsatz erst am 31. d. M. abliefern können. Hebbel. — 1 Seite

16 diese Vermutung traf zu, Schneidler urteilte sehr scharf über seinen unbedingt schlechten Aufsatz.

Zweite Hamburger Zeit.

Geschichte des dreissigjährigen Kriegs.

Handschrift.

H ein Octavblatt, = H^{16} der „Dithmarschen“, vgl. Bd. V S. 338, enthält ein unterdrücktes

Vorwort.

Diese Geschichte des dreizigjährigen Kriegs ist für das Volk bestimmt und mußte von mir neben anderen Arbeiten von größerer Wichtigkeit in einer Zeit von sechs Wochen abgefaßt werden. Daß ich unter solchen Bedingungen nicht auf gelehrte Resultate ausgehen und noch weniger ein von meinen Vorgängern unabhängiges selbständiges Werk liefern konnte, ist einleuchtend. Ich durfte mich nur um das Verdienst einer lebendigen Darstellung der Hauptmomente des unerfreulichsten aller deutschen Kriege bewerben und glaube, wenn ich mich auch an Galetti, Schiller, Woltmann und Andere anlehnte, dennoch manches Eigene gebracht zu haben.

Der Verfasser.

Drucke.

E^1 Geschichte | des | dreißigjährigen Kriegs. | — | Bearbeitet | von | Dr J. F. Franz. | — | Hamburg, | B. S. Berendsohn. | 1840. | 128 Seiten Kleinoctav Gedruckt durch die Schumacher'sche Schnellpresse bei J. H. Meldau. Es bildete das Doppelbändchen 9 und 9a der „Wohlfeilsten Volksbibliothek. Herausgegeben von deutschen Schriftstellern“.

---

4 in [ungemein] abgefaßt über geliefert 7 liefern hinter schaffen 8 einer [frischen] 9 glaube, [deßungeachtet]

E^2 Geschichte | des | dreißigjährigen Kriegs. | – | Bearbeitet | von | Dr. J. F. Franz. | Zweite Auflage. | — | Hamburg, B. S. Berendsohn. | 1845. | 156 Seiten Kleinoctav, Conrad Müller's Buchdruckerei. Diese zweite Auflage ist viel weniger sorgfältig corrigiert als E^1 und kam Hebbel vielleicht überhaupt niemals zu Gesicht, ihre wenigen Abweichungen von E^1 brauchten deshalb nicht verzeichnet zu werden. Ich gebe E^1 wieder und corrigiere die Druckfehler wie 131, 6 Lavetten, etc. stillschweigend, behalte jedoch die schwankenden Namensformen bei.

—

98, 14 l. Princip **153,** 20 l. unbedeutendste **167,** 17 l. Princip **190,** 3 l. Wege 5 l. behalten **217,** 4. l. Bischofs

Geschichte der Jungfrau von Orleans.

Druck.

E Geschichte | der | Jungfrau von Orleans. | — | Bearbeitet | von | Dr. J. F. Franz. | — | Hamburg. | B. S. Berendsohn. | 1840. | 128 Seiten Kleinoctav. Gedruckt durch die Schumacher'sche Schnellpresse bei J. H. Meldau. *E* bildete das 11. Bändchen der „Wohlfeilsten Volksbibliothek“. Über die näheren Umstände des Erscheinens vgl. Einleitung S. XXVIf.

—

Quellen.

Charmettes: M. Le Brun de Charmettes, Histoire de Jeanne d'Arc, surnommeé La Pucelle d'Orleans. Paris 1817. Vier Bände.

Fouqué: Geschichte der Jungfrau von Orleans, nach authentischen Urkunden und nach dem französischen Werke des Herrn Le Brun de Charmettes von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin 1826 (nicht 1828). Zwei Bände.

Görres: Die Jungfrau von Orleans. Nach den Prozeßakten und gleichzeitigen Chroniken von Guido Görres, mit einer Vorrede von J. Görres. Regensburg, 1831.

Weilen: Friedrich Hebbel's historische Schriften. Von Alexander von Weilen. in „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Festgabe für Richard Heinzel." Weimar. 1898. S. 435—464.

—

226, 28 ff. vgl. die Bemerkung, die Hebbel zwischen dem 27. Juli und 13. August 1840 eingerahmt an den Rand seines Tgb. I S. 221 schreibt: Warum wirkt die despotische römische Geschichte eigentlich nicht so widerlich, wie die germanische? Weil die romanische Rechts- und Staats-Idee die Freiheit des Individuums ausschließt, während sie sich in der Geschichte (wär' es auch nur durch einen tyrannischen Kaiser) doch zuweilen geltend macht; wogegen die germanische Staats-Idee sie einschließt, die Geschichte sie aber vermissen läßt. **230**, 8 ff. vgl. unter dem Schlagwort Geschichte zwischen 27. Juli und 13. August 1840 (Tgb. I S. 222): Der unbekannte Künstler meißelt seit Jahrtausenden an einem Gott. So wie aber ein schnurrig gestaltetes Stück von Marmor unter seinem Meißel abspringt, laufen wir darnach und rufen: da ist er! Wie wird uns seyn, wenn der Gott einst leuchtend vor uns steht? vgl. auch das Sonett „Der Mensch und die Geschichte" **231**, 15 ff. vgl. Görres Cap. 8. **239**, 11 ff. hier folgt die Darstellung dem 2. und 3. Capitel bei Görres: Von der Heimat der Jungfrau und ihren Eltern"; „Von dem Lebenswandel der Jungfrau in ihren kindlichen Tagen". **241**, 5 ff. vgl. an Christine, Dresden 1. September 1862 (Nachlese II S. 273), die Sprache sollte das Privilegium der Wenigen sein, die ihrer wirklich bedürfen. **243**, 5 ff. vgl. bei Görres, Cap. 4: Von den göttlichen Gesichten der jungen Johanna. darnach ist die Lesart von *E* in 5 Geschichte geändert worden. **246**, 1 ff. von hier Görres, Cap. 5: Wie die Jungfrau Johanna das väterliche Haus verließ. **247**, 7 ff. Görres, Cap. 9: Wie die Engländer sich mit Heeresmacht vor Orleans legten und die getreue Stadt in große Not brachten. **249**, 8 Glacides *E* **254**, 1 ff. vgl. Juli 1840 (Tgb. I S. 222): Was der Behandlung der Jungfrau von Orleans, als Drama, entgegen steht, ist der erbärmliche Character des Königs, um dessentwillen Alles geschieht. **255**, 25 ff. vgl. Görres, Cap. 5: Wie die Jungfrau Johanna das väterliche Haus verließ. **257**, 18 ff. vgl. Weilen S. 440. Fouqué (I S. 199): vielmehr rieth ihm der Hauptmann, mit unritterlicher Rohheit, er möge seiner Nichte ein Paar Ohrfeigen geben .. **257**, 20 von hier nach Görres' 6. Kapitel: Wie Johanna die Jungfrau selbst zu dem Hauptmann ging. **262**, 6 Aufbruch] Ausbruch *E* 7 von hier Görres' 7. Capitel: Von der großen Fahrt der Jungfrau nach dem Hofe des Königs. **263**, 7 Görres' 10. Capitel: Wie der König

und seine Räte die Jungfrau in Chinon empfingen. 9 ff. dieses Motiv behandelt Görres am Ende des 10. Capitels 264, 19 f. Weilen S. 440 f. verweist auf Fouqué; dieser sagt (I S. 224): Das siebzehnjährige Mägdlein — Manche gaben ihr um jene Zeit nur sechzehn Jahre — war von ausnehmend schlankem und hohem Wuchs . . . Ihre Gestalt war kräftig, aber im schönsten Ebenmaaß, die Haut ihres Halses weiß und ihre Hände, obgleich durch bäuerliche Arbeit nerviger als zarte Frauenhände sonst, waren zierlich geformt; die Finger länglich und fein. — Ein Schriftsteller nennt die Farbe ihres Haares schwarz, während uns ihre Abbildungen es vielmehr im schönen Kastanienbraun zeigen, voll reicher Fülle hinter die Schläfe zurückwallend, und von da sich lieblich bis auf die Schultern ringelnd, eben so kurz verschnitten, als es damals die Kriegsleute zu tragen pflegten. Unter einer Stirn von mittlerem Umfange leuchteten ihr die großen, länglich geschweiften Augen in jener Mitteltinte zwischen Braun und Grün; . . . ihr Blick offenbarte eine süße Wehmuth voll unaussprechlicher Lieblichkeit. Augenbrauen . . . bogen sich leise in der Mitte, einen tiefrührenden Ausdruck über das Gesicht wie hinschattend . . . 265, 10 ff. Görres' Cap. 12: Von den langen Verhören, die die Jungfrau zu Poitiers zu bestehen hatte. 267, 1 ff. Görres' Cap. 13: Wie die Jungfrau zur Heerfahrt sich rüstete und ihren Herold zu den Englischen sandte. 26 vgl. Judiths Verhalten in Hebbels Drama Bd. I S. 59, 25 268, 25 von Görres im 10. Capitel erwähnt 33 ff. genau nach Görres, bei ihm auch der Brief, dessen Wortlaut nach Fouqué (I S. 266 ff.) 271, 13 von hier Görres, Cap. 14: Wie die Jungfrau gen Orleans zog, und von ihrem fröhlichen Empfange. 29 ff. vgl. für dieses bei Görres fehlende Gebet Charmettes I S. 103: „Dieu, je te pries que tu faces aujourd'huy pour La Hire autant que tu vouldrois que La Hire fist pour toy, se il estoit Dieu, et que tu fasses La Hire" und Fouqué (I S. 86): Lieber Gott, ich bitte Dich, thue heut für La Hire, was Du möchtest, daß La Hire für Dich thäte, wäre La Hire Gott, und Du La Hire. Fouqué stellt dazu eine niederdeutsche Fassung: Ick bitte Dich Du lewe Gott, Det Du da'st an Mannike Pot, Wat wollt' an Dich du'n Mannike Pot, Wenn he wäre de lewe Gott, Und Du wärest Mannike Pot. Darnach wird die Parallele „Maria Magdalene" Bd. II S. 50, 24 ff. (vgl. die Anmerkung S. 374) erklärt 273, 11 ff. Görres, Cap. 15: Wie die Jungfrau den Englischen gebot abzuziehen. 275, 14 Görres, Cap. 16: Wie die Jungfrau die erste feindliche Feste mit Sturm gewann. 276, 27 Görres, Cap. 17: Der zweite Sieg der Jungfrau. 278, 30 Freitagen] Feiertagen *E*

ein Unsinn **279**, 20 Görres, Cap. 18: Wie die Franzosen die Brückenfeste erstürmen. **280**, 15 ff. vgl. die Äusserung Napoleons, die Hebbel am 14. Juli 1837 notiert, Bd. V S. 47 f. **281**, 26 ff. diese Überlieferung fehlt bei Görres, Charmettes, Schlegel, steht aber bei Fouqué (I S. 337) **283**, 15 Görres, Cap. 19: Von dem Abzuge der Engländer. **284**, 17 Görres, Cap. 20: Wie die Jungfrau zum König zurückkehrte, und ihn zum Krönungszuge aufmahnte. **288**, 12 ff. vgl. München, 16. October 1836 (Tgb. I S. 32 f.): Wenn ein großer Mann eine Rede gehalten und darin bewiesen hat, daß Jan Hagel ein Mensch sey, so spannt Jan Hagel sich anstatt der Pferde vor den Wagen und beweis't dadurch das Gegentheil. **289**, 8 ff. dieser Brief im gleichen Zusammenhange mit gleicher Einleitung bei Görres **290**, 16 Görres, Cap. 21: Die Erstürmung von Jargeau und der große Sieg von Pataÿ. **292**, 18 dieser Name, nicht die Thatsache fehlt bei Görres, der Name steht bei Fouqué I S. 388 **293**, 1 dieses Bruchstück auch bei Görres **295**, 25 die schwankende Schreibung Baugenci und Baugencÿ in *E* **297**, 2 Blänkern *E* vgl. Fouqué (I S. 409): Plötzlich vor den Blänkern aus einem Waldesdickigt aufspringend und gegen Nord-Ost vonhinnen laufend, auch sonst (z. B. 403. 405) bei Fouqué diese Nebenform von „Plänkler“ **298**, 7 Görres, Cap. 22: Wie der König mit der Jungfrau gegen Rheims aufbrach und sie ihm die Thore von Troyes öffnete. 22 vgl. Judith Bd. I S. 53, 25 **299**, 9 vgl. 7. März 1838 (Tgb. I S. 86): Ob es wohl 6000jährige Irrthümer giebt, ich meine solche, zu denen alle, auch die größten, Geister Gevatter gestanden haben! Von der Antwort auf diese Frage könnte das Schicksal der Welt abhangen. **301**, 16 das Datum nach Fouqué (I S. 428, vgl. Charmettes II S. 257 f.) Görres schreibt 23. Juli **302**, 11 Belagerer] Belagerten *E* **304**, 25 eilte] eilt *E* **305**, 2 Görres, Cap. 23: Die Krönung König Karls in Rheims. 21 und 25 die bei Görres fehlenden Namen bot Fouqué (I S. 448 f.) **307**, 31 dieser Brief mit der gleichen Einleitung bei Görres, nur vor Beschreibung der Festlichkeit; hier stimmt Hebbels Text wörtlich. **309**, 8 Görres, Cap. 24: Wie die Jungfrau mit dem König weiter ziehen mußte und ihr Schwert in Stücke brach. **312**, 7 diese Botschaft fehlt bei Görres, findet sich ausführlich bei Fouqué (II S. 28 ff.) 27 Görres, Cap. 25: Die Bestürmung von Paris. **313**, 4 ff. dieses Ereignis bei Görres am Schluss von Cap. 24. **315**, 5 Görres, Cap. 27: Wie die Jungfrau die Feste Sankt Pierre le Moutieres gewann und die Heiligen ihr die Gefangenschaft verkündeten. 33 ff. fehlt bei Görres, vgl.

Fouqué (II S. 62) **316**, 13 bei Görres im 26. Cap. erzählt. 33 Görres, Cap. 27. **317**, 3 Görres, Cap. 26. 13 Görres, Cap. 27. **319**, 27 Görres, Cap. 28: Wie die Jungfrau vor Compiegne in die Hände ihrer Feinde fiel. **321**, 24 vgl. das Epigramm „Ein Erfahrungssatz" **322**, 3 Görres, Cap. 29: Wie es der Jungfrau in der Gefangenschaft erging und von ihren ungerechten Richtern. 25 von hier an durchgehend die Namensform Couchan *E* für Cauchon in den Quellen **323**, 14ff. vgl. August oder September 1840 (Tgb. I S. 224): Als sie gern fliehen will, und die Stimmen es ihr abrathen, springt sie [die Jungfrau von Orleans] vom Thurm herab und denkt, Gott wird mich schon unterstützen, wenn ich nur den Anfang mache. (Historisch.) **326**, 8 Görres, Cap. 30: Von den Verhören der Jungfrau vor den Richtern in Rouen. 28 vgl. Tgb. I S. 224 über Elise, citiert Bd. I S. XLVII. **327**, 20 Görres, Cap. 31: Was die Jungfrau zu ihren Richtern in Rouen sagte. **328**, 2 Görres, Cap. 32: Was sich weiter in diesen Verhören begeben. 20 einer] seiner *E* **335**, 19 Görres, Cap. 33: Die falschen zwölf Artikel. **338**, 24 Görres, Cap. 34: Wie die Jungfrau zur Unterwerfung aufgefordert wurde. **339**, 3 Promoter *E* **342**, 20 Görres, Cap. 35: Von der falschen Abschwörung der Jungfrau. **343**, 5ff. fehlt bei Görres, findet sich bei Fouqué (II S. 266—270) **345**, 23f. von hier wieder Görres **350**, 21 Görres, Cap. 36: Wie die Jungfrau die falsche Abschwörung widerrief. **351**, 27 Görres, Cap. 37: Der schöne und christliche Tod der Jungfrau. **355**, 25 Görres, Cap. 39: Von der Gerechtigkeit, die der Jungfrau zu Theil ward.

Reiseeindrücke.

I.

Correspondenznachrichten.

J Morgenblatt für gebildete Stände. 1836—1838. anonym.

1. Das Octoberfest. Oeffentliche Sammlungen. *J* 1836. Donnerstag, den 27. October 1836. Nr. 258. S. 1031 f. Freitag, den 28. October N. 259. S. 1036. Sonnabend, den 29. October Nr. 260. S. 1040. Montag, den 31. October N. 261. S. 1043f.

371, 7ff. vgl. October 1836 (Tgb. I S. 32)

2. Die Cholera. Menagerie. Schäfflertanz. *J* 1837. Sonnabend, den 4. März 1837. N. 54. S. 215f. Montag, den 6. März Nr. 55. S. 220. Dienstag, den 7. März Nr. 56. S. 223f.

3. Die Osterwoche. Das Fest des St. Georgenordens. Der Bockskeller. Pranger. Der Schauspieler Jost. *J* 1837. Montag, den 29. Mai 1837. No. 127. S. 508. Dienstag, den 30. Mai No. 128. S. 512.

383, 12ff. vgl. „Gemälde von München“ **418,** 8ff.

4. Strauss. Die Gesellschaft. Kunst. *J* 1837. Mittwoch, den 1. November 1837. No. 261. S. 1048. Donnerstag, den 2. November. No. 262. S. 1052.

*5. Neue Bauten im englischen Garten. *J* 1837. Mittwoch, den 6. December 1837. No. 291. S. 1167.

6. Carneval. Ein grosses Epos. Pinakothek. *J* 1838. Mittwoch, den 7. März 1838. No. 57. S. 228.

393, 4ff. vgl. Tgb. vom 7. März 1838: Ueber Nacht hatte ich einen närrischen, mir sehr auffallenden Traum. Ich verzehrte (im eigentlichsten Verstande) die Ottoniade (ein lächerliches Heldengedicht, dessen Vf. sich selber mit den besten Mustern des Alterthums vergleicht) und fand das Gedicht sehr wohlschmeckend, es war dem Spinat ähnlich. vgl. das Epigramm „Traum und Poesie“, erste Fassung. Noch am 15. Februar 1863 (Tgb. II S. 533f. erwähnt er die Ottoniade und ihren Dichter Stolz ausführlich.

---

7. Eine Somnambule. Esslair als Wallenstein. Das Schauspielhaus. Die Zeitschrift von Philipps und Görres. Pinakothek. *J* 1838. Dienstag, den 24. April 1838. No. 98. S. 391f. Mittwoch, den 25. April No. 99. S. 396.

396, 9 „Otto von Wittelsbach“ von Babo   13 über Esslair als Wallenstein vgl. 10. März 1838 (Tgb. I S. 87f. und 96), ferner „Gemälde von München“ **417,** 18ff.   13f. „Der deutsche Hausvater“ von Gemmingen   14 „Die Jäger“ von Iffland   18 „Wallensteins Tod“ III 13 V. 1812: „Noch fühl' ich mich denselben, der ich war“   **397,** 13 Fanatismus ist wohl in Fatalismus zu bessern   22f. „Wallensteins Tod“ I 3 S. 114   24 darin steckt vielleicht Polemik gegen Tiecks Recension von Esslairs Wallenstein in den „Dramaturgischen Blättern“ (Wien 1826, I S. 93ff.) vgl. Tgb. I S. 96.

Reiseeindrücke.

II.

Gemälde von München.

J Telegraph für Deutschland. 1839. May N. 85. S. 673—676. Juny No. 92. S. 729—933. Juny No. 95. S. 753—756. Juny No. 101. S. 804—807. July No. 120. S. 957—959. July No. 121. S. 966—968. Gemälde von München. Von Friedrich Hebbel.

407, 19 Straßburger] Preßburger *J* **410,** 23 Bild] Blick *J* 26 Schwantheler *J* **413,** 3 eine,] einer *J* gleichgültigen *J* **417,** 11 über Esslairs „Lear" vgl. 18. November 1838 (Tgb. I S. 113ff.) und an Elise, 18. November 1838 (Bw. I S. 80 f.) **148,** 12 XI.] IX. *J* vgl. oben **383,** 17 **423,** 10 ein Knotenstock, *J*

Vorläufige Mitteilung.

Im Anschluß an die Gesamt-Ausgabe der „Werke" werden

Friedrich Hebbels Tagebücher

bei uns erscheinen. Herr Professor **R. M. Werner** wird die Ausgabe derselben ebenfalls besorgen; das vollständige Erscheinen der Tagebücher im Jahre 1903 ist gesichert. Wir werden im nächsten Bande den Subscribenten Näheres bekannt geben.

Berlin. **B. Behr's Verlag.**

Herrosé & Ziemsen Wittenberg.